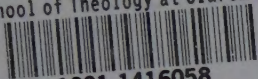


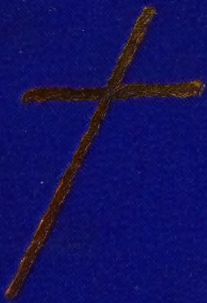
School of Theology at Claremont

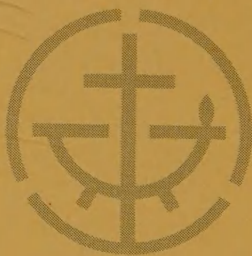


1001 1416058



L. S. Jacoby





Theology Library

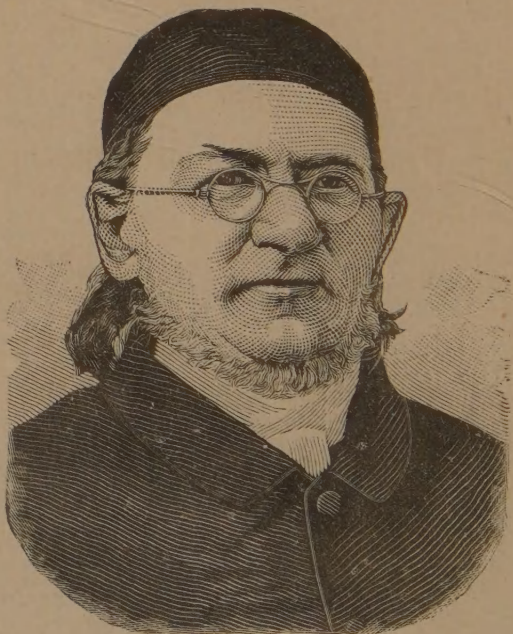
SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT
California

From the library of
Richard A. Wolf

Rev. Richard A. Wolf

To President and Mrs W. F. Warren
in Boston
with kind regards of the author

Ludwig G. Jacoby.



Leffnung läßt nicht zu Oeffnen
werden.

Rom. 5. 5. Ludwig Jacoby.

BX
8495
J3
M3

✓
Ludwig S. Jacobn

der

erste Prediger der Bisch. Methodistenkirche
von Deutschland und der Schweiz.

Sein Leben und Wirken

nebst

einem kurzen Lebensabriß seiner Mitarbeiter

dargestellt

von

Heinrich Mann.

iii



Bremen.

Verlag des Traktathauses, A. Rodemeyer.

Zürich.

Buch- und Verlags-handlung H. J. Breiter.

Theology Library
SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT
California

Vorwort.

Bei der Herausgabe der Lebensgeschichte des teuren Ludwig S. Jacoby, des ersten Predigers der Bischöflichen Methodistengemeinschaft in Deutschland und der Schweiz, hege ich die Hoffnung, daß durch das Lesen nachfolgender Zeilen viele ermuntert werden zu treuer Arbeit im Weinberge des Herrn und zur Standhaftigkeit in Seiner Nachfolge. Jacobys unerschütterlicher Glaube, seine völlige Hingabe an Gottes Werk, sein Ausharren in Zeiten schwerer Prüfungen und sein triumphierender Heimgang werden dem aufmerksamen Leser zur Glaubensstärkung dienen und ihn ermutigen, sich völliger Gott zu weihen.

Andernteils möchte ich hiemit auch der Dankbarkeit, die ich gegen den Vollendeten hege, Ausdruck geben. Er war in der Hand Gottes das Werkzeug, solche Männer zur Quelle alles wahren Glückes zu führen, die dann mir wieder als Führer zu dieser Quelle, zu Jesus Christus, dienten. Auch war er mir während meines Aufenthaltes im Missionshaus in Bremen ein edles Vorbild und später als Vorstehender Ältester ein treuer Berater.

Da mit der Lebensgeschichte Jacobys die Entstehungsgeschichte der Bischöflichen Methodistengemeinschaft in Deutschland und der Schweiz aufs innigste verflochten ist, erschien es geboten, letztere bei dieser Arbeit ebenfalls zu berücksichtigen. Soweit als thunlich, ist dies geschehen.

Auf diese Weise dient diese Schrift auch in etwas der Geschichte der Bischöflichen Methodistenkirche diesseits des Ozeans.

Auch der Mitarbeiter Jacobys, welche einen hervorragenden Anteil an der Gründung genannter Kirche haben, wurde in einem besonderen Kapitel gedacht. Ihre apostolische Wirksamkeit, ihr Eifer und ihre Treue im Dienste Gottes, kann nur anspornend wirken. „Gedenket an euere Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach.“ Hebr. 13, 7.

Ueber alles aber soll der Name Dessen durch dieses Werk verherrlicht werden, der so Großes an den Menschenkindern thut und der eine Herr und Heiland ist über alle Zweige Seiner sichtbaren Kirche auf Erden, Jesus Christus, hochgelobet in Ewigkeit.

Bei der Bearbeitung dieser Biographie dienten mir theils Jacobys eigene Aufzeichnungen, deren jedoch nur wenige vorhanden sind; ferner J. Schlagenhaufs Vorlesung über den Genannten vor den Studenten des deutsch-englischen Collegiums zu Galena, Ill., Ver. Staaten von Nordamerika; hauptsächlich aber eine Anzahl Briefe des Heimgegangenen und persönliche Bekanntschaft mit demselben.

Möge Gottes Segen dieses Büchlein begleiten.

Frankfurt a. M., M.-Missionsanstalt,
im Juni 1892.

H. Mann.

I n h a l t.

	Seite
Kapitel 1. Geburt, Eltern und Jugend	1
„ 2. Befehrung	7
„ 3. Eintritt ins Predigtamt und erste Wirkfamkeit in Amerika	17
„ 4. Als erster Prediger der Bifchöflichen Methodiften= kirche in Deutfchland	33
„ 5. Erfte Wirkfamkeit in Deutfchland und der Schweiz	43
„ 6. Schwierigkeiten im Werke	63
„ 7. Jacoby als Prediger und Seelforger	83
„ 8. Der Superintendent des Werkes in Deutfchland und der Schweiz, der Gründer des Buchgeſchäfts, der Herausgeber guter Bücher und Redakteur ver= ſchiedener kirchlichen Zeitchriften zc.	92
„ 9. Der Direktor und Hausvater des Miſſionshauſes .	111
„ 10. Jacoby in feiner Familie	132
„ 11. Jacoby als Chriſt und etliche feiner Charaktereigen= tümlichkeiten	146
„ 12. Jacoby in feiner Stellung zu andern Kirchen, ins= beſondere zu den Staatskirchen	157
„ 13. Rückkehr nach Amerika, feine Wirkfamkeit daſelbſt und ſein Heimgang	174
„ 14. Die Mitarbeiter Jacobys	194
„ 15. Der heutige Stand des von Jacoby begonnenen Werkes. Hat der Methodismus in Deutfchland und der Schweiz bisher Erfolg gehabt? Schlußwort..	260





Erstes Kapitel.

Geburt, Eltern und Jugend.

Ludwig Sigismund Jacoby wurde am 21. October 1813, drei Tage nach der großen Völkerschlacht bei Leipzig, in Alt-Strelitz, Mecklenburg, geboren und zwar von jüdischen Eltern. Der Vater, ein geachteter Kaufmann, hieß Samuel Jacoby und stammte aus Halberstadt am Harz; er kam jedoch schon frühe nach Alt-Strelitz in Mecklenburg zu seinem Onkel, Simon Jacoby, welcher Oberältester der jüdischen Gemeinde daselbst war. Die Mutter, Henriette, geborene Hirsch, war gebürtig aus Teterow in Mecklenburg. Beide, Vater und Mutter, leiteten nach Jacobys eigener Angabe ihre Abstammung von dem Stamme Levi ab.

Außer ihrem Sohne Ludwig hatten die Eltern Jacobys noch fünf Kinder, also sechs im ganzen. Ludwig war in der Reihe das fünfte Kind, und von den drei Söhnen der Familie war er der jüngste.

In dem Hause der Eltern Jacobys herrschte ein gewisser Grad von Gottesfurcht und Rechtschaffenheit. „Sie waren beide gottesfürchtige, betende Leute,“ sagt Jacoby

einmal, „zwar nicht nach den Aufsätzen der Aeltesten, doch im wahren biblischen Sinne. Ich habe es selbst gehört, wie sie mit Ernst und Inbrunst beteten.“ Insbesondere aber wurde die gegenseitige Liebe in dieser Familie gepflegt. Als L. S. Jacoby seinem Bruder Heinrich, einem geachteten Arzt, (der sich später mit seiner Familie taufen ließ) schrieb, daß er sich zu Gott bekehrt und der Methodistengemeinde angeschlossen habe, erwiderte ihm dieser, er wundere sich darüber gar nicht, daß sein Bruder sich einem so brüderlichen Verein anschließen konnte, da er ja vom elterlichen Hause her an Liebe gewöhnt gewesen sei.

Wie so viele hervorragende Männer, empfing auch L. S. Jacoby die ersten religiösen Eindrücke durch seine Mutter. Sie war für ihre sechs Kinder eine zwar strenge, aber sonst gute Mutter und eine überaus wohlthätige Frau. Die Bedürftigen in der Stadt hatten an ihr eine gute Freundin. Auch war sie fromm. „Unsere verstorbene Mutter,“ schrieb Jacoby später in einem Briefe, „sagte mir, daß sie, noch ehe ihre Kinder geboren waren, oft gebetet habe, daß dieselben Gnade und Wohlgefallen in den Augen Gottes und der Menschen finden möchten. Oft habe ich daran gedacht und glaube gewiß, daß ihr Gebet bei mir erhört worden ist; denn obgleich ich nichts als Verdammnis verdiente, so weiß ich doch, daß ich Gnade in den Augen Gottes gefunden habe.“ Ein anderes Mal vergleicht er seine junge Frau mit seiner Mutter und sagt: „Ich habe eine gute, freundliche, fromme Frau, die viele Ähnlichkeit hat mit meiner verstorbenen Mutter in ihrem ganzen Wesen.“

An der Hand des Großvaters ging der kleine Ludwig schon frühe gerne in die Synagoge. Sein Abendgebet war stets: „In deine Hand, o Gott, befehle ich meinen Geist, ob ich wache oder schlafe.“ Sein Vater sorgte für guten Schulunterricht in alten und neueren Sprachen, an dem außer Ludwig nur noch sechs Knaben teilnahmen; zwei von ihnen waren seine eigenen Brüder. Ihre Lehrer waren ein Herr Hirschfeld, ferner Dr. Koner und Dr. Zedner; letzterer war später Archivar der königlichen Bibliothek in London.

Als Ludwig das 15. Jahr erreicht hatte, trat er bei A. J. Saalfeld und Cie. in Hamburg in die Lehre. Am liebsten hätte er zwar studiert; aber sein Vater meinte, es seien Ausgaben genug, wenn ein Sohn (Heinrich) studiere, und so mußte er Kaufmann werden. Aus dieser Zeit wissen wir nur wenig von ihm. Doch scheinen seine Prinzipale mit seinen Leistungen zufrieden gewesen zu sein, denn auch nach seiner Lehrzeit blieb er in ihrem Geschäft, bis er 23 Jahre alt geworden war. Von Hamburg siedelte dann der junge Kaufmann Jacoby nach Leipzig über und wurde Reisender in einem dortigen Geschäftshaus.

Bis dahin schien der junge Mann noch nicht erkannt zu haben, wie wahr es ist, was er später oft gesungen hat:

In der Welt ist kein Vergnügen,
 Das die Seele ruhig macht;
 Wer von ihr sich läßt betrügen,
 Der wird um sein Heil gebracht.

Sie ist eine See voll Wellen,
 Voller Klippen, Sturm und Wind,
 Wo der Sünde bitt're Quellen
 Unserer Ruhe Mörder find.

Aber nach kaum dreijährigem Aufenthalt in jener Handelsstadt schied er von dort mit einem allem Anscheine nach recht unglücklichen Herzen. Er hätte gerne für sich selbst ein Geschäft angefangen; es gelang ihm aber nicht.

In jene Zeit fällt auch sein Uebertritt zum Christentum. Da sein Vater ihm hierin nicht das geringste Hindernis in den Weg legte, im Gegenteil seinen Kindern bei der Wahl der Religion gänzlich freien Willen ließ, trat er zum Protestantismus über und empfing in der Nähe Dresdens, im Jahre 1835 durch einen lutherischen Pastor, die heilige Taufe. Dieser schenkte ihm auch ein Neues Testament, das er beständig bei sich führte.

Jacoby war nun zwar dem äußeren Bekenntnisse nach Christ geworden. Aber vom Kerne wahren Christentums hatte er sehr wenig geschmeckt. Von der Erneuerung des Herzens, von dem Uebertritt aus Sünde und Welt zu Gott, von der Neugeburt aus dem Geiste, ohne die kein Mensch wahrhaft glücklich werden kann, wußte er noch nichts. Kein Wunder, daß er auch vom Uebertritt aus einer Religionsgenossenschaft in die andere nicht befriedigt war.

Im Jahre 1838, gegen das Ende desselben, finden wir ihn in Nottingham, England, bei Verwandten im Geschäft. Aber auch hier hatte er keine Ruhe, denn schon nach wenigen Wochen siedelte er, in der festen Hoffnung, dort sein Glück zu finden, nach Amerika über. Und in der That, hier sollte er das höchste Glück, das es überhaupt für den Menschen geben kann, finden. Freilich war es kein Glück dieser Welt, das vergeht, und auf das er zu jener Zeit immer noch sein Auge gerichtet hatte. Er

mußte daher zuvor noch inne werden, daß auch Amerika zur sündigen Welt gehört und die unvergängliche Seele keine Ruhe im Vergänglichen finden kann. „Du hast uns zu Dir geschaffen, o Gott! darum ist unser Herz unruhig in uns, bis es ruht in Dir“ (Augustinus).

Aus einem Briefe Jacobys an seine Eltern und Geschwister vom 17. Januar 1839 aus Rockhill ersehen wir, wie er die soeben ausgesprochenen Wahrheiten an sich selbst erfahren hatte. „Da sitz' ich nun,“ schreibt er, „ich armer Thor, Und bin nicht klüger denn zuvor, Heiß' Doktor und Professor zwar“ u. s. w. Wieder ein Jahr verschwunden, für mich ein Jahr des Kummers und der Leiden, und hätte mich die Hoffnung nicht aufrecht erhalten, wo würde ich schon ruhen!“

Diese Zeilen lassen einen tiefen Blick thun in sein armes ruheloses Herz. Ja wahrlich, auch in Amerika giebt es getäuschte Hoffnungen und verweltete Freuden, besonders für einen jungen Einwanderer. Einmal trug sich Jacoby auch mit dem Gedanken, wieder in die alte Welt zurückzukehren; doch das wurde verhindert. „O wie unglücklich fühlte ich mich damals!“ schrieb er an seinen Bruder H., „ohne wahre Freunde und Bekannte, wirklich ohne Gott, ganz allein in der Welt. Zu jener Zeit schrieb ich meinen Brief, daß ich zurückkehren wollte, worauf ich später Deine freundliche Antwort erhielt.“

„Wer da suchet, der findet,“ spricht unser Herr Jesus Christus. Aber auch Er, der treue Gott, geht dem Verirrten nach, bis Er es gefunden hat. Der Hirte sowohl, als das verlorene Schäflein, beide sind Suchende, und wenn auch viele der verlorenen Schafe sich immer weiter

vom suchenden Hirten entfernen, viele andere folgen dem
Ruf desselben und werden gerettet.

Daß der junge Jacoby schon damals ein solcher
Suchender war, geht aus allem hervor, was wir aus jener
Zeit von ihm wissen. Folgende Zeilen sprechen für sich
selbst: „Ich hatte,“ schreibt er, „seitdem ich von Deutsch=
land fortging, viel im Neuen Testament gelesen,
dasselbe aber oft von mir geworfen, indem ich ausrief:
Das kann unmöglich wahr sein!“ Es spricht sehr für
ihn, daß er überhaupt in dem Neuen Testament — jeden=
falls in demselben, das ihm bei seiner Taufe geschenkt
worden war — forschte. Er suchte nach Wahrheit, und
der Suchende sollte finden, wenngleich auf einem Wege,
an den er am wenigsten dachte. Gott ist wunderbar in
allem, was Er thut.



Zweites Kapitel.

B e k e h r u n g .

Ludwig S. Jacoby befand sich nun in Amerika. Aber merkwürdig, er schien hier gar keine Lust zu haben durch seinen kaufmännischen Beruf sein Glück zu suchen. War es die Unkenntnis der englischen Sprache, oder war es die ganz andere Art, in welcher der Handel sich dort bewegt, was ihm den Beruf verleidete? Oder fand er überhaupt in diesem Berufe keine innere Befriedigung? Wir sehen auch hierin die Hand Gottes, die ihn zubereitete zu dem, was er werden sollte. Jacoby wurde in Amerika zunächst Lehrer.

Als solchen finden wir ihn in Cincinnati, Ohio, gegen das Ende des Jahres 1839, gerade ein Jahr nach seiner Ankunft in der Neuen Welt. Der neue Beruf scheint ihm viele Freude bereitet zu haben, denn schon damals gab er für englisch Redende eine kurzgefaßte deutsche Grammatik heraus.

Unter mehreren jungen Leuten, denen er Unterricht erteilte, befand sich auch ein junger eingewanderter Deutscher. Dieser fragte seinen Lehrer eines Tages, ob er nicht Lust hätte, am darauf folgenden Sonntag Abend in die deutsche Methodistenkirche zu gehen, es sei ein wahres Theater dort. Dabei gedachte er aber den Gottesdienst der Methodisten zu stören. Jacoby hatte bis dahin noch

nie etwas von deutschen Methodisten gehört. Obgleich ihm nun nicht besonders viel daran gelegen war, mit in diese Kirche zu gehen, versprach er es doch dem jungen Manne, ihn zu begleiten. Am folgenden Sonntag kamen dann wirklich einige junge Leute zu ihm, nötigten ihn mitzugehen, und bald darauf befand er sich zum ersten Male in einer Methodistenkirche. Es war die kleine Kirche an der Vinestraße in Cincinnati, zwischen der Vierten und der Fünften Straße.

Der nachmalige Vater Breunig, ein früherer Katholik, zu jener Zeit noch ein junger Mann, hielt an diesem Abend seine erste Predigt über das Gleichniß vom verlorenen Sohne. Jacoby erkannte bald, daß der Prediger keine besondere Vorbildung genossen hatte. Umso mehr aber war er erstaunt darüber, wie ein so schlichter Mann mit solcher Kraft und Begeisterung predigen konnte, wie es hier geschah. Und es gefiel ihm in dieser Versammlung so gut, daß er den Wunsch aussprach, am folgenden Donnerstag Abend der Gebetsversammlung beiwohnen zu dürfen. Leider wurde er abgehalten, den Voratz auszuführen.

Aber schon am nächsten Sonntag Abend war er einer der ersten in dem Kirchlein; er setzte sich ganz nahe zur Kanzel und war bald der aufmerksamste und andächtigste Zuhörer. Von diesem Abend sagt Jacoby selbst, daß ihm zwar der Teufel eingeflüstert habe, dem Prediger gerade ins Gesicht zu sehen und so zu versuchen, ihn zu stören. „Ich that so, aber anstatt ihn zum Lachen zu bringen, wurde ich einer der aufmerksamsten Zuhörer.“

Diesmal predigte Dr. Wilhelm Kast, ein junger

Mann, der in Württembergs Hauptstadt, in Stuttgart, geboren war, an der Universität Tübingen studiert hatte, dann nach Amerika auswanderte und in der (englischen) Methodistengemeinde zu Gott bekehrt ward. Sein Text war: Röm. 1, 16: „Denn ich schäme mich des Evangelii von Christo nicht; denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben, die Juden vornehmlich und auch die Griechen.“ Als gegen Ende der Predigt der Prediger ausrief: „Es mag heute ein Saulus unter uns sein, den Gott zu einem Paulus umwandeln will,“ wurde Jacobys Herz mit solcher Macht ergriffen, daß er zum Stillstand und zum ernststen Nachdenken über sich selbst kam. Als ein gründlich erweckter Jüngling verließ er an diesem Abend den Gottesdienst. Der treue Gott hatte jenen jungen Deutschen benützt, der nichts weiter beabsichtigte, als seinem Lehrer einen Spas zu bereiten und friedliche Christen in ihrer Andacht zu stören, um das ruhelose Herz Jacobys Ruhe finden zu lassen.

Ueber jenen denkwürdigen Gottesdienst schreibt Dr. Mast selbst: „Eines Sonntags Abends, als der Schreiber dieses, während der Krankheit von Br. Schmucker, zu predigen hatte, kam ein junger Herr und setzte sich in eine der vordersten Bänke, richtete scharfe und wie mir schien spöttische Blicke auf mich und zog Papier und Bleistift aus der Tasche. Ein tiefer Eindruck wurde auf mich gemacht, daß ich für diesen jungen Mann insbesondere zu predigen habe; ich änderte deshalb den Text, den ich zuvor gewählt hatte, und predigte über Röm. 1, 16. Ich fühlte meinen Mangel an Beredsamkeit diesem gebildeten jungen Herrn gegenüber und seufzte zum Herrn, daß Er das in Schwach-

heit gesprochene Wort mit der Kraft des Heiligen Geistes begleiten möge. Er stand mir mächtiglich bei; ich hatte nicht lange gesprochen, so sah ich den jungen Mann sein Papier und Bleistift in die Tasche stecken, und bald darauf ließ er sein Haupt auf die Lehne des Sitzes vor ihm sinken. In dem Augenblick war ich mir gewiß, daß der Pfeil des Allmächtigen sein Herz getroffen habe, und ich fühlte mich gedrungen auszurufen: „Ich habe keinen Zweifel, diesen Abend ist ein junger Mann in diesem Hause der, wenn er sein Herz Gott übergeben will, ehe ein Jahr verflossen ist, an der Stätte, wo ich jetzt stehe, das Evangelium predigen wird.“ Der junge Saulus hörte der Stimme des Herrn, besprach sich nicht mit Fleisch und Blut, sondern erklärte seinen gottlosen Kameraden am Schlusse des Gottesdienstes vor der Thür der Kirche, daß er entschlossen sei, sich zu bekehren und seine Seele zu retten. Die Weissagung wurde erfüllt. Jene Nacht brachte er betend im Markthaus zu, denn sein Schlafgenosse verschloß ihm das Zimmer.“

Am darauf folgenden Dienstag Abend wohnte Jacoby einer „Klasse“, d. i. Erfahrungsstunde, bei. Als er die Gemeinschaft, die Liebe und Freude der Christen untereinander in diesem kleinen Kreise sah, übermannte ihn das Gefühl seiner Geistesarmut und Verlassenheit so sehr, daß er in Gedanken vertieft vor sich hinstarrte. Durch die teilnehmende Frage einer betagten Mutter in Christo: „Warum sind Sie denn so traurig?“ kam er erst wieder zu sich selbst.

Am Donnerstag Abend in jener Woche besuchte Jacoby auch eine Gebetsversammlung. Hier lernte der ehemals jüdische Jüngling zum ersten Male seine Kniee

vor Gott beugen im Gebet. Und siehe, schon am nächsten Tage suchte er den Prediger der kleinen Gemeinde, Dr. Rast, auf, um ihn zu fragen, was er thun müsse, um selig zu werden. Dr. Rast nahm sich des jungen heilssuchenden Mannes treulich an und betete mit ihm. Als Jacoby von diesem Besuche nach Haus kam, warf er sich abermals vor Gott nieder, um zu beten. Er hatte jedoch einen schweren Kampf zu bestehen, bis er das im Namen Jesu thun konnte.

Ueber diesen Kampf schreibt Jacoby: „Ich verließ Dr. Rast mit dem festen Entschluß, der Welt zu entsagen und mich gänzlich Gott zu weihen. Zu Hause angekommen, warf ich mich auf meine Kniee, um im Namen Jesu zu beten; als ich aber des Herrn Namen aussprach, sagte eine Stimme in mir: ‚Du Heuchler, wie kannst du in Seinem Namen beten, da du doch nicht an Ihn glaubst.‘ Aber ich ließ mich dadurch nicht stören. Bald jedoch war es mir, als wenn das ganze Zimmer von Leuten angefüllt wäre, die mich der Heuchelei beschuldigten. Aber ich fuhr fort zu beten, und von diesem Augenblick an konnte ich mit Vertrauen im Namen Jesu beten, da wir doch allein durch Seinen Namen selig werden können.“

Obgleich Gottes süßer Friede noch nicht in sein Herz eingekehrt war, schloß sich Jacoby doch sofort der kleinen Gemeinde auf Probe an. In anhaltenden Versammlungen kam er wiederholt an den Betaltar. *) So kam der Schluß

*) Bei anhaltenden Versammlungen, d. h. bei Versammlungen, die eine oder mehrere Wochen hindurch Abend für Abend stattfinden, werden die Heilsbedürftigen eingeladen, um den Altar herum zu knien, damit die Prediger besonders mit ihnen beten und seelsorgerlich reden können. Dies heißt bei den Methodisten der Betaltar.

des Jahres heran und mit demselben auch die von Gott so oft reich gesegnete Jahreslußversammlung, bei den Methodisten „Wachenacht“ genannt. Hier schlug Jacobus Erlösungstunde. Mit dem Antritt des neuen Jahres brach für ihn der Morgen eines neuen Lebens an. Doch, hören wir ihn darüber selbst: „Das neue Jahr war bereits mit Gebet und Gesang von den Kindern Gottes angefangen worden, und alle waren voller Freude, nur ich lag immer noch auf meinen Knien, seufzend nach Erlösung von der Sündenlast, unter welcher mir das Herz brechen wollte. Da — offenbarte sich mir der Herr, und ich wurde erfüllt mit Frieden und Freude im Heiligen Geist. Ich stand, Gott laut preisend, auf, umarmte die mir bis jetzt fast unbekannten Brüder und verkündigte ihnen mit fast überströmendem Herzen, was der Herr Großes an mir gethan habe. Niemals werde ich jene selige Stunde vergessen, weder auf Erden noch droben im Himmel.“

Ueber jene selige Zeit schrieb er an seine Verwandten in Deutschland: „Ich rang wie ein Jakob mit meinem Gott im Gebet, verließ alle gottlose Gesellschaft, hielt mich zu den Kindern Gottes und fand endlich die Vergebung der Sünden, Friede und Freude im Heiligen Geist. O wie glücklich war ich mit einem Male geworden! Ich hatte Vater und Mutter, Brüder und Schwestern in meinem Heilande und zog mich ganz von der Welt zurück. Ich forschte im Worte Gottes. Wie klar und deutlich wurde mir jetzt das Alte Testament, die Psalmen und die Propheten!“

Jacoby war nun durch die Wiedergeburt seines Her-

zens in Wirklichkeit Christ geworden. Seine Befehrung war eine gründliche. Ein bloß oberflächliches Gefühl der Freude hätte ihn, den durchaus nüchternen Mann, nie und nimmer befriedigt. Er hatte in Wirklichkeit dieselbe Erfahrung gemacht wie einst Luther, der sie beschreibt in den Worten: „Sie fühlete ich alsbald, daß ich ganz und neu geboren wäre, und nun gleich eine weite aufgesperrte Thür in das Paradies selbst zu gehen, gefunden hätte, sahe mich auch die liebe heilige Schrift nunmals viel anders an, denn zuvor geschehen war.*)

Zehn Tage nach seiner Befehrung richtete Jacoby durch die christliche Zeitschrift „Der Apologete“ folgende herzliche Appellation an seine Landsleute, die zugleich ein Zeugnis ist von dem Glück, das er in Jesu gefunden hatte. Sie lautet:

An meine deutschen Brüder!

Schreiber dieses, bei dem selbst erst seit kurzer Zeit der Geist Gottes nicht mehr vergeblich angeklopft, und der durch Gottes Allmacht die Wiedergeburt, und somit sein wahres Glück für diese und für jene Welt erhalten hat, hat den ernststen Wunsch, daß seine deutschen Landsleute zur Einsicht gelangen möchten, daß sie auf dem breiten Weg zum Verderben sind und auf diesem nie dorthin gelangen, wohin sie doch gewiß kommen möchten, nämlich zum himmlischen Vater. Denjenigen, welche so verächtlich auf die Methodisten herabblicken, möchte er eine kurze Erklärung von dem geben, was die Methodisten glauben und wollen.

*) Siehe Luthers Vorrede zu dem ersten Teil seiner lateinischen Bücher. Ebenso: R. F. Lederhose, Dr. M. Luther, S. 44.

Methodisten sind solche Christen, die durch die Gnade Gottes zur Einsicht gekommen sind, daß sie durch ihre eigene Gerechtigkeit nicht zu Gott gelangen können, sondern daß ihr natürlicher Zustand so beschaffen ist, daß sie in demselben nur Böses und nichts Gutes zu thun vermögen. Sie glauben deshalb, daß niemand als Jesus Christus sie zum himmlischen Vater bringen kann; doch sehen sie zugleich ein, daß, wenn sie die Vergebung ihrer Sünden durch Jesum Christum erlangen wollen, sie auch ihr Kreuz auf sich nehmen und Ihm nachfolgen müssen. Wie fangen sie dies an? Sie forschen in Gottes Wort, und da steht geschrieben: „Niemand kann zwei Herren dienen.“ Will daher jemand ein Weltmensch bleiben und den Lüsten des Fleisches folgen, so kann er nicht Christo nachfolgen. Er muß die böse Welt meiden, und sein ganzes Forschen muß darin bestehen, Christo ähnlich zu werden.

Um ihn auf diesem Wege zu erhalten, hat er die von Gott verordneten Gnadenmittel zu gebrauchen. In den Bet- und Klassstunden hört er von seinen Brüdern und Schwestern, wie Gott ihnen so gnädig gewesen ist, wie sie sich so glücklich fühlen, daß sie Jesum gefunden haben, und wie es überhaupt um ihr geistliches Leben steht. Er hört die Ermahnungen des Klassführers und wird selbst aufgefordert zu sagen, wie weit sein Heiland sich ihm offenbart hat. Ferner wird zum Anfang und am Ende der Versammlung inbrünstig gebetet um Stärkung des Glaubens. Alles dieses kann nur dazu dienen, die heilbegierige Seele zu lehren, wie groß Gottes Güte ist und was Jesus in dem Herzen eines Menschen zu wirken vermag.

Ich wünschte nur, alle meine deutschen Landsleute möchten die Freudigkeit sehen, die in solchen Versammlungen herrscht, und sind ihre Herzen nicht wie Stein, so können sie gewiß dem Geiste Gottes nicht widerstehen. Meinem Herzen näherte sich der Heilige Geist in einem solchen Augenblick, und ich preise Gott jede Stunde und jede Minute, daß ich nicht widerstand, und will es thun bis ans Ende meiner Tage. Ich fühle in mir, daß ich jetzt meiner letzten Stunde mit Freudigkeit entgegensehen kann, denn ich weiß gewiß, Jesus hat meine Sünden auf sich genommen, und ich traue Seiner Verheißung, daß Er hingegangen ist, um mir einen Wohnsitz in Seines Vaters Haus zu bereiten.

Die meisten Menschen gehen einher, ohne ihrem Gott zu danken für die Gnade, die Er ihnen täglich und stündlich erweist. Die Betstunden dienen dazu, die Menschen beten zu lehren, und wenn ein Mensch beten gelernt hat, wird ihn der Geist Gottes dazu treiben, daß er keinen Tag anfängt, ohne sich dem großen, heiligen Gott durch Jesus Christum immer von neuem zu übergeben. Er wird sich auch nicht dem Schlaf übergeben, ohne Gott für die ihm während des Tages erwiesene Güte zu danken, und ohne den Heiland zu bitten, ihn während des Schlafes zu bewachen. Er wird auch keinen Bissen genießen, ohne zu bedenken, daß Speise und Trank vom Geber aller Gaben kommt und daß er sie mit Danksagung genießen soll. Und wenn er in Versuchung und Anfechtung fällt, so wird er sich auf seine Kniee werfen und flehen: O Heiland, komm zu mir, ich lasse Dich nicht, es sei denn, daß Du mich segnest!

Ist nun ein solcher Mensch zu verachten? Wenn ihr vernünftige Menschen seid, so werdet ihr sagen: „Nein, er ist unserer Achtung wert.“ Und ein solcher Mensch ist ein wahrer Methodist. Ich bin oft gefragt worden: warum die Methodisten sich von aller weltlichen Gesellschaft entfernt zu halten suchen? Darauf kann ich nur mit dem ersten Psalm Davids antworten.

L. S. S.

Jacoby war nun gerettet. Doch als Geretteter sollte er auch andere retten, und gerade dazu hatte ihn Gott besonders ausersehen.



Drittes Kapitel.

Eintritt ins Predigtamt und erste Wirksamkeit in Amerika.

Nach 3 Monate nach seiner Befehrung wurde Jacoby von der Gemeinde, der er sich angeschlossen hatte, aufgefordert, kurze Ansprachen zu halten. Er folgte der Aufforderung, wenn auch mit großer Schüchternheit. Als ihn Vater Schmucker zum ersten Male mit auf die Kanzel nahm, damit er am Schlusse der Predigt, die Vater Schmucker gehalten hatte, noch einige Worte rede, überkam Jacoby ein so mächtiges Gefühl seiner Verantwortlichkeit, daß er am ganzen Leibe zitterte und nur durch den Ausblick zu Gott sich zu fassen vermochte. Trotzdem erkannte er in sich je länger je mehr den Ruf zum Predigtamte, und neun Monate nach seiner Befehrung erhielt er dann auch von der Gemeinde, in welcher er Gott gefunden hatte, die Erlaubnis, als Localprediger zu wirken. Als solcher ging er an den Wochentagen seinem Lehrerberufe nach, erteilte Unterricht, übersezte Bücher u. s. w., und am Sonntag ging er dann aus, das Evangelium zu predigen. Schon damals schenkte ihm Gott auch Früchte seiner Arbeit in der Befehrung von Sündern und bestätigte somit seine Berufung zum Predigtamte. Jacoby war schon zu jener Zeit ungemein thätig für seinen Heiland. Fast jeden Sonntag bediente er etliche Predigtplätze, theilte

viele Traktate aus, besonders am Kanal, unter den deutschen Arbeitern, und war behülflich bei der Herausgabe deutscher christlicher Schriften.

Zu jener Zeit trat er auch in den Ehestand mit seiner treuen, aufopferungsvollen Lebensgefährtin, Amalie Ruelsen, die ihm nach jeder Seite hin, in seinem bewegten Leben, eine gute Stütze wurde. Wir haben oben gesehen, wie hoch Jacoby sie schätzte, wenn er sie mit seiner Mutter verglich. Wir kommen später wieder auf sie zurück.

Es war im März des Jahres 1841, als ein Prediger der Missouri-Konferenz, Rev. G. L. Vight, nach Cincinnati kam und dem Bischof Morris und Dr. W. Nast den Wunsch aussprach, man möchte doch einen deutschen — er selbst war ein englisch redender — Missionar nach St. Louis, Missouri, schicken. Das deutsche Werk der Bischöfl. Methodistentirche in Amerika war damals noch sehr jung. Der erste deutsche Prediger war Dr. W. Nast, den wir oben bereits kennen gelernt haben. Er war deutscher Missionar der Bischöfl. Methodistentirche in Cincinnati und begann seine Arbeit als solcher im Jahre 1835. In St. Louis gab es zu jener Zeit etwa 15,000 Deutsche und bloß eine deutsche protestantische Kirche.

Bischof Morris ließ nun Jacoby rufen und fragte ihn, ob er Freude habe, als deutscher Missionar nach St. Louis zu gehen. „Ich stellte ihm meine Jugend im Christentume vor,“ sagt Jacoby, „und meine eigene Untüchtigkeit; doch er ermutigte mich, und ich war schließlich willig, zu thun, was die Kirche von mir verlangte.“ Am 13. März 1841 empfahl ihn seine Vierteljahrs-Konferenz zur Aufnahme in die Jährliche Konferenz. Bischof Morris

ernannte ihn sodann zum deutschen Missionar für St. Louis, und damit war Jacoby in die Reihen der methodistischen Reiseprediger getreten, als welcher er eine so reich ge-
legnete Thätigkeit entfaltete.

Am 1. August 1841 kam Jacoby mit seiner Frau und mit einem fünf Wochen alten Töchterchen auf dem Dampfboot in St. Louis an. Wie er seinen Missions-
beruf auffaßte, sollen wir bald sehen. St. Louis war da-
mals, wie einer der Zeitgenossen Jacobys sich ausdrückte,
ein gottloser Ort. Die Deutschen gingen durch Enthei-
ligung des Sonntags, durch Tanz und Kartenspiel, Böl-
lerei, einer schrecklichen Entsittlichung entgegen, welche die
eine protestantische Kirche, die nur dem Namen nach or-
thodox war, nicht aufzuhalten vermochte.

Jacoby mietete zunächst zwei einfache Stuben zu
seiner Wohnung. Zwei Tage nach seiner Ankunft ging er
mit dem Kirchendiener der englischen Methodistenkirche,
einem Bruder Hoffmann, von Haus zu Haus, verteilte
Traktate und lud die Leute zum Gottesdienst ein, den er
in der alten Presbyterianerkirche, die er gemietet hatte,
abhalten würde. Das Kirchlein stand damals an der
Siebenten und Biddle Straße.

Als er am Sonntag Morgen mit seiner Frau ins
Kirchlein trat, war kein Mensch zu sehen noch zu hören,
und seine Frau sagte betrübt zu ihm: „Mein lieber Mann,
heute kannst du mir und den leeren Bänken predigen.“
Mit den Worten: „Wir wollen 'mal sehen“ ergriff er
hierauf das Glockenseil und zog so kräftig daran, daß die
alte Glocke in weithin schallenden Tönen die Leute zum
Gottesdienst rief. Und siehe da, es dauerte auch nicht

lange, so kamen dieselben herbei, und bald war das Kirchlein mit Zuhörern angefüllt. Unter anderen hatte sich auch ein deutscher Katholik mit seiner Frau eingefunden. Dieser Mann setzte sich Jacoby gerade gegenüber und merkte aufmerksam auf jedes Wort, das der Prediger sprach. Als der Gottesdienst zu Ende war, stand der Katholik auf und rief laut: „Ihr lieben Leute, dieser Mann hier ist kein Ungläubiger, sondern ein bekehrter Prediger, zu dem geht ihr nur getrost in die Kirche.“ Es war nämlich das Gerücht verbreitet worden, der neue Prediger, der von Cincinnati gekommen war, sei ein gänzlich ungläubiger Mann. Die Empfehlung des katholischen Bürgers aber, der als eine Autorität angesehen wurde, hatte die gute Wirkung, daß das Kirchlein an den folgenden Tagen stets mit Zuhörern angefüllt war. Aber ohne Verfolgung sollte es in St. Louis nicht abgehen. Auch Jacoby sollte die Erfahrung machen, die unser Herr und Meister in den Worten ausspricht: „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen,“ Matth. 5, 11.

Unter den Besuchern der Gottesdienste befanden sich auch solche, die nichts weniger als Erbauung suchten. Prediger J. Schlagenhauf berichtet hierüber wie folgt: „Aber der Widerstand von den Gottlosen und Hohen blieb auch nicht aus. Zuerst suchten sie durch Lachen und Spotten die Versammlungen zu stören, und als sie damit nichts ausrichteten, bewarfen sie während des Gottesdienstes die hintere und vordere Thür des Kirchleins mit Steinen und schossen neben den Fenstern Flinten und Pistolen ab. An einem Sonntag Abend war das ganze Treppengeländer mit Ruhmist beschmiert, und an einem andern Abend die

ganze Treppe mit Theer und mit Bech. Der zähe Stoff hing an den Schuhsohlen fest, und so oft jemand in die Kirche kam, entstand beim Auftreten ein Anarren und Knistern, das unwillkürlich zum Lachen reizte und den Ernst des Gottesdienstes beeinträchtigte.

Um diese Zeit machte Jacoby auch den Versuch, im Markthause zu predigen, in dessen Nähe viele Deutsche in größter Verwahrlosung lebten. Die deutsche Presse hatte ihn vor diesem Schritte gewarnt; er solle ja den Versuch nicht machen, denn es würden Mittel ergriffen, ihn daran zu hindern. Aber Jacoby ließ sich nicht abschrecken. In Begleitung von Dr. Bonn, einem englischen Methodistenprediger, machte er sich auf den Weg, bestieg einen Fleischerkloß, fing an zu singen und ein kurzes Gebet zu sprechen. Anfänglich herrschte Stille, aber es war die Stille vor dem Sturm. Es entstand ein Gemurmel, lautes Reden, Spotten, Fluchen, und eine Rote, angeführt von einem Herrn, namens Sch., wälzte sich wie eine verheerende Flut daher. „Schlagt den Kerl tot! Brecht dem Psaffen die Knochen entzwei!“ schrienen sie, stürmten auf Jacoby ein, rissen ihn von dem Bloß herunter, schlugen ihm die Brille vom Gesicht und waren gerade daran, ihre Drohungen auszuführen, als ein Amerikaner, empört über solchen brutalen Angriff auf die persönliche Freiheit eines Mannes, die vordersten Angreifer mit gewaltigen Fauststößen zurückschleuderte, Jacoby am Rock packte und ihn in das Haus eines englischen Methodisten führte. Mit wenigen Worten erklärte er der Hausfrau, was vorgefallen war, die sodann schnell die Vorderthüre verriegelte und den Verfolgten durch die Hinterthüre des Hofraumes hin-

ausließ. Während dessen befand sich der mit Jacoby gekommene Dr. Bonn in der Gewalt des Böbelhaufens, der ihn gewaltsam fortdrängte, um ihn in das Stadtgefängnis abzuliefern. Da Dr. Bonn sah, daß Widerstand gefährlich war und der Verstand doch kein Gehör finden würde, machte er gute Miene zum bösen Spiel und ging mit. Auf dem Wege dahin begegneten sie einem bekannten, hervorragenden Amerikaner, der nicht wenig erstaunt war, den Doktor am Sonntag in solcher Gesellschaft zu sehen. Halb scherzend rief er ihm zu: „Hallo, Doktor, was in aller Welt ist los?“ Ruhig antwortete dieser: „Diese Leute wollen mich ins Gefängnis bringen.“ Darauf wandte sich der Fragende an die Menge und sprach: „Was hat denn der Mann Uebels gethan, daß ihr ihn ins Gefängnis führen wollt?“ — „Versammlung hat er gehalten im Markthaus, und ein solcher Mensch gehört eingesteckt und verklagt,“ schrieen die erregten Deutschen. Darauf jagte der Amerikaner: „Ihr lieben Leute, heute ist es Sonntag, und da könnt ihr doch nichts machen. Laßt den Mann gehen, und ich gebe euch mein Wort, er wird selbst dafür sorgen, daß die Sache vors Gericht kommt.“

Diese mit soviel Ernst als mit Ironie gesprochenen Worte machten die Menge stutzig, und sie fingen an, zu beraten, was mit dem Manne zu machen sei. Etliche schrieen dies, etliche ein anderes, und der größte Theil wußte nicht, was er wollte. Die eigentlichen Anstifter des Krawalls waren die Schenkwirthe. Die Anführer hielten dann den Doktor als Gefangenen, bis sie von der Menge verlassen waren, dann hießen sie ihn heimgehen.

Am nächsten Tage erfüllte Dr. Bonn sogleich die

Prophezeiung des oben erwähnten Amerikaners und machte Anzeige beim Gericht. Die Räubersführer wurden darauf verhaftet und vor Gericht gebracht. Einige wurden mit fünfzig Dollars, und der Hauptanführer, Herr Sch., wurde mit zweihundert Dollars bestraft. Der Richter erklärte ihnen noch, sie hätten es nur der Fürsprache des Dr. Bonn zu verdanken, sonst würde er sie auch noch einige Monate ins Gefängnis schicken. Sie möchten es sich ja nicht mehr einfallen lassen, eine religiöse Versammlung zu stören.“

Den Störungen des Gottesdienstes wurde damit ein Ende bereitet. Freilich mußte sich Jacoby und seine kleine Gemeinde noch oft den Spott und Hohn der Weltleute gefallen lassen; aber das ertrugen sie, wie es Christen geziemt. Einmal war auch sein Kind, sein Töchterchen Philippine, in größter Gefahr. Es war an einem Abend Betstunde gehalten worden, und Frau Jacoby wollte derselben auch beiwohnen. Ihr Kindchen war gut eingeschlafen, und so, dachte sie, könne sie getrost das nahe Versammlungslokal aufsuchen. Doch kaum war sie dort angekommen, als es unwiderstehlich in ihrem Inneren hieß: „Gehe und hole dein Kind.“ So ging sie und holte es und behielt es bei sich, bis die Betstunde vorüber war. Als beide dann in ihre Wohnung zurückkehrten, welch ein Anblick bot sich ihnen dar! Das Zimmer, in welchem des Kindes Wiege stand, war mit Steinen überiät, die Fenster waren meistens alle eingeworfen, und in der Wiege selbst fand sie unter anderen einen besonders großen Stein, durch den leicht das Kind hätte getötet werden können. Gott hatte das aber verhütet.

Diese Vorkommnisse zeigen, wie unchristlich damals unsere deutschen Landsleute in Amerika waren, und wie heilsam gerade für sie das Werk der Methodisten wurde, die sich in aufopfernder Weise der Verlassenen annahmen. Mancher gottentfremdete Deutsche wurde gründlich zu Gott bekehrt, und selbst der oben erwähnte Anführer jener Rotte, Herr Sch., wurde ein guter Freund der Methodisten. Als einige Jahre später Prediger Kuhl eine Methodistenkirche in seiner Nachbarschaft baute, war er einer der ersten, welcher durch einen Beitrag von zwanzig Buschel Kalk den Bau fördern half.

Auch von den deutschen Katholiken wurden viele vom finsternen Papsttum zum hellen Lichte des Evangeliums gebracht; dadurch wurde diese Mission den römischen Priestern ganz besonders verhaßt, und sie traten auf den Kanzeln sowohl, als auch in ihren Zeitungen der Arbeit Jacobys in echt römischer Weise entgegen. Der Fluch folgte allen, die es wagten, in die Methodistenkirche zu gehen. Dieser Lärm trieb aber auch manchen, der bisher wenig vom Methodismus wußte, in die kleine Kirche, und das Evangelium bewies sich als eine Kraft Gottes auch an seinem Herzen.

Jacobys Arbeit in St. Louis war von Gott reich gesegnet. Welchen Fleiß legte er aber auch an den Tag! Neben seiner vielen Arbeit als Missionar und Prediger, gründete er die erste deutsche Altagsschule in St. Louis, der bald eine zweite folgte. Heinrich Nuelsen, von dem wir weiter unten hören werden, wurde Lehrer an einer derselben. Gar bald legte man auch den Grundstein zu einer eigenen Kirche. Als die gottesdienstliche Feier bei

derselben vorüber war, kamen etliche Deutsche des Weges, von denen einer einen großen Krug voll Schnaps trug. Unter allerlei Spöttereien und Grimassen gossen sie dann den Brantwein auf den Grundstein. Einer von diesen Spöttern aber wurde im darauf folgenden Winter, in derselben Kirche, die er auf diese Weise weihen half, gründlich zu Gott bekehrt. Am 7. August 1842, ein Jahr nach Jacobys Ankunft in St. Louis, wurde diese, nun eigene Kirche, eingeweiht.

Am Schlusse des zweiten Konferenzjahres zählte die Gemeinde bereits über 100 erwachsene Mitglieder. Aber Jacoby ruhte nicht. Auch in Süd-St. Louis wurde eine Mission begonnen. Ph. Barth, damals Kolporteur der amerikanischen Traktatgesellschaft, hatte in einem Privathause begonnen, und da die Zahl der Zuhörer wuchs, wurde Jacoby eingeladen, auch dort zu predigen, was er sofort that. Das war der Anfang eines reich gesegneten Werkes, das sich bald über das ganze Mississipp- und über das Missouriithal ausbreitete.

In St. Louis selbst hat der deutsche Methodismus bis auf diesen Tag eine geachtete und einflußreiche Stellung eingenommen. Trotzdem viele der Nachkommen der deutschen Methodisten zum englisch-redenden Teil der Kirche übergegangen sind, befinden sich jetzt 4 deutsche Methodistenkirchen und 3 Pfarrhäuser mit blühenden Gemeinden dort.

Das Werk unter den Deutschen in den Staaten Missouri und Illinois dehnte sich bald darauf rasch aus, so daß im Jahre 1845 schon elf Prediger gezählt wurden. Die verschiedenen deutschen Missionsbezirke wurden zu

einem Distrikt vereinigt, der elf Bezirke zählte und die Staaten Missouri, Illinois und Iowa umfaßte. Der Distrikt wurde St. Louis-Distrikt genannt und erstreckte sich von St. Louis bis nach Lexington am Missouri westlich, und von Belleville in Illinois bis Galena nördlich, und von Dubuque in Iowa bis St. Louis südlich. Als Vorstehender Aeltester dieses Distrikts wurde L. S. Jacoby ernannt. Es war dies im Oktober des Jahres 1844. Doch schon im Jahre darauf mußte der Distrikt geteilt werden. Da Jacoby zum Vorstehenden Aeltesten des Quincy-Distrikts ernannt wurde, so verließ er St. Louis und zog nach Quincy.

Der Beruf eines Vorstehenden Aeltesten war zu jener Zeit ungemein anstrengend und beschwerlich. Da galt es, Hunger, Durst, Kasse und Kälte auszuhalten. Die Reisen, die er zu machen hatte, mußten zu Pferd und zu Wagen zurückgelegt werden. Sie betrugen tausende von Meilen. Wochen, ja Monate lang war Jacoby von seiner Familie abwesend. Diese Strapazen haben seine Gesundheit sehr mitgenommen. Im März des Jahres 1845 wurde er sehr krank. Doch er genas, und bald war er wieder auf dem Weg, um, nach den ausgegebenen Bestellungen, zu rechter Zeit am Platze zu sein. Einmal, in Iowa, fiel er in einen Fluß und wurde ganz durchnäßt. Sie und da begleitete ihn auf seinen Reisen auch seine Frau mit ihrem Kind in seinem Wagen, eine wandernde kleine Missionsfamilie, von den Mitgliedern und Freunden überall herzlich willkommen geheißen.

In Quincy erkrankte Jacoby abermals an einer Lungenentzündung und war dem Tode nahe. Die Aerzte

iprachen schon von der Stunde seiner Auflösung. Sein Wiedergenesen schreibt er der Erhörung der Gebete zu, die zu jener Zeit für ihn zu Gott emporstiegen.

Von Jacobhs Erlebnissen als Vorstehender Ältester erfahren wir einiges aus einem kleinen Notizbuch, das aus jener Zeit erhalten blieb. Er schreibt: 21. Oktober 1847. Ich bin heute 34 Jahre alt geworden. Leider habe ich die meiste Zeit meines Lebens ohne Gott verlebt. Doch gelobet sei der Herr, seit dem 22. Dezember 1839 bin ich auf dem Wege des Lebens. Mit welcher Liebe hat der Herr mich bis heute getragen! Am 20. verließ ich Quincy.

25. Oktober. Heute Morgen um 9 Uhr verließ ich Br. R. In Boneparte mußte ich mein Pferd beschlagen lassen. Der Herr hat mich wieder wunderbar beschützt. Mein Pferd wurde durch zwei andere Pferde, die hinterher gelaufen kamen, scheu, sprang auf die Seite, und der Wagen fiel in ein Loch, so daß das Pferd ihn nicht wieder herausholen konnte. Doch mit der Hilfe eines Mannes, der des Weges kam, konnte ich mich wieder herausarbeiten. Mein Pferd fing an, lahm zu gehen. Ich muß das Eisen wieder abreißen lassen. Gott wolle meinen Aufenthalt hier segnen.

27. Oktober. In Richland ließ ich meinem Pferde den Nagel aus dem Hufeisen reißen, der ihm wehe that. Es ist ziemlich lahm, und ich werde wohl bei Br. S. ein anderes nehmen müssen, um nach Iowa City kommen zu können. Ach, daß Gott unseren deutschen Landsleuten die Thren öffnen möge! —

3. November. Wir standen um 5 Uhr auf. Ich nahm Br. Haas' Pferd, weil das meine noch immer lahm

ist. Um ein Viertel vor 7 Uhr war ich auf der Reise. Ich fuhr durch brennende Prairien hindurch. Viele Zäune sind abgebrannt, und die Leute haben großen Schaden gelitten. Auch kam ich durch einen Wald, der wie es schien, wenige Tage zuvor Feuer hatte. Um 5 Uhr kam ich nach Iowa City. Der Iowa-Fluß ist sehr niedrig, so daß ich ohne Schwierigkeiten hindurch konnte. Gleich beim ersten Hause, bei dem ich fragte, wurde ich zu Bruder Pl. gewiesen. Er war nicht zu Haus. Ich ging zu Br. Dr. C., wo ich die Nacht über bleiben werde. Ich habe heftige Kopfschmerzen und Fieber gehabt.

7. November. Heute Morgen hatten wir ein Liebesfest mit 6 Mitgliefern. Es erinnerte mich an meine Klavierversammlungen im Jahre 1840, in Indiana, bei Br. Zwahlen. Dann hatten wir Predigt. Nachmittags wollten wir per Wagen nach Iowa City; ich hatte ausgegeben, des Abends dort zu predigen. Aber der Wagen ging gegen einen Stumpf, und es brachen beide Stangen an der Deichsel entzwei. Wir kamen leider zu spät zur Versammlung. Jetzt fange ich an, die Tage zu zählen, bis ich nach Hause komme. Herr Jesus, gieb mir solches Heimweh nach dem Himmel, daß ich die Tage zähle, bis ich dorthin komme!

13. November. Heute Morgen regnete es, und am Mittag fing es an zu schneien. Der Mensch denkt, und Gott lenkt. Wir hofften, daß recht viele Leute vom Lande kommen würden, die heilsverlangend sind, und hatten schon eine Bank bereit gestellt für Bußfertige. Doch nur einige kamen im vollen Regen. — Meine Brust ist leidend, und hätte ich gewußt, daß ich krank würde, ich hätte meine

Stelle nicht annehmen können. Ich predigte des Abends über Apg. 5, 30. Als ich das Lied ausgab, konnte ich kaum atmen. Wie wird es diesen Winter gehen? Doch, der Herr kann alles wohl machen. Mein Wille ist, mich für Gottes Werk gänzlich hinzugeben.

22. November. Morgens 3 Uhr kam ich nach Quincy. Ich fand die lieben Meinen recht wohl, und Philippine ist recht artig geworden.

Montag, den 29. November. Samstag Morgen ging ich aufs Land; ich fand einen Deutschen und fragte nach dem Wege. Er war sehr höflich, bis er meinen Namen hörte. Dann wandte er sich plötzlich, wie erschreckt, auf die Seite und ging davon. Ist denn mein Name so schrecklich? Bald wäre ich im Sumpfe stecken geblieben, doch der Herr hat mich hindurch geführt. Ich blieb Samstag Nacht bei Br. H., predigte Sonntag Morgen über Hes. 36, 26 u. 27, taufte zwei Kinder, und dann hatten wir eine allgemeine Klasse.

1848. Freitag, den 11. Februar. Endlich ist mein Koffer über den Mississippi gebracht worden, und ich kann mein Tagebuch fortsetzen. Montag Nachmittag ging ich mit der Stage (Postkutsche) von Beardstown fort. Abends traf ich in Rushville ein, wo ich Br. Duval traf, der gerade von Burlington kam. Er erzählte mir, welcher einen triumphierenden Tod Br. Hemminghaus hatte. Es hat mich diese Mitteilung sehr gestärkt. Ich mußte die ganze Nacht hindurch fahren, und am anderen Tage abends 5 Uhr kamen wir an dem Flusse an. Dort steht nichts als eine elende Blockhütte. Das Eis im Fluß stand still, und es war gefährlich, hinüber zu gehen. Unter großer

Mühe kamen endlich die Männer mit einem Kahne, der teilweise auf dünnem Eise fortgezogen werden mußte. Es war Nacht geworden, und nun erklärten sie, niemand mit sich nehmen zu können. Ich mußte also die Nacht in dieser Hütte mit der gemeinsten Gesellschaft, mit der ich jemals in Amerika zusammen gekommen war, zubringen. Ich wollte zu ihnen predigen. Doch ein Mann, der von den andern als Anführer behandelt wurde, drückte sich sehr gemein darüber aus, so daß ich es fürs beste hielt, das Predigen aufzugeben. Es gab dann doch noch Gelegenheit, über Religion zu sprechen. Endlich betete ich noch mit ihnen, ehe ich mich niederlegte, nämlich auf einen elenden Strohsack vor dem Kaminfeuer, zugedeckt mit meiner Reise-decke und einer Buffalohaut. Doch nun ging der Lärm los. Die elendesten Boten wurden gerissen. — Ich hatte noch drei Männer als Gesellschafter vor dem Feuer. Des andern Morgens hatte ich mir eine starke Erkältung zugezogen. Endlich kamen die Fährleute, und nun ging's fort. Ich mußte tüchtig arbeiten und brach zweimal ins Eis. Doch hielt ich mich am Kahn fest, so daß ich nicht ins Wasser fiel. Ich kam ziemlich durchnäßt, vom Wasser sowohl, als auch vom Schweiße, in Burlington an.

Wappello. Mittwoch, den 16. Februar. Solch eine interessante Reise in der Postkutsche habe ich noch nicht gehabt. Der katholische Priester Allemand war bei uns. Er sah sehr finster aus, als er einstieg, und setzte sich mir gerade gegenüber. Außer uns waren noch zwei Reisende vorhanden. Er hatte mich in englischer Sprache reden hören und fing nun an, meine Worte zu verdrehen und auf den Methodistenprediger zu schimpfen. Derselbe, sagte

er, sei Katholik gewesen und mache jetzt die Katholiken herunter. Ich fragte ihn, wie der Prediger heiße, von dem er rede. Er erwiderte: „Jacoby.“ — „Ei,“ sagte ich, „das ist mein Name, aber ich erinnere mich nicht, so etwas gesagt zu haben.“ Er fing darauf an, in groben Ausdrücken mich zu schelten. Als ich ihn der Unwahrheit überwies, drohete er, mich in der „Flintcreek“ zu ertränken. Zuletzt sagte er noch: „Hüten Sie sich; ich ersäue Sie im Mississippi.“ Gott gab mir Gnade, ruhig zu bleiben. —

Jacobys Gesundheit war in dieser Zeit oft sehr angegriffen. Die Touren, die er zu machen hatte, waren auch derart, daß man sich darüber nicht wundern darf. Als er von einer solchen nach Quincy zurückkehrte, war er vier Monate abwesend gewesen. Der Distrikt, den er zu bereisen hatte, erstreckte sich durch ganz Iowa, Nord-Illinois, einen Teil von Wisconsin und Nord-Missouri.

Im Sommer des Jahres 1849 wütete in Quincy die Cholera. Jacoby besuchte die Kranken, begrub die Toten, hielt Leichenreden und arbeitete, wie nur ein echter Missionar es thun kann. Die deutschen Methodistenprediger hatten zu jener Zeit überhaupt Missionsarbeit im wahren Sinne des Wortes zu verrichten. Bezeichnend sind nachstehende Worte, die der Vorstehende Älteste Jacoby an einen jungen Prediger schreibt: „Will dein Schimmel nicht mehr fort, so thust du am besten und verkaufst ihn und suchst ein junges gutes Pferd einzutauschen. Bringe so viel in deiner Satteltasche mit, daß du gleich auf den dir angewiesenen Platz gehen kannst, wenn du versetzt werden solltest.“

An der General-Konferenz 1848 finden wir W. Nast

und L. S. Jacoby, als die ersten Deutschen, die als Delegaten diesem höchsten kirchlichen Körper der bischöflichen Methodistenkirche bewohnten. Jacoby hatte von da an, nachdem er neun Jahre im Westen der Vereinigten Staaten treu gearbeitet hatte, bis zu seiner Uebersiedlung nach Deutschland, die gegen Ende des Jahres 1849 erfolgte, eine Ausruhezeit, predigte nur selten, und so wurde seine geschwächte Gesundheit wieder gestärkt.



Viertes Kapitel.

Als erster Prediger der Bischöflichen
Methodistenkirche nach Deutschland.

Deutsche Methodisten in Amerika hatten wiederholt ihren Verwandten und Freunden im alten Vaterlande brieflich das religiöse Leben geschildert, welches in Amerika, und dort besonders unter den Methodisten, herrscht.

Wie konnten sie auch schweigen! Viele, welche lediglich in der Absicht nach Amerika gekommen waren, Geld, viel Geld zu verdienen, fanden dort, was mehr wert ist, als Geld, die eine köstliche Perle, den köstlichsten Schatz. Matth. 13, 45 u. 46. Auch mancher sogenannte „unverbesserliche“ Sohn, mit dem die Eltern in Europa nichts mehr anzufangen wußten, wurde drüben durch die aufopfernden Bemühungen treuer lebendiger Seelsorger in die Rettersarme Jesu geführt. Er fand ein Glück, von dem er in Deutschland keine Ahnung hatte. Das sollten seine Lieben in der alten Heimat wissen, das sollten sie auch erfahren. In wahrhaft rührenden Zügen wurde da die eigene Bekehrung, die Herzenserneuerung, geschildert, und manche fromme Mutter in Deutschland pries mit heißen Dankesthränen den Herrn in den Worten: „Dieser mein Sohn war tot und ist lebendig geworden, er war verloren und ist gefunden worden!“

Solche Briefe erregten Aufsehen in Deutschland. Hie und da wurde sogar einer davon von der Kanzel aus den Leuten vorgelesen, und das Verlangen erwachte, doch auch so glücklich zu werden. Man schrieb nach Amerika: „Weshalb kommt denn nicht auch einmal ein solcher Prediger nach Deutschland?“ Und obgleich der Name „Methodist“ noch fremd klang, und auch manches Vorurteil sich in den Herzen regte, immer stärker tönte der macedonische Ruf hinüber nach Amerika: „Kommt herüber und helft uns!“

Sollte die auf dem Gebiete der inneren, wie der äußeren Mission so thätige Methodistengemeinde solchem Rufe ihr Herz und Ohr verschließen? „Sie hätte ihre eigenen Erfahrungen verleugnen, sie hätte ihrem besonderen Berufe entgegen handeln müssen.“ Sollte denn das Wort Wesley's: „Die Welt ist mein Kirchspiel, und Seelen zu retten ist mein Beruf,“ nicht auch für Deutschland gelten?

Auf kirchlichem Gebiete sah es zu jener Zeit — in den vierziger Jahren — in unserem deutschen Vaterlande keineswegs erfreulich aus. Fand man auch hie und da einen gläubigen Pfarrer, so herrschte doch bis zum Jahre 1848 im allgemeinen große religiöse Gleichgültigkeit, sowohl unter den Pastoren, als auch unter dem Volke. Die größte Zahl der sogenannten Geistlichen war verweltlicht, sie waren Rationalisten und predigten Rationalismus offen und frei. Die sogenannte Innere Mission befand sich in ihrer Kindheit, „Feldarbeit im Dienste des Evangeliums“ war als gefahrdrohende Sektiererei verpönt, Erfahrungsreligion wurde als unheilvolle Schwärmerei gefürchtet.“

Die deutschen Methodisten Amerikas hatten nun längst

den Wunsch gehegt, den Bittgesuchen ihrer Angehörigen und Freunde in Deutschland zu willfahren und einen deutschen Missionar nach dem alten Vaterlande zu senden. Derselbe sollte jedoch nicht nur ihre Verwandten von den Vorurteilen befreien, von welchen sie in ihren Briefen hie und da schrieben, sondern er sollte ihnen auch das Evangelium predigen in der Einfachheit und Kraft, die den Methodisten eigen ist. Sie sollten auch den Heiland kennen lernen, der die Ihrigen in Amerika so glücklich gemacht hat. Aber in Deutschland gab's damals noch keine Religions- bzw. Gewissensfreiheit.

Die Bischöfliche Methodistenkirche hatte zwar zu jener Zeit den Prediger Wilhelm Naft, der ein geborner Württemberger war, nach Deutschland gesandt, um zu erfahren, wo etwa sich eine offene Thür zur Gründung einer Mission zeige. Er sah das Verlangen des Volkes, während ihm größtenteils nur verkappter Rationalismus geboten wurde. Sein Herz blutete, und gerne hätte er selbst angefangen, Christum, den Gekreuzigten, zu predigen; aber, wie schon bemerkt, es gab damals noch keine Religionsfreiheit.

So kam das Jahr 1848 herbei. Die großen politischen Umwälzungen in Deutschland brachten dem Volke in mehreren deutschen Staaten die ersehnte Religionsfreiheit. Diesen Zeitpunkt benützten die deutschen Methodisten und trugen durch Dr. W. Naft und unseren L. S. Jacoby, die als Delegaten bei der General-Konferenz des Jahres 1848 in Pittsburg anwesend waren, bei den Bischöfen ihre Bitte vor, einen Missionar nach Deutschland zu senden.

Der Bitte wurde nach reiflichem, monatelangem Er-

wägen endlich entsprochen. In der Mai-Sitzung der Bischöfe und in der Sitzung des Allgemeinen Missions-Komités im Jahre 1849 wurde beschlossen, eine Mission in Deutschland anzufangen. Das Kollegium der Bischöfe übergab Bischof Morris die Oberleitung über diese Mission, und dieser ernannte im Monat Juni L. S. Jacoby, der damals Vorsehender Ältester des Quincy-Distrikts, Illinois-Konferenz, war, als Missionar für Deutschland.

Große Freude herrschte bei den deutschen Methodisten über diese Ernennung. Aber Jacoby war zu jener Zeit leidend. Er hatte die Absicht, sich für ein Jahr in den Ruhestand versetzen zu lassen. Auch hatte seine Frau, die nachmalige in so großem Segen wirkende Missionshausmutter, eine Abneigung gegen Deutschland. Sie wollte nicht wieder dahin zurückkehren. Jacoby schlug dem Bischof einen anderen Prediger für diese Mission vor. Es blieb jedoch bei der getroffenen Bestimmung, und Jacoby nahm schließlich den Ruf, als Missionar nach Deutschland zu gehen, vom Herrn an.

Wir können es uns nicht versagen, den Brief, in welchem Jacoby als Missionar für Deutschland ernannt wurde, in Uebersetzung hier wiederzugeben.

New-York, den 24. Mai 1849.

Rev. L. S. Jacoby.

Lieber Bruder!

Das General-Missions-Komitée und der Vorstand der Missionsgesellschaft empfehlen es, eine Mission in Deutschland zu beginnen. Auch hat man Vorsorge getroffen, zwei Missionare dahin senden zu können. Die Bischöfe haben mich jedoch beauftragt, zunächst bloß einen zu senden, und wenn der Bericht des ersten günstig lautet, den anderen später folgen zu lassen.

Wir wünschen nun, daß Du gehen möchtest, um eine Mission im alten Vaterlande zu beginnen, vorausgesetzt, daß Deine Gesundheit es erlaubt, und Du willig bist, die Arbeit zu übernehmen. Bitte, gieb mir bald Antwort, damit die Angelegenheit zur Entscheidung komme.

Möge der Herr Dich und mich leiten in dieser Angelegenheit.

Dein verbundener

Th. A. Morris.

Der Bischof hatte dieses Schreiben an Dr. Rast nach Cincinnati geschickt. Dr. Rast sandte es an Jacoby und schrieb dazu: „Lieber Bruder! Soeben erhielt ich diese Zeilen im Einschluß für Dich. Bischof Morris macht mir Mitteilung von Deiner Ernennung mit der Bemerkung, daß die entgeltige Entscheidung von Deinem eigenen Entschluß abhängt. Möge der Herr Dich in dieser wichtigen Angelegenheit leiten! Dein Wilh. Rast.“

Am 20. Oktober 1849 verließ Jacoby mit seiner Familie auf dem Dampfschiff „Hermann“ (Nordd. Lloyd) Amerika. Während seiner Reise nach Deutschland führte er ein kleines Tagebuch, in ähnlicher Weise, wie er es als Vorstehender Ältester in Amerika gethan hatte. Die Aufzeichnungen ermöglichen es, den Mann, der das Werk in Deutschland gründen sollte, näher kennen zu lernen. Auch erfahren wir aufs deutlichste durch dieselben, was unsere Brüder in Amerika bewog, die Mission in Deutschland zu beginnen, wie ehrlich und lauter ihre Absicht bei dem ganzen Unternehmen war. Lassen wir sie im Auszug, soweit sie das Werk betreffen, hier folgen.

Auf dem Dampfschiff „Hermann“. Sonntag, den 21. Oktober 1849. Wir kamen Freitag Abend, den 11. Oktober, in New-York an. Br. und Schw. Doering

empfangen uns mit großer Liebe. Ich weiß, daß wir ihnen hätten kaum thun können, was sie uns gethan haben. Gott wolle sie dafür segnen. Ich hatte viel zu laufen, um meine Sachen in Ordnung zu bringen. Doch der Herr war mir in allem zur Seite. Von der Traktatgesellschaft erhielt ich für fünf Dollar Traktate, und die Bibelgesellschaft schenkte mir Neue Testamente und versprach, mehr für mich zu thun. Ich predigte Sonntag Morgen im Segen zu einer andächtigen Versammlung. Sie haben eine große Kirche; sie gefällt mir aber nicht so gut, wie die in St. Louis und die in Cincinnati. Ich predigte auch dreimal in der Woche, einmal bei Br. Zwahlen. Freitag Abend hielten wir eine kurze Missionsstunde. Br. Mc Clintok, Editor des „Quart. Review“, hat sich mir sehr gefällig gezeigt. Endlich, gestern, gingen wir dann in Gottes Namen aufs Schiff, in Begleitung von Br. und Schw. Doering. Heute ist mein 36. Geburtstag. Ich wünschte, ich wäre inniger mit Gott verbunden und die Reise würde mich weniger kalt lassen. Doch ich traue auf den Herrn; er ist meine einzige Hoffnung und Zuflucht. Mit einem Jakobsringen will ich anhalten, bis Er mich geschickt macht. Wir hatten Gottesdienst um 10 ¹/₂ Uhr. Herr Finney von Oberlin predigte über die Vorsehung Gottes. Ja, Gott sei Dank, wir sind in der Hand Gottes sowohl auf dem Wasser, als auf dem Lande! Welch' ein Trost ist es, zu wissen, daß Gott für uns sorgt! Der Herr sorgt für die Sperlinge, wie viel mehr für Seine Kinder, die Ihn lieben. — Heute Mittag hatten wir 195 Meilen zurückgelegt. Wenn es so fort geht, können wir in 15 Tagen in Bremen sein. Des Herrn Wille geschehe.

Mittwoch, den 24. Oktober. Montag und Dienstag hatten wir stürmisches Wetter und Regen. Meine Seele war ruhig. Was wir thun, geschieht für den Herrn; deshalb war meine Seele zufrieden. Wir waren heute ziemlich wohl den ganzen Tag; wie dankbar bin ich dem Herrn dafür! Ich hatte es gewagt, Ihn dafür zu bitten, nicht für mich, sondern um meiner Frau willen, die ein kleines Kind zu stillen hat. Die Kajüte, in der wir sind, ist sehr dunstig. Wir haben kein regelmäßiges Familiengebet. Doch wir beten desto mehr. Ach, wie wünschte ich mit der Gnade Gottes erfüllt zu werden, um wahrhaft zu sein, was ich sein soll! Herr, Deine Wege sind ganz wunderbar. Wer hätte es je geglaubt, daß ich diese Zeit noch erleben würde und noch viel mehr, daß ich Deutschland wiedersehen sollte. O Herr, öffne mir die Wege! Ich fühle meine Untüchtigkeit und Unwürdigkeit zu einem solchen Werke. Doch des Herrn Wille geschehe.“

Sonnabend, den 27. Oktober. Durch die Gnade Gottes haben wir eine Woche zurücklegen dürfen. Gott sei Dank, es geht uns besser, als ich es erwartete. — Letzte Nacht war eine Nacht des Gebets und Flehens. Mein Verlangen ist: die Heiligung meiner Seele, und doch ist mein Gebet so kalt? Herr, lehre mich, es recht anfangen. Wasch' mich und mache mich ganz rein! Nun, Herr, wozu soll ich mich trösten? Ich hoffe auf Dich. Ja, auf Dich allein, Herr, will ich schauen. Amen. Herr, behüte uns.

Dienstag, den 30. Oktober. Es scheint mir, als sehe ich immer mehr Licht. Der Herr wird alles leiten. Ich hörte von einem englischen Bruder, der Ingenieur auf dem Schiffe ist, daß keine Kirche in Bremer-

haben sei, und daß auch englische Matrosen immer genug da wären, um englisch predigen zu hören. Der Herr wird Thüren und Wege öffnen. — Einer unserer Gefährten ist Professor Charles C. Finney von Oberlin. Er scheint ein frommer, heiliger Mann zu sein. Ich freute mich, zu hören, daß er in der Lehre von der Heiligung mit uns übereinstimmt. Ich muß mehr beten und — willig alles für den Herrn dahingeben. Dazu wolle mir mein Heiland verhelfen. — Jetzt fangen sie auch an, Karten hier zu spielen, und die kleine Philippine ist so neugierig. Wie viel Gnade wird es bedürfen, die Kinder in Deutschland fromm erziehen zu können! Auch hier hilft der Herr. Er erhört Gebete.

Samstag, den 3. November 1849. Das waren herbe Tage, von denen man wirklich sagen kann, „sie gefallen mir nicht“. Mittwoch und Donnerstag hatten wir starken Sturm. Wir waren sehr krank. Meine arme Frau hat viel gelitten. — Gelobet sei Gott für Seine Liebe! Gestern erzählte mir Br. Finney seine Bekehrungsgeschichte. Der Herr ist wunderbar mit ihm umgegangen. Er war Advokat, gebrauchte die Bibel als Gesetzbuch und wurde dadurch von der Wahrheit derselben überzeugt; er suchte den Herrn und fand ihn. Er erzählte mir auch, wie er zuerst den Segen der Heiligung empfing, und er scheint ein frommer, tiefgegründeter Mann zu sein. Der Herr hat Großes durch ihn gethan in der Erweckung und Bekehrung von Sündern und in der Heiligung der Kinder Gottes. O Herr, warum bin ich noch nicht geheiligt durch und durch! Ach Herr, wie lange! Komme bald und erlöse Deinen Knecht. Amen.

Samstag Abend. Heute sind wir 14 Tage an Bord. Wie dankbar bin ich, daß der Herr uns soweit beschützt und bewahrt hat. Mein Vertrauen steht fest, Er bringt uns sicher nach Bremen. Meine Gedanken sind sehr damit beschäftigt, wie ich in Bremen anfangen soll. Doch ist's von Gott, was ich gewiß glaube, so wird Er mir auch die Wege zeigen. — Morgen um 12 oder 1 Uhr werden Southhamptoner Passagiere Abschied von uns nehmen. Wie selig, wenn der müde Wanderer das Ende seiner Pilgerreise nahe weiß.

Dienstag Abend. Gelobet sei Gott, der uns bis hieher gebracht hat. So sind wir denn jetzt vor Bremerhaven. Montag verging schnell. Wir hatten ziemlich starken Wind. Ich war sehr unwohl. Abends sah es aus wie Sturm. — Gestern wollte Satan mir Zweifel einflößen. Doch mein Glaube war fest. Der Herr hat noch ein Werk für mich zu thun. Ich will geduldig Seiner warten.

Mittwoch, den 7. November 1849. Um 12 Uhr fuhren wir in die Weser, und um 2 Uhr waren wir vor Bremerhaven. Ich ging mit einigen nach der Stadt, und die übrigen drückten ihre Freude mit Biertrinken aus. Ich freute mich im Herrn und seufzte zu Ihm um Gnade und um ein dankbares Herz. Hier ist ein Platz, wo gearbeitet werden kann und muß. Aber bin ich der Mann dafür? das ist die Frage. Ich habe weder Gesundheit noch Kraft dazu. Doch der Herr wird helfen. Ich gehe morgen, so der Herr will, nach Bremen, und dort werde ich bald erfahren, was ich zu thun habe. Der Herr wolle mich in

Deutschland segnen. O Herr, hilf, o Herr, laß wohl-
gelingen!"

Am 7. November 1849 landete Jacoby in
Bremerhaven. Dieser Tag wird für die Geschichte des
Methodismus in Deutschland für immer von großer Be-
deutung bleiben. Nachdem er nach Bremen gereist war
und sich dort etwas umgesehen hatte, schrieb er am 10. No-
vember 1849: „So wollen wir denn in Gottes Namen
wirken und auf Seinen Segen hoffen.“



Fünftes Kapitel.

Erste Wirksamkeit in Deutschland und der Schweiz.

Es war Jacoby freigestellt, seine Arbeit entweder in Bremen oder in Hamburg zu beginnen. Er wählte Bremen. Am 23. Dezember 1849 hielt er seine erste Predigt im Kramer-Amthause daselbst vor nahezu 400 Personen. Sein Text lautete: 1. Timoth. 2, 4: „Welcher will, daß allen Menschen geholfen werde, und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen.“ In der That ein höchst passendes Schriftwort für die erste Predigt des Missionars einer Kirche, die ein freies, volles, gegenwärtiges Heil für alle Menschen verkündigt. Jacoby war über diesen Anfang sehr erfreut. Er schrieb über die ersten Wochen seines Wirkens in Bremen, wie folgt, nach Amerika an Dr. Raft:

„Da ich durchaus keine Hindernisse in politischer Hinsicht fand, so sagte ich sogleich frei heraus, zu welchem Zweck ich hierher gesandt worden sei. Der Herr öffnete mir den Weg auf wunderbare Weise. Ich wurde mit lebendigen Christen bekannt,*) die sich über meine Ankunft herzlich freuten und mir auf jede Weise behülflich sind.

*) Eine Herrnhuterfamilie.

Ich ließ sogleich einen größeren Theil unserer Traktate und auch unsere allgemeinen Regeln drucken. Letztere sowohl, als auch die Traktate „Der wahre Christ“, „Besitzt die Methodistenkirche alle Zeichen der Kirche Christi?“ werden mit großem Verlangen gelesen. Da der Sonntag hier sehr entheiligt wird, so habe ich auch den Traktat von der Amerikanischen Traktatgesellschaft über die Entheiligung des Sabbath's abdrucken lassen. — Vier Wochen lang konnte ich kein passendes Lokal finden, um öffentlich Gottesdienst zu halten. Da jedoch die Kunde von der Ankunft eines Methodistenpredigers aus Amerika sich durch ganz Bremen verbreitet hatte, so waren die Leute sehr neugierig, ihn zu hören. Endlich erhielt ich durch Vermittlung eines Kaufmanns Erlaubniß, einen Saal im Krameramthause, der über 300 Personen faßt, für 3 Reichsthaler Miete, für jeden Sonntag, zu benutzen. Da ich es meiner Gesundheit wegen nicht wagen durfte, zweimal zu predigen, so machte ich durch die Zeitungen Bestellung auf Sonntag, den 23. Dezember, abends 7¹/₄ Uhr. Du kannst wohl denken, daß ich mit klopfendem Herzen dahin ging. Ich war fest überzeugt, daß meine Sendung hierher der Wille des Herrn sei. Doch ich armer Prediger sollte jetzt auftreten vor einer Versammlung, welche fromme und gelehrte Prediger, wie Mallet, zu hören gewohnt war! Ich war sehr befangen; doch mein ernstliches, ja ringendes Gebet stieg zu Gott empor, mich zu unterstützen. Als ich hinkam, war der ganze Saal und der Vorplatz angefüllt mit Menschen, und viele, die später kamen, mußten wieder umkehren. Ich predigte über 1. Timoth. 2, 4: Vom Willen Gottes, daß allen Menschen geholfen werde, und sie zur

Erkenntnis der Wahrheit kommen. Der Herr unterstützte mich“ u. s. w.

Interessant ist es, zu erfahren, wie Jacoby zu dem Saal im Krameramthause kam. Wie schwer es für ihn war, ein passendes Lokal zu finden, hat er oben selbst in seinem Schreiben erwähnt. Bald nach seiner Ankunft machte man ihn auf die Säle in dem genannten Krameramthause aufmerksam, und er war sofort mit der Bitte eingekommen, ihm einen Saal gegen Miethszentschädigung einzuräumen. Die Bitte wurde ihm aber abgeschlagen.

Jacoby setzte hierauf seine Bemühungen fort, ein passendes Lokal zu finden. Auch sonst war er nicht untätig. Er wurde mit einer Herrnhuter Familie bekannt, die ihn einlud, einen Sonntag Abend bei ihr zuzubringen, da sich mehrere christliche Freunde zum Abendessen versammeln würden. Hier konnte er zum ersten Male in kleinem Privatkreise vom Herrn zeugen und auch über Methodismus reden. Hier erhielt er auch eine Einladung, den nächsten Sonntag in Achim, drei Stunden von Bremen, vom Heil in Christo zu reden. Er folgte der Einladung. Allein die Leute daselbst nahmen von dem Missionar wenig Notiz, und etwas entmutigt kehrte Jacoby nach Hause zurück.

Da Jacoby mehrere Kleidungsstücke für sich und seine Familie nötig hatte, führte ihn der Herr — wie Jacoby selbst sagt — zu dem Kaufmann, der in diesem Jahre Vorfizier des Vorstandes des Krameramthauses war. Nach dem Kauf wurde er um seinen Namen gefragt; er nannte ihn. Da fragte der Kaufmann weiter: „Sind Sie nicht der Herr, der gerne einen Saal im Krameramthause zu

religiösen Vorträgen haben wollte?" Jacoby antwortete, daß dem so sei. „Nun,“ verietzte der Kaufmann, „Sie sollen einen Saal haben. Nächsten Sonntag können Sie Ihre Versammlung dort halten.“ Mit freudigem und dankbarem Herzen kehrte Jacoby nach Haus zurück und traf die nötigen Vorbereitungen zu dem schon erwähnten Gottesdienst.

So hatte das Werk Gottes in Bremen seinen Anfang genommen. Bald aber war der Saal zu klein. Die Versammlungen nahmen zu, und ein größerer Saal, der 800 Personen faßte, wurde Jacoby eingeräumt. Diese Versammlungen im Krameramthause hat Gott mit reichem Segen gekrönt. Eine größere Anzahl von Personen wurde dort gründlich erweckt und zu Gott befehrt. Unter ihnen befanden sich auch zwei junge Männer, Ernst Mann und Adolf Lüring, die später ins Predigtamt traten und in reichem Segen wirkten.

In welcher Weise Jacoby die Mittel zukamen, um seine Arbeit beginnen zu können, das sagen uns nachstehende Zeilen des Missionsvorstandes in New York. Auch sind sie ein Beweis dafür, wie vorsichtig die Missionsbehörde in der Gründung des Werkes in Deutschland vorging. Die Bemerkung, die am Schlusse des Schreibens gemacht wird, und welche bezug hat auf die Beweggründe, welche die Kirche in Amerika veranlaßt haben, eine Mission in Deutschland zu beginnen, spricht zu deutlich, als daß sie einer Erklärung bedarf.

New-York, den 18. Februar 1850.

Lieber Bruder!

Dein werthes Schreiben vom 1. Januar haben wir

erhalten und es bei der ersten Gelegenheit dem Missionsvorstand vorgelegt. Die Mittheilungen wurden mit offenbarem Interesse angehört, und darauf sind folgende Beschlüsse gefaßt worden:

1. Beschlossen, daß Br. Jacoby ermächtigt werde, ein passendes Lokal zur Abhaltung von gottesdienstlichen Versammlungen in Bremen zu mieten, für nicht mehr als 150 Doll. pro Jahr. Ebenso soll er ermächtigt sein, die passenden Räume zur Wohnung für seine Familie zu mieten, sie mögen mit dem Versammlungsfaal verbunden sein oder nicht.
2. Beschlossen, daß er ermächtigt werde, eine Ausgabe zu machen, welche den Betrag von 250 Doll. nicht übersteigt, um Möbel für die Wohnung anzuschaffen; dieselben sollen sorgfältig aufgezeichnet und als Eigentum des Missionsvorstandes betrachtet werden.
3. Beschlossen, daß es Br. Jacoby erlaubt sei, eine Summe von nicht mehr als 100 Doll. zu verwenden, um den Saal für gottesdienstliche Versammlungen auszustatten.
4. Beschlossen, daß er Erlaubnis erhalte, eine Summe zum Druck und zur Verbreitung von Traktaten anzuwenden, die 50 Doll. nicht übersteigt.
5. Beschlossen, die Meinung des Missionsvorstandes dahingehend auszusprechen, daß die Mission in Deutschland durch die Sendung eines weiteren Missionars verstärkt werden sollte.
6. (Bezieht sich auf den Gehalt.)
7. Beschlossen, der Meinung des Missionsvorstandes dahingehend Ausdruck zu geben, daß derselbe dafür halte, eine alle 14 Tage erscheinende Zeitschrift würde sehr

zur Förderung des Werkes beitragen, und daß Br. Jacoby ermächtigt werde, eine solche Zeitschrift herauszugeben, sobald Doll. 500 zu diesem Zweck beisammen sind.

Daß diese Beschlüsse begleitende Schreiben führt dann weiter aus, wie Jacoby aus obigen Beschlüssen wahrnehmen könne, welches Vertrauen der Missionsvorstand zu ihm habe. Er wird ferner in demselben zur Sparsamkeit ermahnt und ihm Aussicht gemacht, in diesem Falle weitere Hilfe, die notwendig sein würde, zu erhalten. Dann heißt es wörtlich:

„Und nun, mein lieber Bruder, erlaube mir zu sagen, daß wir sehr ermutigt wurden durch Deinen Brief, in welchem Du die Hoffnung ausdrückst, Eingang zu finden bei dem deutschen Volke, um ihm den Methodismus zu bringen. Wir sind in einer Schuld Deutschland gegenüber und hoffen, sie nun bezahlen zu können. Du weißt, daß John Wesley viel Licht empfing durch fromme deutsche Prediger*), und welch ein Segen wird es sein, wenn einer seiner Söhne im Evangelio es wieder zurückleuchten lassen kann auf Deutschland selbst. Sollte die Generalversammlung, welche im Mai stattfindet, die Sendung eines zweiten Missionars nach Deutschland gutheißen, so wird Br. Doering wahrscheinlich der Mann sein, der kommen wird.

Möge Gott Dich und Deine Familie segnen und Deine Mission gedeihen lassen

C. Pitmann.“

Jacoby mietete für sich im Anfang eine Wohnung,

*) Es waren die Prediger Bischof Mitschmann und Peter Böhler von der Brüdergemeinde.

die nur zwei große Stuben und zwei kleine Kammern enthielt, und die kleineren Versammlungen, wie Gebetsstunde, Klasse, wurden stets in einer dieser Stuben abgehalten.

Jacoby war trotz seiner geschwächten Gesundheit unermüdlich thätig. Schon am 17. Januar 1850 konnte er berichten, daß er in einem anderen Stadtteile Bremens, am Buntenthorssteinweg, angefangen habe zu predigen, in einer Gegend, wo die ärmsten und leider auch die verkommensten Einwohner sich gewöhnlich niederließen. „Ich habe einen ihrer Tanzsäle gemietet,“ schreibt er, „und predige dort jeden Dienstag Abend. Hätte ich Brüder und Schwestern, mich zu unterstützen, so würde ich sogleich eine Sonntagschule dort eröffnen. Ach, daß die Hilfe bald käme!“ Sie kam bald, gottlob.

Mit der Gründung einer Gemeinde ging Jacoby sehr vorsichtig zuwege. Trotzdem, bald nach seiner Wirksamkeit, eine Anzahl Personen als Frucht seiner Arbeit zu Gott bekehrt worden waren, lag ihm doch sehr viel daran, daß dieselben den Methodismus näher kennen lernten. Er veranlaßte sie daher nicht, sich sofort der Methodistengemeinde anzuschließen.

Erst im April bildete er mit denen, die sich der Bischöflichen Methodistengemeinde anschließen wollten, eine Klasse (d. i. Erfahrungsstunde). Er schreibt hierüber an Dr. W. Rast, Redakteur des Christlichen Apologeten in Cincinnati, unterm 12. April 1850 wie folgt: „Durch die Gnade Gottes ist es mir erlaubt zu berichten, daß der Herr unsere Arbeit nicht ungesegnet gelassen hat. Ich habe jetzt 21 Mitglieder (auf Probe); sie bekennen alle, den Herrn als einen sündenvergebenden Gott erkannt zu haben.

Außer diesen sind schon viele bei mir gewesen, die den Frieden gefunden haben, seit ich hier arbeite; aber Verhältnisse halber schließen sie sich nicht an. Wir hatten über Ostern eine segensreiche Zeit. Wir feierten nämlich zum ersten Male das heilige Abendmahl am Ostermorgen, und am Montag Abend hatten wir das Liebesfest in unserem Hause. Unsere Versammlungen werden sehr zahlreich besucht, und die Zuhörer sind sehr aufmerksam. Die Mitglieder sind in inniger Liebe verbunden und beten mit großem Ernst für die Ausbreitung des Reiches Gottes. — Mein Glaube steht fest, daß der Herr den Methodismus gebrauchen wird, evangelische Heiligkeit in Deutschland verbreiten zu helfen.“

Wie energisch Jacoby das Werk angriff, davon zeugt folgender Arbeitsplan aus jener Zeit: „Unsere Versammlungen sind: Sonntag Nachmittag um halb 3 Uhr, Klasse in meinem Hause; abends 7 $\frac{1}{4}$ Uhr, Predigt im Krameramthaus; Montag, abends 8 Uhr, Betstunde in meinem Hause; Mittwoch, abends 8 Uhr, Predigt im Krameramthaus; Donnerstag abends, Betstunde vor dem Doven-thor; Freitag abends, Predigt am Buntenthorssteinweg, im weißen Roß; Sonnabends, Betstunde vor dem Stephanithor.“

Neben dieser Arbeit als Prediger und Seelsorger, ließ er tausend Exemplare Gesangbücher, verschiedene Traktate und Wesley's Predigten drucken. Die Missionsgesellschaft der Bischöfl. Methodistenkirche hatte ihm eine Kiste deutscher Bücher im Werte von circa 500 Mk., von der Amerikanischen Traktatgesellschaft herausgegeben, zugesandt, und die Amerikanische Bibelgesellschaft hatte ihm ein Ge-

schenk von Bibeln und Neuen Testamenten gemacht. Er stellte hierauf Br. C. C. Poppé, einen frommen, demüthigen Jünger Jesu, als Kolporteur an, und einem anderen Bruder, Chr. Feldmann, einem unerschrockenen Zeugen der Wahrheit, übergab er eine Bibliothek, deren Bücher derselbe unentgeltlich auslieh.

Gar bald zeigte sich auch die Nothwendigkeit einer eigenen kirchlichen Zeitschrift, um einerseits Angriffe, die auf den Methodismus gemacht wurden, abzuwehren, und um anderseits zeigen zu können, was der Methodismus in Deutschland wollte. Zwei amerikanische Brüder, C. und H. Baker in Baltimore, unterstützten Jacoby mit Mitteln, so daß ein solches Blatt am 25. Mai 1850 erscheinen konnte. Es wurde ihm der Name „Evangelist“ gegeben. In Bremen selbst fand der „Evangelist“ bald 200 Abonnenten. Doch die deutschen Mitglieder der Bischöfl. Methodistengemeinschaft in Amerika bezahlten in den ersten Jahren hunderte von Exemplaren, welche an ihre Freunde und Verwandte in ganz Deutschland und in der Schweiz versandt wurden.

Am 21. Mai 1850 wurde die erste Vierteljahrs-Konferenz gehalten, und damit war die erste Gemeinde der Bischöfl. Methodistengemeinschaft in Deutschland definitiv gegründet.

Es war noch kein Jahr seit der Ankunft Jacobys in Bremen vergangen und doch war bereits viel gewirkt worden. Als er Amerika verließ, dachte er, daß er während des Winters wenig zu thun haben würde. Er hoffte durch die zu erwartende Ruhezeit so nach und nach sein Brustübel ausheilen zu können. Wie wir gesehen haben, kam es jedoch ganz anders. Als Jacoby sah, wie der

Herr ihm die Thüren aufthat, erwachte das alte methodistische Feuer in ihm, und es hieß: „Lasset uns wirken, so lange es Tag ist, denn die Nacht kommt, da niemand wirken kann.“ Auch von auswärts kamen Einladungen. Im Mai 1850 predigte Jacoby 4 deutsche Meilen von der Stadt in einem Dorfe. Der Gottesdienst wurde auf der „Diele“ (eine Art Scheunentenne mit Lehmboden, wo auf beiden Seiten die offenen Ställe für Pferde und Kühe sind) gehalten. „Die Tiere störten uns wenig,“ heißt es in einem Bericht.

Bald kam Einladung auf Einladung. Jacoby sah sich außer Stande, sie alle anzunehmen. Er schickte einen Hilferuf nach Amerika hinüber, und der Ruf ertönte nicht umsonst. Gar bald, schon am 7. Juni 1850, kamen die Brüder Prediger Carl H. Döring und Ludwig Rippert in Bremen an. Sie wurden von Jacoby mit offenen Armen empfangen. Damit war ein bedeutungsvoller Schritt zur Befestigung und Ausbreitung des Methodismus in Deutschland gethan. Diese beiden Brüder, von denen wir noch näheres in einem anderen Kapitel hören werden, traten nun sofort kräftig in die Arbeit ein. Schon am Tage nach ihrer Landung predigte Rippert in einem Dorfe, zwei deutsche Meilen von Bremen, zu einer großen, aufmerksamen Versammlung.

Rippert schreibt über ihre Ankunft: „Durch die väterliche Fürsorge unseres himmlischen Vaters sind wir am 7. Juni, nach einer Seereise von 16 Tagen, glücklich in Bremen angekommen. Obwohl wir alle seefrank waren, so war unsere Reise doch sehr angenehm wegen der guten Gesellschaft, die wir genossen. Dr. Mc Clintock predigte

die zwei Sonntage, welche wir auf dem Schiffe zubrachten, zur Befriedigung aller Passagiere. Als wir in Bremerhaven ankamen und unser Schiff kaum geankert hatte, kam einer von unseren Brüdern aus Bremen, um uns zu bewillkommen. Unsere Freude war groß, gleich beim Eintritt in Deutschland, ja noch ehe wir den Fuß ans Land setzten, einem geistlichen Bruder die Hand reichen zu dürfen. Von Bremerhaven fuhren wir nach Bremen, und während wir auf einem Dampfboot die Weser hinauf fuhren, fuhr Br. Jacoby auf einem andern an uns vorbei; wir sahen einander im Vorbeifahren und erkannten uns auch. Br. Jacoby hatte es aber zu Hause so eingerichtet, daß, im Falle wir kommen würden, wir dennoch seine Wohnung benützen konnten. Wir nahmen sogleich Besitz von seinem Hause; eine Schwester kam und bereitete uns eine Mahlzeit. Bald stellten sich noch andere Brüder und Schwestern ein, um uns zu bewillkommen. Das Haus war den ganzen Nachmittag von unseren Geschwistern angefüllt; wir sangen, sprachen und beteten mit einander und hatten eine angenehme Zeit. Abends kam endlich Br. Jacoby mit seiner lieben Frau von Bremerhaven zurück. Es war in der That eine rührende Scene. Br. Jacoby und seine Familie sind gesund, nur daß er viel an Kopfschmerzen leidet und auch über Brustschmerzen klagt.

„Den Tag nach unserer Ankunft war eine Versammlung in einem Dorfe, zwei Meilen von hier; wir fuhren hinaus. Bei unserer Ankunft war ein großer Raum schon ziemlich mit Menschen angefüllt, und als die Predigt anging, konnten nicht alle Platz zum Sitzen erhalten. Ich suchte unter dem Beistand Gottes zu predigen; es scheint

ein großer Hunger nach Gottes Wort unter den Leuten zu sein. — Sonntag, mittags 12 Uhr, predigte Dr. McIntosh zu den wenigen englischen Einwohnern der Stadt im Hause des amerikanischen Consuls; vielleicht war dies die erste englische Predigt, die ein Methodistenprediger hielt in Bremen. Die Zuhörer schienen alle wohl zufrieden zu sein mit des Doktors Vortrag. Nachmittags versammelten sich unsere deutschen Brüder im Hause Br. Jacobys zur allgemeinen Klasse, und das war in der That eine Zeit des Menschensohnes; einer nach dem anderen redete von der unaussprechlichen Gnade Gottes; Thränen der Freude und der Dankbarkeit rannen über ihre Wangen. Meine Seele wurde erfreut, die Gnade Gottes hier zu sehen. Abends versammelten wir uns im Krameramthause. Br. Döring predigte. Das Haus faßt ungefähr 800 Personen. Es war ganz angefüllt mit aufmerksamen Zuhörern; der Gesang war vortrefflich. — Soeben kommt ein Mann, vier Stunden von hier, und bringt sechs Thaler Missionsgeld mit der Bitte, daß wir doch auch bei ihm predigen möchten.“

Am darauf folgenden Sonntag, es war am 16. Juni 1850, wurde auch die erste Sonntagschule im Krameramthause mit achtzig Kindern gehalten, die sich reich zu schöner Blüte entfaltete. Am 14. Juli desselbigen Jahres finden wir in einem Berichte Ripperts an den „Christlichen Apologeten“ folgende Predigtstationen verzeichnet: 1. Das Krameramthaus; 2. Am Buntenthorssteinweg; 3. Walle, ein Dorf, eine Stunde von Bremen; 4. Bremerhaven; 5. Begeßack, ein Städtchen von damals 3000 Einwohnern; 6. Thedinghausen und Baden, beides Dörfer;

7. Tarnstedt und Hebstedt; 8. Hastedt, nahe bei Bremen; 9. Die Sonntagschule im Krameramthaus. Der ersten Sonntagschule folgte bald eine zweite am Buntenthorssteinweg, dann eine in Vegesack. Wo eine Predigtstation aufgenommen wurde, fing man bald auch eine Sonntagschule an.

Am 18. August 1850 wurde die zweite Vierteljahrsversammlung mit einer Abendmahlsfeier, welcher auch Gäste vom Lande bewohnten, in Bremen gehalten. Am Montag, den 19. Aug., fand die 2. Vierteljahrskonferenz statt. Es wurde eine gehörige Organisation der Sonntagschule vorgenommen; sie zählte bereits über 200 Kinder mit 17 Lehrern und Lehrerinnen. In einer Klafführerversammlung, die nach der Vierteljahrskonferenz gehalten wurde, erhielt Br. Wessel Fiege die Erlaubnis, als Ermahner zu wirken. Er war der erste Ermahner in Deutschland. Am Abend wurde ein Liebesfest abgehalten, in welchem Jacoby sechzehn Probeglieder in volle Verbindung aufnahm. Diese waren die eigentlichen ersten Mitglieder der Bischöfl. Methodistenkirche in Deutschland. Jacoby schrieb: „Von ihnen hängt es jetzt in großem Maße ab, wie das Werk gebaut werden soll. Zeigen sie sich als wahre Christen in ihrem Hause, in der Welt und im Werke des Herrn, so unterliegt es gewiß keinem Zweifel, daß wir nicht nur eine blühende Gemeinde bekommen, sondern daß der Methodismus sich in seiner Reinheit auch weiter ausbreiten und viel zum geistlichen Leben Deutschlands beitragen wird.“

Jacoby war von den Bischöfen zum Superinten-

denten des Werkes in Deutschland ernannt worden. Das Werk in Bremen wurde am Ende des Jahres 1850 in zwei Bezirke geteilt, in Bremen-Stadt und in Bremer-Bezirk. Die erstere bediente L. S. Jacoby und den letzteren C. H. Döring und L. Rippert. Doch blieben beide Arbeitsfelder unter derselben vierteljährlichen Konferenz.

Jacoby machte nun, nicht lange nach dem Eintreffen der beiden Gehilfen, eine Reise nach Süddeutschland; er besuchte Württemberg, und im Februar 1851 reiste er auch nach Sachsen. In Sachsen wurde nämlich von Erhardt Wunderlich, einem in Rüssdorf, Sachsen-Weimar, gebürtigen, in Amerika, in Dayton, Ohio, wohnenden Mitglied der Bischöfl. Methodistenkirche, welcher in seine Heimat zum Besuche gekommen war, ein „herrliches geistliches Feuer“ angezündet, das zur Gründung einer Gemeinschaft führte, die 26 Mitglieder zu einer Klasse vereinigte.

Der Bericht des Superintendenten, datiert vom 1. März 1851, zeigt den Stand des Werkes wie folgt:

Missionen in Deutschland.

L. S. Jacoby, Superintendent.

C. H. Döring, }
L. Rippert, } Missionare.

C. Poppe, }
C. Rahrmann, } Kolporteurs.

W. Fiege, }
Köpfe, } Gehilfen.
C. Wunderlich, }

Mitte April 1851 kam ein weiterer Missionar von

Amerika, Heinrich Ruelsen*), der Schwager Jacobys, und anfangs Juni abermals ein solcher, C. Riemenschneider, zu welchen sich im Jahre 1858 noch Wilhelm Schwarz gesellte.

Nun ging Jacoby daran, auch in andern Städten Missionen zu gründen. Er wählte zunächst die zwei Freistädte Hamburg und Frankfurt a. M. C. Riemenschneider zog nach Frankfurt a. M. und C. H. Döring nach Hamburg. Beide Missionen wurden im Juli des Jahres 1851 begonnen. Prediger C. Riemenschneider kam in Frankfurt den 3. Juli 1851 an, und hatte beinahe zwei Monate zu warten, bis er von der Behörde die Erlaubnis erhielt, Versammlungen zu halten. Endlich fing er in seiner Wohnung an und hatte bald mehr als hundert Zuhörer. Die übrigen Bewohner des Hauses lehnten sich aber gegen das Singen und Predigen auf, und Riemenschneider mußte wieder vier Wochen die Versammlungen aufgeben, bis er ein anderes Lokal fand, in welchem er von neuem die Arbeit anfang. Er hatte auch in dem benachbarten Hessen Eingang gefunden; doch litt seine Wirksamkeit daselbst eine unangenehme Unterbrechung, von der wir später reden werden. Dagegen fand er freudige Aufnahme in Friedrichsdorf, einem Städtchen bei Bad Homburg, welches von französischen Protestanten, die unter der Verfolgung Ludwigs XIV. aus Frankreich geflohen waren, gegründet

*) In Jacobys Methodismus wird berichtet, daß C. Riemenschneider im April des Jahres 1851 nach Deutschland gekommen sei und H. Ruelsen später. Es ist das ein Irrthum. Ruelsen kam nach seiner eigenen Aussage vor Riemenschneider. Siehe auch: C. Riemenschneider, Mein Lebensgang. Bremen, Verlag des Traktathauses.

worden ist, deren Nachkommen die französische Sprache beibehalten haben, aber auch der deutschen mächtig sind. Gar bald konnte dort mit solchen, die durch die Predigten gewonnen wurden, eine Klasse gebildet und ein Gemeind-
lein gesammelt werden, welches später dem Werke zum großen Segen geworden ist. Vater Wallon, der einige Zeit im Segen als Prediger wirkte, und sein Sohn Louis Wallon, heute noch Prediger der Bischöfl. Metho-
distenkirche in Nordamerika, ebenso C. Achard, welcher viele Jahre als Prediger und zuletzt, vor seiner Uebersiedelung nach Amerika, als Direktor der Missionsanstalt in Frank-
furt a. M. im Segen arbeitete, stammen aus Friedrichs-
dorf. Auch haben mehrere Prediger später sich dort ihre Gehilfinnen geholt.

In Hamburg hatte C. H. Döring große Schwierig-
keiten, ein passendes Lokal zu finden. Er fing bald eine Sonntagschule an und gründete eine kleine Gemeinde; in reichem Segen wirkte er auch unter den Auswanderern.

In Sachsen arbeitete fortgesetzt mit Erfolg Erhardt Wunderlich als Gehilfe. Mehr als 100 Personen hat-
ten sich dort zu Gott bekehrt, der Gemeinschaft angeschlos-
sen und waren auf verschiedenen Orten in Klassen einge-
teilt. In Friedrich Wunderlich, dem Bruder Erhardts, und in Carl Dietrich, die beide durch die Arbeit Er-
hardt Wunderlichs zu Gott bekehrt wurden, erhielt dieser tüchtige Gehilfen.

Im Herbst des Jahres 1851 finden wir L. Nippert als Missionar in Heilbronn, Württemberg; Prediger H. Ruelsen und W. Fiege bedienten den Bremer Be-
zirk. Ueber seine Arbeit in der Heilbronner Gegend schreibt

Rippert: „Nachdem wir hier angekommen waren, ein Haus gemietet, eine Aufenthaltskarte erhalten, und uns ein wenig eingerichtet hatten, suchte ich zu erfahren, wie und wo ich arbeiten könnte und dürfte. Mein Weg wurde mir bald gezeigt, und im Namen des Herrn fing ich an zu predigen und Versammlungen zu halten. Da man aber nach den hiesigen Gesezen keine Versammlung halten darf, ohne die Erlaubnis des Ortsgeistlichen, und derselbe mit dem Pfarrgemeinderat das Recht hat, zu erlauben oder zu verbieten, so mußte ich von dieser Seite manche betrübende Erfahrung machen, indem wir gerade an solchen Orten, in welchen ich die schönsten Aussichten hatte, Gutes zu thun, die Thüren zugeschlossen wurden, und ich unverrichteter Sache von den geistlich hungernden und dürstenden Seelen Abschied nehmen mußte, ohne ihnen das Brot des Lebens brechen zu dürfen. Auf diese Art wurde ich oft auch schon von solchen Orten zurückgehalten, in denen ich schon längere Zeit wirkte. Am Anfang sagte man nichts gegen meine Arbeit, bis das Werk lebendig wurde und Menschen anfangen zu fragen, was zu thun sei um selig zu werden; aber dann trat man mir mit aller Macht entgegen, um ein solches fremdes Element nicht aufkommen zu lassen.“

In der Stadt Heilbronn dagegen fand Rippert die Geistlichen entgegenkommend. Seine Versammlungen wuchsen in solchem Grade, daß seine beiden geräumigen Stuben die Leute nicht mehr fassen konnten. Nach vieler Mühe fand er zuletzt ein Lokal; es öffnete sich ihm unerwartet die „königliche Kaserne“, die ganz leer stand. Hier predigte er jeden Dienstag Abend zu ungefähr 200 Personen.

Die erste jährliche Versammlung der Missionare in Deutschland fand vom 11. bis 17. März 1852 in Bremen statt. Die Zahl der Mitglieder belief sich auf 232 und in den Sontagsschulen befanden sich 582 Kinder.

Im Monat Juni 1852 wurde Jacoby plötzlich so anhaltend heiser, daß er fast neun Monate nicht predigen konnte, wodurch er sich genötigt sah, Prediger Riemen-schneider nach Bremen zu berufen, um die Aufsicht über die Gemeinde zu nehmen. Prediger Nippert zog nach Frankfurt, behielt aber die Aufsicht über die Mission in Württemberg, wohin ein junger seßhafter Prediger aus Friedrichsdorf, Br. Louis Wallon jun., als Gehilfe gesandt wurde.

Von besonderer Bedeutung für das Werk in Bremen war der Bau des Traktathauses in der Georgstraße. Die Einweihung der mit demselben verbundenen Kapelle fand im April 1854 statt.

Im Jahre 1855 wurde dann auch in der bayerischen Rheinpfalz, durch den in Bremen, im Kramer-amthaus, zur Erkenntnis der Wahrheit gekommenen Ernst Mann ein gesegnetes Werk in Birmaßens, seiner Vaterstadt, begonnen und bald eine Gemeinde gegründet. Eine herrliche Erweckung im Mangoldschen Hause daselbst, besonders aber auch die Arbeit in der gesegneten Sonntagsschule, die er gegründet hatte, diente dazu, guten Grund zu legen für die kommende Zeit.

Im Jahre 1856, im Februar, folgte Jacoby der Einladung des Missions-Vorstandes in New-York, reiste nach Amerika, um besonders das Werk in Deutschland bei der darauf folgenden Generalkonferenz, die ihre Sitzung

im Mai in Indianapolis in Indiana hielt, zu vertreten. Die Folge war, daß die Generalkonferenz den Predigern in Deutschland die Rechte einer Jährlichen Konferenz einräumte.

Am 10. September 1856, nachdem Jacoby wieder von Amerika zurückgekehrt war, wurde dann auch die erste Sitzung der Jährlichen Missionskonferenz in Deutschland eröffnet. Hermann zur Jakobs-
mühlen, ein versprechender junger Mann, der wenige Jahre vorher in der Nähe Bremens durch L. Nippert zu Gott bekehrt worden war, dann nach Amerika auswanderte, war durch die Bischöfe als Probeprediger von der Ohio-Konferenz in die Missionskonferenz in Deutschland versetzt worden. Carl Dietrich und Ernst Mann wurden als die ersten deutschen Probeprediger in die Jährliche Konferenz aufgenommen. Hier wurde auch beschlossen, Missionen in der deutschen Schweiz zu gründen. Jacoby hatte den Gedanken schon früher, in einem Schreiben an Dr. Durbin, den Missionssekretär, ausgesprochen, ein Werk in der Schweiz zu beginnen. Als man nämlich in Württemberg anfang, schrieb er: „Württemberg ist die Thür, um in der deutschen Schweiz anzufangen.“ Welchen Umfang das Werk damals schon genommen hatte, ersehen wir an der Bestellungsliste, die an der ersten Jährlichen Konferenz verlesen wurde; sie lautet wie folgt:

L. S. Jacoby, Superintendent.

Bremen, Georgstraßen-Kapelle: L. Nippert und ein Gehilfe.

Bremen, Steffensweg-Kapelle: L. S. Jacoby.

Oldenburger Bezirk: C. H. Döring und ein Gehilfe.

Bremerhaven u. Brate: C. Niemenschneider und ein Gehilfe.

Hamburg: Mit einem Gehilfen zu besetzen.

Sachsen-Bezirk: Fr. Wunderlich, C. Dietrich und zwei Gehilfen.

Süddeutschland und Elsaß: H. Ruelsen und vier Gehilfen.

Lausanne (Schweiz): Ernst Mann.

Zürich (Schweiz): H. zur Jakobsmühlen.

Berlin: Noch zu besetzen.

Mit Recht fragen wir nun: Ging denn das alles ohne den geringsten Widerstand vor sich? Mit nichten. Das nächste Kapitel wird uns darüber Auskunft geben.



Sechstes Kapitel.

Schwierigkeiten im Werke.

Schon im Anfang des Jahres 1850 hatte eine Zeitung in Bremen Angriffe gegen die Methodisten gerichtet. Jacoby ließ hierauf einen Traktat: „Die Verteidigung der Methodistenkirche,“ drucken und verbreiten. Ein Jahr später brachen jedoch verschiedene Verfolgungen gegen die Methodisten aus. Lassen wir Rippert selbst reden. Er schreibt: „Das Volk im allgemeinen ist zwar froh und dankbar, daß wir zu ihm kommen und ihm das Brot des Lebens brechen; unsere Versammlungssäle sind meistens gedrängt voller Zuhörer, von denen die Mehrzahl andächtig zuhört. Aber die Demetrius unserer Tage, die Schenkwirte, Eigentümer von Spielhäusern u. s. w. rufen ihre Zunft zusammen, da sie sehen, daß ihr Gewinnst in Gefahr ist. Sie haben schon allerlei Pläne geschmiedet, um unser Werk zu zerstören, und rufen laut: Groß ist unsere Diana! In Begeßack, wo wir einen Tanzsaal mieteten und zum Gottesdienst einrichteten, wozu die Leute eine schöne Kanzel machen ließen, rotteten sich etwa 150 Personen genannten Schlages zusammen, angefeuert von Branntwein, mit Steinen in den Taschen, um unser Versammlungshaus zu stürmen. Gerade als Br. Döring den Gottesdienst eröffnete, flogen die Steine zu jedem Fenster herein. In dem darauf folgenden Auflauf wurde ein

Mann vom Pöbel hart bedrängt, empfindlich geschlagen und sein Rock in Fetzen gerissen."

Und wer war der Anstifter dieses Auflaufs? Leider, daß wir es hier niederschreiben müssen, es war der protestantische Pastor des Ortes, der sich als bitterer Feind des Methodismus zeigte. Er hatte wenige Tage vor der Störung einige heftigen Artikel gegen die Methodisten und besonders gegen ihre Sonntagschulen in der Zeitung veröffentlicht. Durch den heraufbeschworenen Auflauf hoffte er nun die Methodisten zu vertreiben und schickte ein Schreiben an den Senat in Bremen, damit den Methodisten das Predigen verboten werde; aber der Senat erwiderte, daß er hiezu keine Veranlassung habe. Die Methodisten hätten nichts Ungesetzliches begangen, ihre Sonntagschulen seien erlaubt u. s. w. Am darauf folgenden Sonntag waren fünf Polizisten anwesend, und so konnte der Gottesdienst ungestört abgehalten werden.

Nicht so gut ging es im Hannöverschen und im Braunschweigischen. Dort wurde der Pöbel von gewisser Seite geradezu aufgefordert, sich gegen die Methodisten zu erheben. „Als der Tag der Versammlung kam," berichtet Rippert, „und ich mich mit einigen Brüdern dem Dorfe näherte, hörten wir ein fürchterliches Schreien, Trommeln auf alten Kesseln und auf Blech. Wir gingen im Namen des Herrn in das Dorf hinein. Kaum waren wir jedoch in der Mitte desselben angelangt, als der betrunkene und erbitterte Haufen mit Fluchen und Schwören, mit Stöcken bewaffnet und mit Steinen in den Händen auf mich einströmte. Ich wurde von der einen Seite der Straße auf die andere hinübergerissen unter dem beständigen Geschrei:

„Hinaus mit ihm aus dem Dorf, er ist ein Verführer!“ Meine Kleidung wurde mir zwar beschädigt, aber mich selbst bewahrte der Herr vor allem Schaden, trotz dem beständigem Gebrüll: „Werft ihn in den Graben! Schlagt ihn tot!“ Br. Nahrmann, einer unserer Kolporteurs, der bei mir war und mich beschützen wollte, wurde gewürgt und in den Graben geworfen. Ein Polizeidiener sahe dem Spektakel zu, sagte aber kein Wort und ließ den Haufen machen.“

In derselben Gegend wurden einem Mitglied während des Gottesdienstes sämtliche Fenster seines Hauses eingeschlagen und der Betreffende so zugerichtet, daß er bettlägerig war und ärztlich behandelt werden mußte. Auf eine darauf bezügliche Anklage kam ihm die Weisung zu, daß er in Zukunft keine Versammlung mehr in seinem Hause halten lassen dürfe.

Bald darauf wurden dort sämtliche Gottesdienste von der Obrigkeit verboten, und eine größere Anzahl der Mitglieder, unter ihnen mehrere Familien, wanderten nach Amerika aus, da ihnen in ihrer Heimat nicht gestattet war, sich im Namen Jesu zu versammeln. Die Brüder in Amerika nahmen, wie sie sich ausdrückten, „ihre im 19. Jahrhundert verfolgten und unterdrückten Glaubensgenossen“ in ihre Mitte auf sorgten für sie.

In Süddeutschland ging es den Predigern der Methodistengemeinde nicht besser. Niemannscheider predigte an verschiedenen Orten des Hessenlandes, konnte aber stets auf baldiges Einschreiten der Polizei rechnen. Eines Sonntags Nachmittags predigte er in Lora, Kurhessen, nicht weit von Marburg, und am Abend in einem darmstädtischen

Orte, eine und eine halbe Meile davon entfernt. „Die Abendversammlung,“ schreibt Niemenschneider, „war zahlreich besucht, und Gott stand mir bei in der Verkündigung Seines Wortes. Als ich fertig war, kamen der Schullehrer und der Bürgermeister des Ortes und bedankten sich für die Predigt. Die Leute zerstreuten sich, und ich saß mit den Hausbewohnern und einigen anderen Leuten noch beisammen, als plötzlich angeklopft wurde und vom Bürgermeister gesandte Gendarmen hereintraten, welche meinen Paß verlangten. Da ich nur eine Paßkarte hatte — mein Paß lag auf der Frankfurter Polizei — mußte ich mich nach dem nahe gelegenen Gadebach ins Gefängnis abführen lassen. Der Gefängniswärter war freundlich; er sagte, daß er mir gerne ein Licht gebe, doch dürfe er es nicht thun. Er versicherte mich, daß keine Läuse im Gefängnis seien, womit diese Zellen oft durch Bagabunden bevölkert werden, und vertröstete mich: ‚Herr Missionar, es geht Ihnen noch nicht so schlimm wie Huß.‘ Nachdem ich gebetet hatte, legte ich mich auf den Strohsack, der auf einer Britsche lag, und mein Herz war freudig in Gott. Ich habe nie die Worte jenes Liedes: ‚Und Kerker sind mir wie Paläst‘, wenn Jesus wohnt mit mir darin,‘ mit mehr Wahrheit singen können, als dort. Da ich ein gutes Gewissen hatte, schlief ich sanft und ruhig ein und wachte am andern Morgen wieder heiter und froh auf. Es wurde mir von jemand Kaffee und Weißbrot geschickt, und der Kerkermeister sagte: ‚Das Schlafgeld ist ebenfalls bezahlt.‘ Ich wurde darauf von den zwei Gendarmen nach der drei Stunden entfernten Kreisstadt transportiert, wohin mich mehrere Freunde begleiteten. Als wir in Biedekopf

ankamen, war gerade die Schule aus, und die Schüler liefen uns nach, um den Gefangenen sich näher anzusehen. Ich wurde dann mit meinem bedeutenden Vorrat von Traktaten dem Gericht übergeben. Meine Sache wurde untersucht, und nachdem der Herr Defan die Traktate geprüft und sein Urteil, „daß sie sehr gläubig seien,“ darüber abgegeben hatte, wurde mir gesagt, daß religiöse Versammlungen verboten seien. Ich wurde deshalb über die Grenze gewiesen.“ Die Gendarmen brachten nun Riemenschneider wieder nach Gadebach zurück. Erst sollte er noch eine Nacht im Gefängnis zubringen, doch als sie an die Stadt hinkamen, ließen sie ihn einen Fußweg einschlagen; sie selbst gingen die Landstraße entlang. Als er dann nach Lora zu marschierte, begegneten ihm Freunde mit ihren Wertpapieren in der Tasche, mit denen sie Bürgschaft leisten wollten, um Riemenschneider zu befreien.

In Württemberg wurde in dem Städtchen Weinsberg L. Wallon jun. aus Friedrichsdorf, im Jahre 1852, zweimal ins Gefängnis geworfen und mußte zuletzt das Land verlassen. Er ging nach Amerika und wurde von der New-Yorker Jährl. Konferenz als Prediger aufgenommen.

Wir haben oben von Erhardt Wunderlich gesprochen, durch den ein geeignetes Werk in seiner Heimat, in Rüssdorf, Sachsen Weimar, entstanden war. Wie viel dieser treue Knecht des Herrn durchzumachen hatte, erzählt er selbst in seinem „Freud' und Leid eines Missionars in Deutschland“. Er wurde wiederholt verhaftet, gewöhnlich auf Anstiften der Ortspfarren, vom Pöbel verfolgt und mehrmals ins Gefängnis geworfen.

So war er am 8. September 1851 nach Teichwolf-

ramsdorf, etwa 1½ Stunden von seiner Heimat, Rüssdorf, gekommen, um in aller Stille, in einem Privathause bei einem Weber, der ihn dringend eingeladen hatte, eine Erbauungsstunde zu halten. Während so etwa 25 Personen beisammen waren, und auf Gottes Wort lauschten, entstand mit einem Male ein Getöse vor dem Hause, als ob „die Hölle los geworden sei“, und ehe man sich's versah, strömte eine Rote von circa 50 aufgeregten, theils halb betrunkenen Männern unter heftigem Fluchen und Toben ins Haus herein. Wunderlich sagt darüber: „Sogleich forderte ich den Hauswirt auf, seine Webergesellen Licht anzünden und ihre Arbeit beginnen zu lassen. Als bald aber schrieten viele: ‚Was soll das werden? Wir wollen den Methodist hören,‘ und dergl. mehr. Ich wollte ihnen nun erklären, daß ich nicht gekommen sei, eine öffentliche Versammlung abzuhalten. Doch kaum hatte ich begonnen zu reden, so ergriffen mich einige der Kerle, zogen mich über den Tisch, hinter dem ich stand und beförderten mich so schnell zum Hause hinaus, so daß ich kaum recht wußte, wie mir geschehen war. Schnell war ich entschlossen, mich ruhig zu entfernen und hoffte so, daß der Sturm sich bald legen würde. Allein da hatte ich mich gewaltig getäuscht. Kaum war ich eine kurze Strecke gesprungen, so kam der ganze Schwarm mir nach. Was sollte ich thun? Entfliehen? Das konnte ich kaum und wollte es schließlich auch nicht. Und doch fürchtete ich in so finsterner Nacht in dieser Menschen Hände zu fallen, die mich schlagen und halb tot am Wege liegen lassen möchten, ohne daß ich selbst wisse, wer es gethan hat. Nun, ich befahl mich in Gottes Hand, im Vertrauen, daß mir nicht mehr geschehen könne, als

Er zulasse und so blieb ich stehen. Im nächsten Augenblick war der ganze Haufe um mich, und man wollte mir sogleich durch eine tüchtige Tracht Prügel für immer den gehörigen Respekt vor diesem Orte einflößen. Doch wunderbar, der Dorfbarbier trat auf meine Seite. So sehr er sich auch sonst betrinken konnte, so wollte er aber doch verflucht sein, wenn der Methodist diesen Abend Schläge bekomme. ‚Ei,‘ schrie er, ‚das wäre eine so große Schande für uns, als wenn er eine Methodistenkirche in unseren Ort bauen würde. Der Mensch muß seinem Bürgermeister ausgeliefert werden, und der muß dafür Sorge tragen, daß er nie wieder in unseren Ort kommt.‘ Nachdem so eine Weile hin und her geredet worden war, gebot einer der Anführer, der zugleich Gemeindegemeinschreiber war: ‚Vorwärts!‘ Zwei sollten mich führen, doch keiner wollte mich anfassen, da ich ihnen zu schlecht sei. ‚Wir wollen ihn schon ohnedies laufen machen!‘ schriegen sie. Und sie hielten Wort. Kam ich auch hie und da vom Wege ab, so hatten sie mich ebenso schnell wieder auf denselben befördert. Als wir eine Strecke Wege zurückgelegt hatten, entdeckten sie, daß ich keine Kopfbedeckung hatte. Man setzte mir eine Knabenkappe auf, die viel zu klein war. Doch sie klopften so lange daran und darauf herum, bis sie sitzen blieb, und so ging's wieder vorwärts. Wollte mich auch keiner führen, so hatten mich doch immer zwei in ihrer Mitte, die mir dann beständig predigten und mich eines Besseren zu belehren suchten. Einer rief einmal: ‚Nun, wenn diesen Abend dem Methodist das Herz nicht bricht, dann ist er wahrlich ein verstockter Kerl!‘ Mir wurde auch fürwahr an diesem Abend viel Belehrung zu teil, denn allein

die Anfechtung lehrt auf's Wort merken. So legte der Herr mir auch auf diesem Wege die Schrift aus. Es war mir z. B. manchmal unerklärlich gewesen, wenn ich von Ihm gelesen habe, Matth. 27, 12—14: „Und da Er verklagt ward von den Hohenpriestern und Ältesten, antwortete Er nichts. Da sprach Pilatus zu Ihm: Hörest Du nicht, wie hart sie Dich verklagen? Und Er antwortete ihm nicht ein Wort, also daß sich auch der Landpfleger sehr verwunderte.“ Hatte es mir doch fast scheinen wollen, hätte der Herr hier gesprochen, so hätte Er der Sache einen anderen Ausweg geben mögen. Siehe, diesen Abend bekam ich hierüber Aufschluß, und zwar so prattisch und so klar, wie mir ihn sonst kein Ausleger hätte geben können. Hatte ich doch anfangs gemeint, ich müsse die Lästerer belehren, und die Lästerungen gegen Gott und Seine Sache zurückweisen. Aber mit jedem derartigen Versuch machte ich das Uebel nur ärger. Sobald meine Dränger nur meine Stimme hörten, so schrie der ganze Haufe unter Fluchen: „Was, der Mensch will sich auch noch verteidigen, will uns predigen! Schlagt ihm die Bähne in den Hals hinunter!“ u. dergl. m. Da wurde mir klar, weshalb der Meister dort geschwiegen — und der Knecht lernte hier auch gar bald verstummen, wie ein Schaf vor seinem Scherer.“

Nachdem die Rotte Wunderlich bis zu dem Orte „Sorge“ gebracht hatte, schien es vielen doch geratener, ihn laufen zu lassen. Der Anführer trat vor ihn hin und erklärte ganz feierlich: „Herr Wunderlich, kommen Sie als ein vernünftiger Mensch, wie Sie früher waren, und kommen Sie zu uns in unser Gasthaus, wie auch unser

Herr Pfarrer thut, so können Sie morgen kommen, ja Sie sollen uns willkommen sein.“ Darauf sollte Br. Wunderlich ihnen schwören, nie wieder in ihr Ort zu kommen, um Andachtsstunde zu halten oder Traktate zu verbreiten. Als er das nicht that, schoben sie ihn wieder eine Weile fort.

Zuletzt wandte sich der Anführer nochmals zu Wunderlich und sprach: „Nun, Sie wissen jetzt, wie es in unserem Dorfe aussieht — Sie haben mir es zu verdanken, daß Sie diesmal so davon gekommen sind. Doch kommen Sie wieder, um zu predigen, so stehe ich nicht dafür, daß Ihnen nicht Arme und Beine zerschlagen werden.“ Darauf ließen sie ihn stehen und gingen davon.

Derartige Anstritte gab es in jener Zeit in Sachsen viele. In Dittersdorf im Neuß-Schleizischen Gebiete hielt Wunderlich in einem Hause — es war vormittags — Familienandacht. Soeben hatte er sich mit seinem Begleiter entfernt, als auch schon ein Gendarm ihm naheilte und ihn verhaftete. Er habe in dem Hause, aus welchem Wunderlich gekommen war, die Bibel und das Gesangbuch auf dem Tische gefunden, und Wunderlich habe jedesfalls Versammlung gehalten. Der Gendarm brachte ihn in die Hauptstadt vor den Herrn Landrat, „der mich,“ wie Wunderlich sagt, „anbrüllte“: „So, da haben Sie doch wieder in Dittersdorf öffentliche Versammlung gehalten, trotzdem es Ihnen verboten war?“ Ich entgegnete, der Herr Rat sei irrtümlich berichtet, und nun erzählte ich ihm kurz den Hergang der Sache; auch berief ich mich auf die beiden, in der Dienerstube weilenden Zeugen, welche man gefälligst darüber verhören wolle. Nach dem Verhör dieser Zeugen wurde ich wiederum vorgeführt und auf's neue vom Herrn

Rat angedonnert: „Wir brauchen Sie als Missionar in unserem Fürstentum nicht, und wir wollen Sie nicht. — Für diesmal sollen Sie noch wieder entlassen werden. Werden Sie aber wieder Versammlung im Fürstentum Schleiz halten, so liefern wir Sie an Ihre Landesobrigkeit aus. — Kommen Sie dann doch wieder, so werden wir Sie ein Vierteljahr ins Arbeitshaus schicken, hilft das noch nicht — ein halbes Jahr — wir werden mit Ihnen fertig werden.“

In Zeulenroda, einem Städtchen im Fürstentum Greiz, wurde Wunderlich wiederholt verhaftet, und einmal 2 Tage und ein anderes Mal 8 Tage im Gefängnis behalten, bloß weil er Versammlungen hielt, in welchen lediglich Gottes Wort betrachtet wurde. Welche Behandlung er dabei erfuhr, schildert er wie folgt: „Im Gefängnisse angekommen, wurden mir mit satanischer Wut, unter schrecklichen Flüchen die Taschen geleert und mir alles, was ich bei mir hatte, abgenommen; es wurde mir selbst das Halstuch abgebunden sowie die Hosenträger abgeknüpft. Letzteres geschah wohl als Vorsichtsmaßregel, damit ich nicht etwa einen Selbstmord begehen könne — kurz, ich wurde als gemeiner Verbrecher behandelt und in das gemeinste Gefängnis, ein dumpfiges, unreinliches Loch, ungefähr 8 bei 12 Fuß groß, geworfen. Die mit starkem Eisen gebundene Thür war durch große Schlösser verriegelt. In der Mitte derselben war, der Bequemlichkeit und der Sicherheit wegen, ein kleines Thürchen angebracht, durch welches dem Gefangenen seine Kost dargereicht wurde.“ Am nächsten Tage wurde Wunderlich zwar etwas Essen angeboten, aber er zog es vor, an diesem Tage zu fasten.

Erst am folgenden, d. i. dritten Tage, wurde er zum Herrn Rat geführt. Nach dreistündigem Verhöre erhielt er folgenden Bescheid: „Die Gefängnißstrafe ist zuerkannt für das Abhalten früherer Versammlungen, dessen Sie sich trotz des Verbots schuldig gemacht haben; Geldstrafe soll Ihnen diesmal nicht aufgelegt werden. Im Falle Sie aber wiederum Versammlung allhier abhalten oder nur bei einer derselben gefunden werden, so werden Sie mit 8 Tagen Gefängniß bestraft werden.“

Am darauf folgenden Sommer kam Wunderlich wieder einmal nach Zeulenroda. Er saß beim Mondschein in der Gartenlaube eines Freundes und hatte dessen Schlafrock an. Da erscheinen abermals zwei Schergen und bringen ihn ins Gefängniß. Dort waren bereits drei Männer aus anderen Ursachen inhaftiert. Ein jeder von ihnen hatte zwar sein eignes Quartier, doch konnten sie sich miteinander unterhalten. Bald rief einer von unten herauf: „Wen haben sie denn jetzt wieder gebracht?“ Wunderlichs Nachbar antwortete: „So viel ich weiß, ist's Herr Wunderlich aus Rißdorf wieder!“ „Was, ist der Methodist schon wieder hier?“ rief der Untere wieder, und so ging die Unterhaltung fort.

Hier hatte Wunderlich sehr schwere Anfechtungen, die jedoch vorübergingen, als man ihm auf seine Bitte eine Bibel und ein Gesangbuch in seine Zelle brachte. Nach 8 Tagen wurde er wieder entlassen und ihm streng verboten, das Gebiet der Stadt je wieder zu betreten.

Erhardt Wunderlich wurde schließlich das Predigen überall verboten. Er entschloß sich hierauf, wieder nach Amerika zurückzukehren, d. h. seine Heimat zu verlassen,

was er denn auch im Jahre 1853 that. Dort wurde er als Prediger in die Ohioconferenz aufgenommen und arbeitete im reichen Segen. Einer seiner Söhne ist ein geschätzter christlicher Arzt geworden.

Friedrich Wunderlich, der Bruder Erhardts, Besitzer des väterlichen Rittergutes, führte das angefangene Werk unter vielen Bedrückungen weiter. Auch er wurde wegen Versammlungshaltens mit Geldstrafen belegt, und dieweil er sich zuletzt weigerte, sie zu bezahlen, wurden ihm wiederholt Kühe aus dem Stalle gezogen und an den Meistbietenden verkauft.

Viele Mitglieder wanderten auch aus dieser Gegend nach Amerika aus. Doch ungeachtet dieser Bedrückungen und Verluste durch Wegzug, vermehrte sich die Zahl von Jahr zu Jahr. Friedrich Wunderlich besuchte die Zusammenkünfte oft in der stillen Mitternachtstunde, um der ungerechten Strafe zu entgehen. Auch Jacoby kam einige Mal im Jahre nach Rüßdorf, und obgleich er nicht predigen durfte, gereichten die Besuche dem Werke zum großen Segen. Dies war der Anfang unseres jetzt so gesegneten Werkes in Sachsen und in den sächsischen Herzogtümern.

Am längsten mußte Ernst Mann, der, wie wir oben berichteten, in der Pfalz ein herrliches Werk begonnen hatte, im Gefängnis zubringen. Er ging nämlich von Pirmasens aus auch in das nahe Elsaß, das zu jener Zeit noch zu Frankreich gehörte. Seiner gesegneten Arbeit wurde hier jedoch ein schnelles Ende bereitet. Doch lassen wir ihn selbst erzählen:

„Gegen Ende des Jahres 1855 sandte mich Br. L.

S. Jacoby noch dem nahen Elsaß, einer deutschen Provinz von Frankreich, die mir schon in Pirmasens bekannt war. War doch meine Großmutter eine geborene Elsässerin, aus dem Dorfe Hatten im Unter-Elsaß. Das Elsaß ist auch die Heimat unseres Predigers Br. L. Nippert, und mit ihm habe ich es von der Pfalz aus besucht. Wir hatten dann jedesmal an verschiedenen Orten gepredigt und sehr große Versammlungen gehabt. So öffnete man uns in Merkweiler sogar das Schulhaus zum Predigen. Doch unsere Freude sollte nicht lange währen.

Als der Pfarrer des Ortes sich gegen uns aussprach, mußten wir unsere Versammlungen verlegen, und eines Abends kamen während der Predigt durch das Gedränge zwei kaiserliche Gendarmen, nahmen uns unsere Pässe ab und lösten im Namen des Gesetzes unsere Versammlung auf. Die Woche nach diesem Vorfalle wanderte ich wieder Merkweiler zu, um mit unseren Freunden zu beraten, was zu thun sei; kaum aber hatten unsere Feinde, unter ihnen besonders auch der Schulmeister, meine Anwesenheit bemerkt, so wurde sofort ein Bote nach Sulz u. Wald gesandt, um Anzeige von meinem Wiedererscheinen zu machen. Dies erfuhr ich zwar erst später; aber daß es sich so verhielt, sah ich am nächsten Morgen.

Es war mitten im Winter, wenige Tage vor Weihnachten, des Morgens früh zwischen 5 und 6 Uhr, als es an dem Fensterladen von Vater Nipperts Hause in Merkweiler, wo ich zu Gast war, klopfte. Der Hausvater stand auf, öffnete und sagte mir gleich, daß zwei Gendarmen vor der Thür ständen, die Einlaß begehrten. Vater Nippert öffnete ihnen, und kaum waren sie zur Thür herein-

getreten, als auch schon der Bürgermeister des Ortes hinten nach kam. Die Gendarmen fragten jetzt, ob zwei Methodistenvrediger, L. S. Jacoby und Ernst Mann, hier logierten. Vater Nippert erwiderte, daß L. S. Jacoby nicht hier sei, aber E. Mann, und als ich dann laut von mir gab, geboten mir die gestrengen Herren aufzusteigen, indem ich arretiert sei und ihnen folgen müsse.

In Gottes Namen erhob ich mich von meinem Lager, befohl mich in die Hände meines himmlischen Vaters, ehe ich mich in die Hände dieser Häscher begab, kleidete mich an und war bereit ihnen zu folgen. Aber es schien, daß man mich für ein gefährliches Individuum hielt, denn bevor wir das Haus verließen, wurde mir eine Kette an die Hand gelegt, an welcher mich der eine Gendarm wie ein Hündlein führte bis zum nächsten Arrestlokale in Sulz u. W. Hier wurde ich dem Gefängnißwärter übergeben, der aber erst aus dem Schlaf geweckt werden mußte.

Dieser gute Mann sah sogleich, daß ich kein Verbrecher war. Er fragte mich — als die Gendarmen fort waren — ob ich nicht bis auf weiteren Befehl in seiner warmen Stube bleiben möchte, doch bat er mich, ihm zu versprechen, keinen Fluchtversuch zu machen, weil ihm dann seine Güte schlecht belohnt würde, was ich auch bereitwillig versprach. Es war ungefähr 6 $\frac{1}{2}$ Uhr früh, als wir bei ihm ankamen; draußen war es sehr kalt und lag ein tiefer Schnee, durch welchen ich eine Stunde lang gegangen war.

Im Laufe des Vormittags kam dann ein anderer Gendarm, der mich in das große Bezirksgefängnis nach Weißenburg brachte. Mein letzter Begleiter war freund-

licher, als die beiden in der Frühe; er ließ mich wenigstens frei neben ihm hergehen und ohne Kette, aber wieder nur auf mein Versprechen hin, nicht zu entfliehen. In Weißenburg angelangt, brachte man mich in ein finsternes, schmutziges Kellergewölbe, das mit Dieben, Schmugglern — einer von ihnen hatte eine große Zahl „Herrgöttle“, wie er sagte, über die Grenze geschmuggelt; es waren dies kleine Krutzfiguren — Betrügern, Vagabunden angefüllt, die mich alle mit großen Augen ansahen. Hier wurde es mir sehr unheimlich; der abscheuliche Geruch, die große Unreinlichkeit widerten mich an, nicht zu reden von den schmutzigen Gesprächen, die von den Bewohnern dieses Raumes geführt wurden. Solche Orte sind, wie ich es erfahren mußte, in der That die Hochschule, um Verbrecher zu bilden. Hier erzählen sie einander ihre Vergehungen und geben sich Rat, wie es das nächste Mal zu machen sei, um nicht erwischt zu werden. Mein Verbrechen wollten sie auch wissen, da sie mich für einen feinen Spitzbuben hielten; als ich ihnen jedoch gesagt hatte, was ich gethan, verstummten sie alle, da sie bis jetzt nicht gehört hätten, daß man auch wegen Bibelstundehaltens und Betens ins Gefängniß gebracht werde.

Doch, Gott sei Dank, bald durfte ich wenigstens diese Gesellschaft verlassen, in der ich ein Vorgefühl von der wirklichen Hölle hatte. Man brachte mich zum Verhör, und hier wurde mir eröffnet, daß ich wegen Aufruhrs verhaftet sei, und dies geschah, nachdem mich ein Beamter nahezu 3 Stunden auf alle mögliche Weise ausgefragt hatte, und ich somit während der ganzen Zeit in einem wahren Kreuzfeuer stand. Ich konnte eben nichts anderes

sagen, als daß ich Jesum den Gefreuzigten und sonst nichts verkündigt hätte.

Man führte mich wieder ins Gefängnis zurück, aber in ein besseres Lokal, in welchem anfänglich nur drei Gefangene waren. Nach wenigen Tagen kam ich wieder zum Verhör vor den Untersuchungsrichter; letzterer war diesmal ein Jude. Ihm mußte ich auch wieder bekennen, was ich in meinen Versammlungen gesagt hätte, was dann alles durch einen Sekretär niedergeschrieben wurde. Er sagte mir auch, ich würde vor das Tribunal, einen höheren Gerichtshof, kommen.

Die Sache wurde jetzt sehr in die Länge gezogen, und mein Gefängnis wurde mir oft eine große Last. Ich fand einzig Trost im Gebet. Besonders schwer waren die 20 Tage, die ich mit einem gottlosen Spötter verleben mußte, der alles, was sich nur denken läßt, ersann, um mich zu betrüben. Manche Thräne floß, und manche hat der Heiland getrocknet während dieser Zeit. Und Gott gab mir schließlich die Versicherung, daß alles unter Seiner Zulassung geschehe. Endlich nahete mein Gerichtstag, nachdem die Voruntersuchung 32 Tage gedauert hatte.

Von einem Gendarm wurde ich in den Gerichtssaal geführt. Freunde und Feinde waren als Zuschauer und Zuhörer hier versammelt. Beim Eintritt der Richter herrschte große Stille; sie waren in feierlichem Ornate gekleidet. Ueber ihrem Tische, an der Wand, hing ein großes Kreuzifix. Alles machte einen feierlich ernsten Eindruck. Mein Name war der erste, der aufgerufen ward; dann derjenige von unserem Freunde Röbel, als Mitan-

geklagter, weil er sein Haus als Versammlungsort hergegeben hatte. Wir mußten nun vor die Richter treten und hörten unsere Anklagen, welche für mich lautete: daß ich als ein Fremder eine friedliche Gegend in Aufruhr gebracht und öffentliche Vorträge gehalten hätte u. s. w. Auf den Zweck meiner Versammlungen und auf den Inhalt meiner Vorträge wurde nicht eingegangen, ebenso wenig auf die Erlaubnis des Bürgermeisters, welche ich erhalten hatte. Freunde und Feinde wurden als Zeugen aufgerufen. Unsere Freunde verkündeten gerne, was sie Gutes bei uns gehört hatten, auch beteuerten sie, daß wir gewiß keine schädlichen Leute seien. Einer unserer Hauptankläger, der Schulmeister, mußte nichts Schlimmeres von mir zu sagen, als mit heller Stimme in den Saal hineinzurufen: 'Er hat von der Wiedergeburt und von dem Heiligen Geist gesprochen, ohne welche niemand selig werden könne.' Das sei eine neue Sekte, und um diesem Unfug zu steuern, habe er die Gendarmen geholt.

Nachdem der Staatsanwalt und die Advokaten ihre Reden gehalten hatten, zogen die Richter sich in ihr Beratungszimmer zurück, kamen aber bald wieder, um das Urteil zu sprechen, welches lautete: Ernst Mann, wegen unerlaubten Versammlunghaltens sechs Tage Gefängnis; Köffel, weil er das Lokal dazu hergegeben hatte, sechszehn Franken Strafe, und beide zu den Gerichtskosten.'

Zum Schlusse hielt der Präsident des Gerichtes noch eine kleine Rede an mich, in welcher er betonte, daß das Gericht sehr gnädig mit mir umgegangen sei, und ich mich deshalb nicht beklagen könne. (Trotz der 38 Tage Kerker!)

Ich schwieg. Alle durften nun ihren Weg gehen, nur ich den meinigen noch nicht. Mein Gendarm führte mich wieder ins Gefängnis.

Doch der Tag der Befreiung nahete endlich auch für mich. Tags zuvor besuchte mich noch der Unterpräfekt und erklärte mir, daß er zwar das Recht habe, mich noch länger zu behalten aber morgen aus Gnaden mich frei geben wolle; ich solle jedoch ja keine Versammlung mehr halten. Vor dem Ende meiner Gefangenenschaft, welche 38 Tage gedauert hatte, wurde ein genaues Signalement von mir aufgenommen. Am anderen Morgen kam ein lieber Bruder aus der Pfalz, (es war der bereits heimgegangene Vater Pflug aus Bergzabern) und holte mich in einer Kutsche ab. Gott wolle uns dieses herrliche Arbeitsfeld wieder öffnen.“

Das Gebet Seines Knechtes wurde erhört. Die Bischöfl. Methodistengemeinde hat heute mehrere Gemeinden im Elsaß.

Wir übergehen die vielen sonstigen Schwierigkeiten, die den ersten Predigern der Bischöfl. Methodistengemeinde bereitet wurden. Gar oft sind, auf Beschwerden der Pfarrer der Staatskirche hin, ihre Versammlungen verboten, ihre Sonntagschulen polizeilich geschlossen, die Kinder durch den Ortsdiener fortgejagt, die Hausbesitzer, welche ihr Haus zu Versammlungen hergaben, so wie die Zuhörer mit Geldstrafen belegt, die Prediger selbst durch die Polizei transportiert, ins Gefängnis gelegt und behandelt worden wie Vagabunden; zuletzt wurden sie aus dem Lande gewiesen und ihnen jede fernere Wirksamkeit untersagt.

Jacoby selbst kam bei allen diesen Verfolgungen meist

gut weg. Sein amerikanischer Paß that ihm, wie er oft versicherte, gute Dienste. Nur einmal wurde ihm am Zürichersee, in der Schweiz, nach einem Gottesdienst vom Böbel die Brille vom Gesicht geschlagen.

Seine Mitarbeiter und Nachfolger aber haben bis in die heutige Zeit hinein allerlei Verfolgungen und Quälereien vom Volk, von staatskirchlichen Pfarrern und von den Behörden zu erdulden gehabt, die jetzt noch nicht aufhören. So hat auch im Jahre 1869 die Behörde der Stadt Gößnitz im Herzogtum Sachsen-Altenburg, den dajelbst wohnenden Prediger Chr. Raith unter hoher Strafandrohung zwingen wollen, sein eigenes ihm dort geborenes Kind in der lutherischen Staatskirche taufen zu lassen. Er aber floh mit seiner Frau und seinem Kindlein aus diesem Lande lutherischen Gewissenszwanges. Auch H. Mann, der im Jahre 1873 Prediger zu Zwickau in Sachsen war, begab sich einst aus Gößnitz mit der ganzen Kindtaufsgesellschaft über die Grenze, dieweil ihm der Gerichtsamtmanu unter Strafandrohung von 50 Thlr. event. Gefängnißhaft, verbot, das seinem Gemeindemitglied Schmidt, welches aus dem Königreich Sachsen hierhergezogen war, in Gößnitz geborene Kindlein zu taufen. Nachdem das Kind über dem Grenzpfahle drüben, in Leubnitz, getauft worden war, reisten die Eltern und Freunde wieder mit dem nächsten Zuge nach Gößnitz zurück. Ja, bis in die jüngste Zeit hinein ist es den Predigern der Methodistenkirche im Königreich Sachsen unter Strafandrohung verboten, mit Nichtmethodisten, selbst wenn diese dringend darum nachsuchen, zu beten.

Trog alledem, wie wir oben bereits gesehen haben,

segnete Gott die Arbeit Seiner Boten. Gerade ihre Kämpfe dienten dazu, die Mitglieder zu befestigen, und das geduldige Ausharren in der Schmach und Verfolgung trug wesentlich dazu bei, daß in verschiedenen Ländern Gewissensfreiheit, oder den Methodisten doch Duldung gewährt wurde. Meist trat dieselbe aber nur dann ein, nachdem die Methodisten, die sich bis dahin immer noch zur Landeskirche hielten, genötigt worden waren, aus letzterer auszutreten und förmliche Kirchengemeinden zu bilden.



Siebentes Kapitel.

Jacoby als Prediger und Seelsorger.

Jacoby war nichts weniger als ein Kanzelredner. In seinen Predigten war er höchst einfach. Aber gerade das Einfache, das Leichtverständliche, war für die Zuhörer gewinnend, und gar oft konnte man sie nach einer seiner Predigten sagen hören: „Das habe ich alles gut verstanden!“ Luther rühmte einst Bucers Predigten, nachdem sie beide an einem Sonntag gepredigt hatten, fügte aber hinzu: „Ich bin allerdings nicht fähig, eine so kunstreiche Predigt zu halten, wie wir heute von dir gehört haben, die sich aber nur für die Gelehrten eignet; aber wenn ich die Kanzel betrete, so nehme ich meine Zuhörer in Betracht, und da die meisten arm und ungelehrt sind, predige ich so, wie ich glaube, daß sie mich verstehen können.“

Ähnlich spricht sich Johann Wesley, der Gründer der Methodistenkirche, über seine Predigten aus: „Ich lehre die einfache Wahrheit für einfache Leute und enthalte mich alles Brunkes von Gelehrsamkeit. — Ich bemühe mich, alle Wörter zu vermeiden, welche nicht leicht zu verstehen sind, alle, welche nicht im gewöhnlichen Leben vorkommen, ferner solche Sprachweise, welche dem belesenen Manne zwar genau bekannt, für den gemeinen Mann jedoch eine unverständliche Sprache ist. — Mein Hauptthema war

immer: „Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du selig. — Den hat Gott durch Seine rechte Hand erhöht, zu einem Fürsten und Heiland, zu geben Israel Buße und Vergebung der Sünden.“

Ganz so dachte und handelte Jacoby. Der Inhalt seiner Predigten war stets Gottes Wort, und seine Texte die einfachsten, die man finden konnte. Alle zielten auf die Bekehrung des Sünders hin. Buße, Glaube, Rechtfertigung und Wiedergeburt begegneten dem Zuhörer in fast jeder Predigt. Die Methodistenkirche antwortet bekanntlich auf die Frage: Welches ist die beste Methode zu predigen? wie folgt: „1. Von der Sünde zu überzeugen. 2. Christum anzubieten. 3. Einzuladen. 4. Zu erbauen; und alles dieses einigermaßen in jeder Predigt zu thun.“ Jacoby befolgte diese Methode sein ganzes Leben hindurch. Er hielt zwar auch gar köstliche Predigten für Gläubige; aber selbst in diesen konnte er nicht vergessen, dem unbekehrten Zuhörer zu sagen, daß eine gründliche Bekehrung zu Gott ihn allein wahrhaft glücklich mache. Alle seine Predigten zielten darauf hin, seine Zuhörer, sofern sie unerweckt waren, aus Sünde und Welt zu Christo zu führen und die Kinder Gottes zu befestigen und zu erbauen.

Jacoby predigte mit großer Ueberzeugungstreue. Gar ernst war es ihm, wenn er das Gesetz predigte, um den Sünder von seiner Sünde zu überzeugen. Er rief da laut und schonete nicht. Und wenn er das Evangelium kund machte, d. i. wenn er von der Gnade in Christo Jesu zeugte, floss sein Mund über von der Freude und dem Glück, das er selbst in sich empfand. Der Zuhörer hatte in Jacobys Predigten sofort den Eindruck: Der

Prediger glaubt was er predigt, sein Wort ist ein Wort der Erfahrung. Auf die verschiedenste Weise suchte Jacoby seinen Zuhörern das Heil nahe zu bringen. So konnte er das Wort gar schön und einfach erklären und leichtverständlich auslegen. Dieser Auslegung folgte dann aber eine das Herz bis ins Innerste ergreifende Ermahnung. Der Sünder sollte jetzt gerettet werden. Und wenn er dann über die Heilslehre in seinen Predigten sprach, da war alles so klar, so einleuchtend, daß man sich der Uezeugung kaum verschließen konnte: Er hat recht. Jacoby erwartete in allen seinen Predigten sofortigen Erfolg. Jetzt ist die angenehme Zeit! Heute ist der Tag des Heils! Kurz, seine Predigten waren einfach, klar und packend.

Sein Vortrag war natürlich, fern von allem Gefünstelten und fern von jeglichem Kanzelton, den er nicht leiden konnte. Seine Stimme klang zwar etwas näselnd, aber deutlich und rein. Sein Benehmen auf der Kanzel war ein durchaus ungeziertes, freies; er haßte jegliches affektierte Wesen. Dabei mied er alles Unpassende, und sein ganzes Auftreten war ein würdevolles, wie man es nur von einem Botschafter an Christi Statt erwarten konnte.

Jacoby sprach ein gutes, fließendes Deutsch, frei von Amerikanismen und frei von Angewohnheiten, die störend auf den Zuhörer einwirken konnten. Seine Predigt verriet sofort den gebildeten Mann.

Ueber alles aber muß hier sein treumeinendes Herz, seine Liebe zu seinen Zuhörern hervorgehoben werden. Wenn er auf der Kanzel stand, so spürte man es ihm ab: Der Mann meint es gut mit seinen Zuhörern. Und diese Treue und Liebe gab seinem ganzen Auftreten die rechte Weihe.

Ernst Gebhardt teilt uns in dieser Hinsicht über Jacoby folgendes mit: „Seine Predigten waren immer ichlich. Sie umfaßten stets Buße zu Gott und Glauben an unseren Herrn Jesum Christum. Er stellte seinen Zuhörern Christum dar nach 1. Kor. 1, 30, als den Menschen von Gott gemacht zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung. Jacoby war in seinen Predigten oft selbst aufs Tiefste bewegt und mußte sich die Thränen aus den Augen wischen. Unvergesslich bleibt mir eine Predigt, die er im Jahre 1865, in Frankenbach bei Heilbronn, über Hebr. 4, 16 hielt: ‚Darum lasset uns hinzutreten mit Freudigkeit zu dem Gnadenstuhl, auf daß wir Barmherzigkeit empfangen und Gnade finden, auf die Zeit, wenn uns Hilfe not sein wird.‘ Es war, als ob ihm prophetisch die Zeit seiner letzten Leiden vor Augen gestanden wäre, in welcher er alle Gnade und Barmherzigkeit bedurfte und ihm Hilfe not war, um ausharren und überwinden zu können.“

Bei seinen vielen Reisen kam es oft vor, daß Jacoby an verschiedenen Orten über denselben Text predigte. Schw. Gebhardt hatte nun, damals noch unverheiratet, als „Nane Paulus“ mit Jacoby im Jahre 1860 die Reise von Ludwigsburg nach Bremen mit allerlei Abstechern an Orte wie Frankfurt, Friedrichsdorf u. s. w., wo Jacoby predigte, gemacht. So kam es denn auch hier vor, daß er sich wiederholt eines und desselben Bibeltextes bediente, den er, in seiner eigenartigen Weise, immer wieder frisch und lebendig zu behandeln wußte. Jetzt frug er seine Reisegefährtin: „Nane, kannst du noch einmal meine Predigt hören?“ Als dieselbe die Frage freudig

bejahte, erwiderte er: „Ich denke, die ganze Menschheit liegt schließlich an einer und derselben Sündenkrankheit darnieder, und da meine ich, was dem einen an jenem Orte heilsam war, mag dem anderen auch an diesem Platze gut sein.“ Und so war es auch. Seine Predigten wirkten überall im großen Segen.

Schreiber dieses erlebte selbst hievon ein Beispiel in N. . . noch im letzten Jahre, das Jacoby in Deutschland zubrachte. Er selbst war Prediger an dem erwähnten Orte und Jacoby war sein Vorstehender Aeltester. An einem Abend nun predigte Jacoby. Unter den zahlreichen Zuhörern befand sich ein wohlhabendes Ehepaar, das Jacoby zum ersten Male hörte. Die Dame, eine eifrige Anhängerin der Staatskirche, hatte ihren Mann veranlaßt, mit ihr in die Methodistenversammlung zu gehen, mit dem Gedanken, hier könnte dieser bewogen werden, sein leichtsinniges Leben, in das er geraten war, aufzugeben. Jacoby predigte, ohne von den Genannten etwas zu wissen, an diesem Abend über den reichen Mann, der alle Tage herrlich und in Freuden lebte, und den armen Lazarus (Luk. 16, 19). Und siehe, Gott segnete diese ungekünstelte mit Wärme und mit heiligem Ernste gehaltene Predigt so daß, als die beiden, im Hofe, der das Gebäude, in welchem die Predigt gehalten worden war, umgab, ankamen, der Mann seine Frau auf die Seite zog, ihr um den Hals fiel und unter Schluchzen ausrief: „Liebe L., heute Abend hast du einen anderen Mann bekommen!“ Und so war es auch. Nach mehrwöchentlichem Kampfe in der Buße fand der liebe Freund, auf die herrliche Schriftstelle „dem aber, der nicht mit Werken umgethet, glaubt aber

an den, der die Gottlosen gerecht macht“ (Röm. 4, 5), aufmerksam gemacht, Frieden mit Gott. Noch heute, nach mehr als 20 Jahren, freut sich der liebe Bruder über jene selige Erweckungszeit.

Nachstehend folgen einige Gedanken einer Predigt aus der letzten Zeit seines Wirkens in Deutschland. In einem Briefe an seine Tochter Philippine heißt es: „Br. G. hat ein Halsübel und soll sich schonen; so habe ich für ihn gepredigt. Mein Text war Maleachi 3, 3. Christus sitzt am Tiegel und reinigt die Kinder Gottes. 1. Er ist tüchtig dazu. 2. Das Feuer der Trübsal äußerlich und das der Anfechtung innerlich. 3. Das Metall wird weich durchs Schmelzen. 4. Die Schlacken schwimmen oben auf, daß sie besser erkannt werden können. 5. Der Schmelzer sitzt beim Reinigungsprozeß mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit, damit das Gold nicht verdirbt. 6. Er fährt fort mit dem Heizen, bis er sein Antlitz in dem Metall erblickt. 7. War das Metall aufgereggt, so lange sich die Schlacken darin befanden, so wird es jetzt stille. Nicht wahr, ein schönes Bild! Von Jugend auf hat dich der Herr in Seinem Tiegel gehabt und du wirst wohl jetzt auch noch darin sein. Er hat dich sehr lieb, und Er wird dich auch vorbereiten für die ewige Herrlichkeit. Laß dich die Hitze nicht befremden, sondern halte still und danke Gott für Seine große Liebe gegen dich. Er wird alles wohlmachen.“

Die seelsorgerische Thätigkeit Jacobys erstreckte sich zunächst auf die Gemeinden, die er in Amerika bediente. Bei der großen Ausdehnung der Arbeitsfelder

damals, war es aber kein Leichtes, Seelsorge zu üben. Und doch macht uns Nachfolgendes damit bekannt, wie meisterhaft er es verstand, seinen Gemeindegliedern auch ein Seelenhirte zu sein.

Bei seinen Pastoralbesuchen kam er einmal in ein Haus, in welchem sich ein altes Großmütterchen befand, das den Pastor scheu anschaute und sehr zurückhaltend war. Da fing er an plattdeutsch mit ihr zu reden, worauf das Mütterchen näher rückte und ihm bald ganz vertraulich ihren Herzenszustand offenbarte. Als er sich dann anschickte weiter zu gehen, sagte er: „Nun, Mutterken, wolsten wi ock noch bäen.“ — „Jo, dat kenn wi woll dhun, aber ick verstoh dat Hochdütsche man schlecht.“ Darauf kniete Jacoby mit ihr nieder und betete recht herzlich in platt mit der alten Frau, wodurch sie so aufgemuntert wurde, daß sie nach vielen Jahren, wenn von Dr. Jacoby die Rede war, mit freudigem Lächeln sagte: „Jo, dat kann ick em nich vergäten, he hett platt mit mi bäen.“

Als Seelsorger hat ihn aber ganz besonders die Gemeinde in Bremen kennen gelernt. Ihr war er so nach und nach ein wahrer Vater in Christo geworden. Nord, Süd, Ost, West — Bremen best'! wie oft hat er das gesagt. Die Besuche, die er bei Kranken und Gesunden machte, waren für die Betreffenden wahre Segensstunden. Wie hat er sich doch auch nach allem und allem stets erkundigt und väterliche Ermahnung und Rat erteilt. Wie herzlich hat er mit den Leuten dann jedesmal gebetet!

Als er nicht mehr Prediger der Bremer Gemeinde war, behielt er doch stets Fühlung mit derselben. Am

Steffensweg, in der kleinen Kapelle, verkündigte er, so oft es ihm seine Zeit erlaubte, gerne selbst Gottes Wort, hauptsächlich auch dann, wenn er das Bedürfnis hatte, der Gemeinde etwas Besonderes zu sagen. So kam es vor, daß die Gemeinde, die sich hauptsächlich in der Georgsstraßenkapelle versammelte, einst sehr bewegt war über den Abschied eines von ihr sehr geliebten und verehrten Predigers. Dieser hatte am Nachmittag in der Georgsstraße seine Abschiedspredigt gehalten. Auf abends 8 Uhr war nun noch Predigt am Steffensweg ausgegeben. Viele hofften, der scheidende Prediger N. werde am Abend auch noch dort reden und eilten hinaus, so daß die kleine Kapelle ganz besetzt war. Doch siehe da, Br. Jacobyn besteigt die Kanzel und predigt über den Text: „Kindlein, hütet euch vor den Abgöttern“ (1. Joh. 5, 21).

Ein anderes Mal war die Gemeinde sehr beunruhigt worden durch den Rückfall einer älteren Schwester. Viele forderten sofort deren Ausschluß aus der Gemeinde, und doch war ihr Vergehen kein unmoralisches, so daß es fraglich war, ob ein Ausschluß geboten erschien. Der Sonntag kam heran und anstatt des Predigers der Gemeinde tritt, mit dessen Zustimmung, Br. Jacobyn auf die Kanzel und hielt, ohne weiter den Fall zu berühren, eine herzbewegende Predigt über den Text: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen“ (Matth. 5, 7).

Jacobyn gab auch in den ersten Jahren ein Predigtentwurfbuch heraus, das den ersten in Deutschland und der Schweiz herangebildeten Predigern im Anfang gute Dienste

that. Auch wurden seine kurzen, gediegenen Predigten, die hie und da der Evangelist brachte, stets gerne gelesen. Viele sind in Traktatform erschienen und bilden noch heute gediegenen Lesestoff.

Er war auch stets fertig zu einer Predigt oder doch mindestens zu einer Ansprache. Seine Tischreden waren weniger humorvoll, als ernst und herzlich gehalten. Seine Gelegenheitsreden trafen immer die Sache; in passender Weise wußte er möglichst allen etwas zu sein.



Achstes Kapitel.

**Der Superintendent des
Werkes in Deutschland und in der Schweiz,
der Gründer des Buchgeschäfts,
der Herausgeber guter Bücher und Redakteur
verschiedener kirchlichen Zeitschriften &c.**

Eine ganz besondere Thätigkeit entwickelte Jacoby als Superintendent des von ihm begonnenen Werkes. Er wurde zu diesem Amte berufen, bald nachdem andere Missionare ihm nachgesandt worden waren. Als Superintendent hatte er das ganze Werk der Bischöflichen Methodistenkirche in Deutschland und der Schweiz zu beaufsichtigen nach den Anordnungen der Kirche. Er that dies 15 Jahre lang.

Daß er dabei genötigt war, sehr viel zu reisen, liegt auf der Hand. Bald finden wir ihn in Pommern an der Ostsee, in der Schweiz, bald in Württemberg, oder in Sachsen, um sich stets selbst vom Stande des Werkes zu überzeugen. Wo er hinkam, wurde die Gemeinde in eine festliche Stimmung versetzt, und seine Besuche ließen allenthalben reichen Segen zurück. Seine Reiseberichte, die im „Evangelist“ erschienen, wurden mit großem Interesse gelesen. Brachten sie den Mitgliedern doch stets Nachricht über den Stand des Werkes

Gottes, und Jacobys Herzlichkeit im Umgang mit den Gemeindegliedern spiegelte sich in diesen Berichten wieder.

Als Superintendent stand er auch in fast beständigem Briefverkehr mit den Predigern, deren Zahl sich von Jahr zu Jahr vermehrte. In seinen Briefen gab er ihnen Anweisungen und Ratschläge über die Ausbreitung und Leitung des Werkes, je nachdem sie es bedurften. Hier will einer Rat haben, was er mit einem jungen Manne machen soll, der auf Vorprobe in die Arbeit genommen worden war. Jacoby hatte denselben bei seinen Besuchen durchschaut, und schreibt nun sehr bezeichnend an den Aufsichtsprediger: „Ich glaube nicht, daß er unter uns bleiben kann. Er giebt sich nicht herunter zu dem gemeinen Mann, er sucht nicht die Gemeinschaft der Brüder, mit einem Worte: er arbeitet für uns, weil er von uns bezahlt wird, hat sonst aber nicht das geringste Methodistische.“

Was Jacoby mit diesem „Methodistischen“ bei seinen Predigern meint, das sagt er in einem anderen Briefe: er schreibt da an einen jungen Prediger wie folgt: „Wir dürfen den Platz nicht aufgeben. Gehe von Haus zu Haus und lade die Leute ein; wo Du mit ihnen beten kannst, da thue es und suche auf diese Weise Seelen für Gott zu gewinnen. Indessen bete Du selbst viel und ernstlich. Suche, daß Deine Seele mit der Liebe Gottes erfüllt werde und dann predige in der Furcht des Herrn, nachdem Du mit Gebet und Weinen auf Deinen Knien studiert hast; so allein kann es Dir gelingen und kannst Du das Werk eines evangelischen Predigers treiben. Gott, der Vater unseres Herrn Jesu Christi, helfe Dir durch Seinen heiligen Geist.“

Einer der Prediger wurde auf einen Platz gesandt, an welchem bis dahin noch kein Gottesdienst von den Methodisten gehalten worden war. Dieser bekommt die Anweisung: „Bemühe Dich um eine Wohnung, wohin die Leute kommen, und Du ihnen Vorträge halten kannst. Dabei suche die Armen und Kranken auf und wirke zur Ehre Gottes.“

Ein anderer schien etwas den Mut verloren zu haben. Dem schreibt Jacoby: „Mein Herz ist voll Lobes gegen Gott, der so offenbar mit uns ist und alles gut macht. Fasse nur Mut und sei getrost, es sind viele, die eifrig und ernstlich für Dich beten.“ Im Gegensatz hiezu hat einer, dessen Arbeit mit reichem Erfolg gekrönt war, viel zu rühmen von der Gnade Gottes; dem schreibt er die bezeichnenden Worte: „Es freut uns, daß Du im Segen arbeitest. Der Herr erhalte Dich demütig zu Seinen Füßen, dann wirst Du groß werden.“

Einen älteren Prediger macht Jacoby aufmerksam auf einen jüngeren und schreibt ihm: „Wegen Br. K. möchte ich Dir nur brüderlich sagen, daß er nicht tief genug gegründet ist und auch in seiner Arbeit mehr aufs Aeußerliche sieht, sich leicht betrügen läßt, als wären Leute befehrt, wenn es durchaus nicht der Fall ist. Wache darüber und suche überhaupt ihn zu ermutigen, ein tiefes Werk der Gnade zu suchen.“

Es lag Jacoby auch sehr viel daran, daß die Gemeinden gepflegt und befestigt werden. In einem solchen Falle heißt es in einem Schreiben: „Ihr solltet Euere Kräfte zusammenhalten und sie nicht zerstreuen und ja nicht mehr Plätze aufnehmen, da der Herr durchaus nicht will, daß

wir mehr unternehmen sollen als Leute (d. i. Männer, die das Wort Gottes verkündigen können) vorhanden sind, sonst verstümmeln wir unser Werk.“

Da und dort wird einem der Prediger vonseiten der Obrigkeit das Predigen verboten. Jacoby greift helfend ein. Er schreibt an die betreffende Behörde oder wird persönlich vorstellig. Bei etlichen Behörden hat er leider keinen Erfolg. Andere aber tragen auf Jacobys Beschwerde hin Sorge, daß die Methodistenprediger nicht weiter belästigt werden. Wiederholt hat er sich auch an Fürst Bismarck gewandt und fast jedesmal erfolgte Abhilfe. So hat seiner Zeit das Königl. Polizeiamt in Flensburg im Jahre 1868 dem Prediger Spille unter einer Strafandrohung von 10 Thalern, auf Grund einer Verordnung vom 13. Februar 1741, das Predigen untersagt. Auf eine darauf bezügliche Beschwerde Jacobys bei Bismarck wird sofort das Verbot aufgehoben.

Jacoby hatte als Superintendent dafür Sorge zu tragen, wo und wie eine Mission begonnen werden sollte. In Basel, Schweiz, besuchte er Dr. Mariott, der ihn herzlich bewillkommt. Bald darauf wird L. Nippert, der nicht lange zuvor das Werk in Berlin begonnen hatte, nach Basel gesandt. Mit welchen Anweisungen? Es sind diese für die Geschichte des Methodismus in Deutschland und der Schweiz von der größten Bedeutung und zeichnen den Charakter der Wirksamkeit der Methodistenprediger überhaupt. Jacoby schreibt nämlich als Superintendent an Nippert in einem Briefe wörtlich wie folgt:

„Du hast recht, es sind große Schwierigkeiten im Wege, aber ich habe in meinem Briefe Dr. Mariott deut=

lich gesagt, daß wir nicht einer Partei dienen werden, sondern als Methodisten kommen, mit „Allgemeinen Regeln“ und mit „Klassversammlungen“, und daß wir keinen Unterschied machen zwischen Reichen und Armen.“ — „Du wirst ein sehr hartes Feld finden. Sei klug wie die Schlangen, und ohne Falsch wie die Tauben. Suche die Armen, die noch nichts von Christo wissen, gehe und besuche sie in ihren Hütten und zeige den dortigen Christen, daß Du nicht gekommen bist, ihre Anhänger zu sammeln, sondern Seelen zur Buße zu rufen.“ Daß Rippert diese Ratschläge befolgte, davon legte die von ihm gegründete Gemeinde Zeugnis ab. Einige Zeit nachher fragt Jacoby in einem anderen Briefe vom 16. April 1860: „Wie geht es in Basel? Was ist Deine Erwartung mit Bezug auf Mitglieder? Kommen recht viele arme Leute zur Versammlung? Wenn ich komme, wollen wir sehen, was wegen des Baues einer Kapelle zu thun ist.“

Aber der Superintendent hatte auch sonst noch nach allen Seiten hin Rat zu erteilen. Bezeichnend ist z. B. auch ein Brief, den er einer jungen Schwester aus gebildetem Stande schreibt. Sie soll nämlich die Frau eines Methodistenpredigers werden, und fragt nun Jacoby um Rat. Dieser ermuntert sie, nicht aber ohne ihr folgende Bedenken nahe zu legen: „Das Leben der Frau eines Methodistenpredigers ist großer Verleugnung und Entbehrung unterworfen. 1. Der Methodistenprediger hat keine Heimat. Jedes Jahr kann er nach einem anderen Orte gesandt werden. 2. Die Methodisten werden in Deutschland und in der Schweiz noch immer über die

Achseln bei anderen Christen angesehen. Da giebt es manche Demüthigung, die dem Fleisch und Blut wehe thut.

3. Der Gehalt des Methodistenpredigers ist nur gering; er kann dabei keine Schätze sammeln und für die Zukunft sorgen. Es heißt also im wahren Sinne des Wortes, Sie verlassen, liebe Schwester, wie Abraham, Vaterland und Freundschaft und ziehen in ein Land, das der Herr Ihnen zeigen wird. Haben Sie in Gott Mut, alle diese Beschwerden zu ertragen? An Ihrer Nützlichkeit im Werke des Herrn zweifle ich durchaus nicht, wenn Sie getreu verbleiben.“

Sie folgte diesen Ratschlägen und ertrug die Beschwerden des Reisepredigerlebens im Aufblick zu Gott mit Edelmut. Leider erlag sie nur zu bald einer schweren Krankheit und hinterließ ihrem Gatten vier kleine Knaben, die heute als erwachsene Männer in verschiedenen Berufszweigen Gott zu dienen suchen. Sie war die erste Frau des Ernst Mann, Marie, geb. Bachofner aus Lausanne.

Die Superintendentenstellung Jacobys diente aber auch dazu, dem Werke allezeit die nötige Hilfe, d. i. die Mittel vonseiten der Missionsverwaltung in New York zukommen zu lassen. Man hatte dort für seine Bitten meist ein williges Ohr und eine helfende Hand. „Die Missionsbehörde hat mir eigentlich nie eine Bitte, die ich an sie richtete, abgeschlagen,“ konnte er sagen, ein Beweis davon, wie sehr seine Arbeit in Amerika geschätzt wurde, und welches Vertrauen er sich dort erworben hatte. Nachstehende Sätze aus Briefen von ihm bestätigen das: „Von Anfang an, als ich ins Werk trat, nahm ich mir vor, mich vor Menschen nicht zu fürchten, wenn es mir

nicht gelingt, mit großen Zahlen aufzuwarten, von solchen, die der Kirche hinzugethan wurden. Ich wollte Mitglie- und nicht Zahlen. Ich habe daher nie mehr berichtet, als was wahr war. Die Berichte, die wir nach Amerika schicken, kommen wieder hierher zurück. Die Leute sollten erst Methodisten werden, ohne es selbst zu wissen" (im Herzen nämlich). (Brief von 23. Sept. 1852 an Dr. Durbin.)

„Ich möchte Ihnen einen Gedanken nahe legen: Von Herzen bin ich dankbar für das Vertrauen, das der Missionsvorstand mir bisher geschenkt hat; ich will suchen, es zu erhalten. Aber wäre es nicht gut, wenn die Missionsbehörde bei dieser wichtigen Gelegenheit (bei dem Bau der ersten Kapelle in Bremen) einen Bruder senden würde, der Deutsch versteht, und der die ganze Sache prüfen und nach seinem Urtheil handeln könnte? Ich glaube, es würde dies dem Werke hier zum Vorteil gereichen und ebenso das Vertrauen der Brüder in Amerika stärken. Ich glaube, das Reisegeld würde nicht weggeworfen sein, und dieser Bruder könnte der Missionsbehörde dann eine richtige Schilderung vom Stande des Werkes in Deutschland geben, was mir eine große Ermutigung wäre.“ (Aus einem Briefe an Dr. Durbin vom 23. Sept. 1852.)

„Gestatten Sie mir, lieber Bruder, eines zu bemerken: Ich bin in der That dankbar für die Bemerkungen, die Sie in Ihrem Schreiben machen, besonders darüber, daß die Missionsbehörde auf die Vorschläge, die wir je und je machen, nicht immer eingehen kann; wir versichern Sie, daß wir in solchem Falle uns nicht im mindesten gekränkt fühlen. Wir machen unsere Vorschläge mit Gebet, und wir zweifeln nicht daran, Sie empfangen sie mit

Gebet, und das Weitere wird der Herr versehen. Teilen Sie mir ganz frei Ihre Meinung mit und geben Sie mir Ihre Anweisungen, und ich werde sehr dankbar dafür sein. Beten Sie für uns, lieber Bruder, daß der Herr uns beides, Kraft und Weisheit schenke für Sein Werk." (Brief 19. Nov. 1852 an Dr. Durbin.)

„Deutschland, das Land Luthers, das Land der großen Reformation, ist dem Unglauben und dem Formalismus anheim gefallen, so daß es kein Land der Erde giebt, das lebendiges Christentum so notwendig hat, als Deutschland. Gewiß, der Herr hat auch hier noch sieben Tausend, die ihre Kniee nicht vor Baal beugen; aber was will das heißen unter den Millionen anderen?" (Aus einem Brief an die New-Yersey-Konferenz, 2. März 1852.)

Als Superintendent war Jacoby weitsehend, unternehmend und energisch und rief manches ins Leben, wovor ein anderer zurückgeschreckt wäre.

Daß Jacoby sich in der Stellung als Superintendent, in seinen Anweisungen und Anordnungen hie und da geirrt, ja, daß er auch gefehlt hat, wer wollte das in Frage stellen? So konnte es auch einmal vorkommen, daß einer oder der andere seiner Mitarbeiter nur kopfschüttelnd that, was von ihm angeordnet war. Doch er schreibt darüber: „Ich bin dankbar für das Vertrauen, das die Kirche und die Missionsbehörde in mich gesetzt hat, indem sie ein so wichtiges Werk in meine Hände legte. Aber ich bin Vorstehender Ältester lange genug gewesen, um zu erfahren, daß ein Mann, der versucht seine Pflicht zu thun, es nicht allen Leuten recht machen kann. — Ich fühle meine Verantwortlichkeit Gott, der Kirche, und der Missionsbehörde

gegenüber und ich hoffe mit der Hilfe Gottes und Ihrer Fürbitte das Vertrauen zu rechtfertigen, das Sie in mich setzen.“

Jacoby war schließlich auch nur ein Mensch; aber er war ein solcher, der es durchaus ehrlich mit jedermann meinte. Er hatte in allem seinem Thun in selbstloser Weise doch nur die Ehre Gottes und das Wohl des Vorfes im Auge. Wie treulich war er für seine jüngeren Kollegen besorgt! Es scheint nämlich vom Seiten des Missionsvorstandes in Amerika nicht verstanden worden zu sein, daß er um Gehaltserhöhung für zwei seiner Mitarbeiter einkam. Aber Jacoby schrieb abermals nach Amerika wie folgt: „Die jüngeren Brüder arbeiten so hart, als einer von uns, und was Br. N. N. betrifft, so arbeitet er mit Leib und Geist, denn er hat sehr beschwerliche Reisen, harte Fußtouren in Schnee und Eis zu machen. Nach allem kam ich zu der Ueberzeugung, diese jüngeren Brüder sollten genug haben, um ihre Familien ernähren zu können. Es sollte kein Unterschied zwischen den Predigern hier gemacht werden.“

Und wenn Jacoby sich auch einmal geirrt hatte, so vergesse man doch nicht, wie sehr beschäftigt er allezeit gewesen ist. Dadurch, daß er ein vielseitig beanlagter und gebildeter Mann war, konnte er dem Werke nach verschiedenen Seiten hin dienen. Neben seiner Stellung als Superintendent der Mission der Bischöfl. Methodistengemeinschaft in Deutschland und der Schweiz, war er Direktor und Hausvater der Missionsanstalt, Vorsteher des immer bedeutender werdenden Buchgeschäfts in Bremen, Redakteur verschiedener kirchlicher Zeitschriften, als „Evangelist“, „Kinderfreund“ u. i. w., auch war er Schatzmeister der Jährlichen Konfe-

renz. Dabei predigte er in den ersten Jahren jede Woche drei bis vier Mal, hielt Sonntagschule, ferner Bibelfstunde in jeder Woche, machte und empfing Besuche, und hatte eine sehr ausgedehnte Korrespondenz.

Richten wir nun einen Blick auf das Buchgeschäft. Auch dieser gesegnete Zweig der methodistischen Missionsthätigkeit in Deutschland und der Schweiz wurde von ihm gegründet. Wir haben oben gesehen (Kap. 5), wie er sofort beim Beginn seines Wirkens gute Traktate drucken ließ. Bald folgten den Traktaten auch gute Bücher nach, unter welchen neben dem Gesangbuch, das in den methodistischen Gemeinden nach und nach eingeführt wurde, Wesleys Predigten das erste Werk bildeten, das Verbreitung fand. Es war dies im Jahre 1850.

In der ersten Zeit wurden diese Bücher, nebst zahlreichen Broschüren, besonders auch gute Kinderschriften für die Sonntagschuljugend bei F. G. Heyse in Bremen in Kommission gegeben. Dies befriedigte Jacoby jedoch nicht, und das Nächste war, daß er im Hause neben genannter Buchhandlung, Pelzerstraße 11, ein eigenes Verot anlegte. Durch die Hilfe der Amerikanischen Bibelgesellschaft und der deutschen Traktatgesellschaften einiger amerikanischen Jahrl. Konferenzen konnten viele Bibeln und Traktate durch Kolporteure verbreitet werden.

Dazu kam noch die immer zahlreichere Verbreitung des „Evangelist“, der den Predigern eine große Hilfe war, indem er den häufig angegriffenen Methodismus in das rechte Licht stellte und Vorurteile zu beseitigen suchte. Und als im Jahre 1854 in der schönen Georgsstraße in Bremen eine Kapelle mit Predigerwohnung erbaut wurde, sorgte Sa-

coby dafür, daß auch der Buchverlag in diesem Gebäude eine bleibende Heimstätte fand, der von nun an die Firma „Verlag des Traktathauses, Georgsstraße 59, Bremen“ führte.

Im Jahre 1854 bekam auch die kirchliche Zeitschrift der „Evangelist“ einen kleinen Bruder in der gediegenen schönen Kinderzeitung der „Kinderfreund“, der den Evangelist auf seinen Reisen nunmehr stets begleitete. Die Zahl der Traktatseiten, die bis zu dieser Zeit verbreitet wurden, zählte bereits nach Millionen, und ebenso waren viele Bibeln und Neue Testamente verkauft worden.

Bis dahin hatte Jacoby sich anderer Druckereien und Buchbindereien bedienen müssen, was manche Unannehmlichkeiten verursachte. Nun aber wurde am 22. Sept. 1860, in Hastedt bei Bremen, eine eigene Druckerei eingerichtet und festlich eingeweiht, und so war es dem Buchgeschäft möglich, alle seine Bibeln, Bücher, Zeitschriften und Traktate selbst zu drucken. Bald darauf wurde in demselben Hause auch eine eigene Buchbinderei eröffnet.

Der erste Gegenstand, der die eigene Presse verließ, war ein auf gutes Papier gedrucktes Motto, welches lautete wie folgt:

Mit Gott.

„Also soll das Wort, so aus meinem Munde gehet, auch sein. Es soll nicht wieder zu mir leer kommen, sondern thun, das mir gefällt, und soll ihm gelingen, dazu ich es sende.

Denn ihr sollt in Freuden ausziehen, und im Frieden geleitet werden. Berge und Hügel sollen vor euch her frohlocken mit Ruhm, und alle Bäume auf dem Felde mit den Händen klappen.“ Jes. 55, 11. 12.

Erster Schnellpressendruck der Buchdruckerei des Traktathauses
in Hastedt am 22. September 1860.

Jacoby ließ diese Worte einrahmen und in seine Studierstube hängen.

Die gedeihliche Entwicklung des Buchgeschäftes machte Jacoby viel Freude. Als ihm Prediger Nippert Gutes über das Werk in Basel berichtete, schrieb er ihm zurück: „Wir sind mit aller Macht daran, eine Druckerei und Buchbinderei in Hastedt einzurichten. Du siehst, wenn auch Basel groß ist, Bremen ist noch größer.“ Aber wie viele Kämpfe dieser Freude stets vorangingen, davon hatten damals wenige eine Ahnung. Wollte er doch aus allem den größtmöglichen Nutzen für das Reich Gottes ziehen und die Gelder, die ihm zu diesem Zwecke überlassen wurden, bestmöglichst verwenden. In einem anderen Brief an Nippert heißt es: „Auch ich wäre sehr vergnügt — denn der Herr hilft über Bitten und Verstehen — wenn nur der Cours nicht so schlecht stände; für einen Thaler Gold muß ich 104 $\frac{1}{2}$ Cents in Amerika geben, d. h. für 104 $\frac{1}{2}$ Cents bekommen wir ungefähr 4 Franken.“ Man sieht, gerade aus diesen Zeilen, wie Gottvertrauen und Besorgtheit für das Wohl des Werkes bei ihm Hand in Hand gingen.

„Wie habe ich doch,“ sprach er einst zu dem auf dem Bremer Wall neben ihm hergehenden Prediger Ernst Gebhardt, „so große Ursache, dem Herrn dankbar zu sein! Er erhört meine Gebete und läßt mir stets zur rechten Zeit die Mittel zufließen, deren ich für Seine Sache bedarf!“

Im Jahre 1860 sollte Jacoby einmal eine bedeutende geschäftliche Zahlung leisten, und doch fehlte ihm noch am Morgen des betreffenden Tages die hiezu nötige Summe Gel-

des. Er hatte es aber dem Herrn im Gebet gesagt und dabei eine so klare Zusage empfangen, daß er mit voller Zuversicht die Hilfe erwartete. Daher sandte er an jenem Morgen seinen treuen Diener und Gehilfen im Geschäft, G. Hattorff, nach den zu jener Zeit noch bestehenden Postämtern, dem hannöverschen, dem Turn und Taxischen und dem der Bremer Postverwaltung, um nachzusehen, welche Sendungen für ihn eingegangen seien. Zweimal war Hattorff vergeblich gelaufen, während Jacoby im Gebet verweilte. Zum dritten Male mußte der gute Bruder nach der Post, denn Jacoby versicherte, die Hilfe könne nicht ausbleiben. Und siehe, sein längst bewährter Wahlspruch: „Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden“, wird abermals wahr. Freudestrahlend kam Br. Hattorff von seinem dritten Gang nach Hause und brachte ein Päckchen aus Königsberg, worin die nötige Summe, als ein freies Geschenk von einem nahestehenden Reichsgottesfreund, enthalten war.

Jacoby war während der Geschäftsstunden ganz Geschäftsmann. Jeden Augenblick benützte er aufs gewissenhafteste. Wie wäre es ihm auch sonst möglich gewesen nach so vielen Seiten hin zu dienen! Dabei verstand er es meisterhaft, alle ihm zu Gebote stehenden Kräfte in seiner Umgebung, daheim oder draußen, zweckmäßig zu verwenden und anzuspornen.

Als Vorsteher des Buchgeschäfts lag ihm besonders auch viel daran, daß die Bibel, Gottes Wort, verbreitet werde. Einem Briefe entnehmen wir die bezeichnende Stelle: „So ist meine Abrede mit J. C., und ich wünschte,

wir könnten alle Wirtshäuser Deutschlands mit Bibeln versehen.“

Und welche Thätigkeit entwickelte er zur Zeit des großen Krieges mit Frankreich! Nach allen Seiten hin wandte er sich, um Mittel zu bekommen, damit den Soldaten Gottes Wort mit ins Feld gegeben werden konnte. Und es gelang ihm. Tausende und Abertausende von „Des Kriegers Losung“, „des Kriegers Begleiter“, die er erst selbst schrieb, wurden den deutschen Soldaten neben Gottes Wort umsonst mitgegeben. Sogar von Brüssel her erhielt er Geld, um den französischen Gefangenen in Deutschland französische Traktate zukommen zu lassen. Hatte er doch früher schon, im Kriege der Italiener mit den Oesterreichern, Ernst Mann, der damals in Lusanne stationiert war, als Missionar und Kolporteur zu den Verwundeten nach Italien geschickt.

An der Jährlichen Konferenz im Jahre 1869, welche in Berlin gehalten wurde, konnte berichtet werden, daß durch das Buchgeschäft, seit seiner Gründung im Jahre 1850, 251,069 Bücher und 131,000 kleine Kinderbücher, und durch die Traktatgesellschaft, die in demselben Jahre gegründet wurde, seit ihrem Bestehen 6,793,404 Exemplare Traktate und Boischafter, 623,200 illustrierte Handbriefe, 311,900 Broschüren und 1,723,747 Kindertraktate verbreitet worden sind. Der „Evangelist“ hatte ein Jahr später, im Jahre 1870, eine Abonnentenzahl von 4250, der „Kinderfreund“ von 3150, der „Missionskammmler“ vormal's „Missionsbote“ von 7000.

Neben der Arbeit als Superintendent und Vorsteher

des Buchgeschäftes, war Jacoby auch als Redakteur thätig. Zunächst war es der „Evangelist“, den er mit großem Geschick redigierte. Dieses Blatt war und ist das eigentliche Organ der Bischöfl. Methodistenkirche in Deutschland und der Schweiz. Neben den gediegenen erbaulichen Artikeln brachte es stets Nachrichten über den Stand des Werkes Gottes in der eigenen Kirche und über den Stand des Reiches Gottes im allgemeinen. Unfruchtbare Polemik trieb es keine. Mit großer Begierde erwartete man allwöchentlich sein Erscheinen, und gar manches köstliche Zeugnis wurde, von Methodisten und Nichtmethodisten, über sein gesegnetes Wirken abgelegt. Der „Evangelist“ erschien von Anfang an des Sonnabends und war eines der ersten christlichen Wochenblätter, deren wir jetzt so viele haben. Sein Name war neu in den ersten Jahren seines Erscheinens; er trug jedoch nicht wenig dazu bei, seine Leser nicht nur mit dem Evangelium bekannt zu machen, sondern sie zu evangelistischer Thätigkeit anzuapornen. Sein Name sagte, was die Bischöfl. Methodistenkirche in Deutschland sein wollte, und war somit glücklich gewählt. Wenn Jacoby bald nach dem Erscheinen des Blattes in einem seiner Berichte schrieb: „Der ‚Evangelist‘ wird viel Gutes thun,“ so hat sich dies Wort buchstäblich erfüllt. Wer vermag es auszusprechen, wie viel Segen dieses Blatt seit seinem 42 jährigen Erscheinen in die verschiedensten Kreise, besonders aber in die Familien gebracht hat!

Der „Kindersfreund“, den Jacoby ebenfalls redigierte, war die erste christliche Kinderzeitung, die überhaupt in Deutschland erschien. Anfangs in kleinem Format, später in vergrößerter Form, brachte das Blatt die schön-

sten Holzschnitte, an welchen Alte und Junge ihre Freude hatten. Jacoby verstand es aber auch mit den Kindern zu reden! Er brachte ihnen wahre Kindergeschichten, lehrte sie von Herzen beten, mahnte sie gehorsam zu sein, auf Gott zu vertrauen, unterrichtete sie auf dem Gebiet der Heidenmission, spornte sie an, Kindermissionsvereine zu gründen, und brachte ihnen allerlei Belehrendes aus der Naturgeschichte u. i. w. Besonders aber sprach er stets deutlich mit ihnen über die Befehrung zu Gott. In einer der frühesten Nummern finden wir folgende schöne Neujahrsworte: „Das neue Jahr ist herbeigekommen, und der ‚Kinderfreund‘ erneuert seinen Besuch bei euch. Ob er willkommen ist? Wir müssen es fast glauben, denn von vielen Seiten haben wir gehört, daß die Kinder jeden Monat mit Ungeduld den ‚Kinderfreund‘ erwarten, und von St. Francisco in Californien haben wir kürzlich einen Wechsel bekommen, mit der Bitte, 75 Exemplare ‚Kinderfreunde‘ regelmäßig dorthin zu senden. Das war eine Neujahrsfreude für den Herausgeber!

Indessen darf der ‚Kinderfreund‘ auch nicht ohne Glückwunsch kommen, und da er, wie ihr wißet, die Kinder sehr lieb hat, so ist auch sein Wunsch für sie ernst und aufrichtig gemeint. Er wünscht euch denn zum Anfang des neuen Jahres:

ein neues Herz.

Das alte Herz des Kindes ist böse, widerspenstig und ungehorsam. So lange das Kind ein solches Herz hat, kann es unmöglich glücklich sein, wenn es auch die ganze Welt besäße. Das wußte der liebe Gott wohl, und deshalb heißt Er in Seinem Worte: „Ich will euch ein neues

Herz und einen neuen Geist in euch geben, und will das steinerne Herz aus euerem Fleische wegnehmen.' — Wenn ein Kind ein solches neues Herz von Gott empfangen hat, da wird es gottesfürchtig, fromm, liebt auch seine Eltern, Geschwister, Lehrer, ist nicht zanküchtig, sondern liebevoll gegen jedermann und erwirbt sich auch die Liebe der Mitmenschen. Es fürchtet nicht den Tod, sondern weiß, daß es im Himmel viel schöner und herrlicher alles findet, als es auf Erden gewesen ist." Der gute Kinderfreund schildert dann weiter den Weg, auf dem man dies neue Herz bekommt, in echt kindlicher Weise.

Und welch ein Beförderungsmittel zur Einführung der Sonntagschule in Deutschland war dieses Kinderblatt! Wurde doch fast in jeder Nummer von diesem gesegneten Institut, das damals noch ganz unbekannt war, gesprochen und es den Eltern und Kindern empfohlen!

Seitdem sind manche andere christliche Kinderzeitschriften erschienen und mehrere haben sich nach ihrem älteren Bruder genannt, wie der „Evangelische Kinderfreund“ im Verlag der Ev. Gemeinschaft in Stuttgart, und der „Deutsche Kinderfreund“ aus Hamburg, dann „Samenkörner für junge Herzen“ im Verlag der Wesleyanischen Gemeinschaft in Cannstatt, „Jugendfreude“ u. a. m.

Auch um die Gründung des in so reichem Segen wirkenden Predigerhilfsvereins hat sich Jacoby verdient gemacht. Die erste Konstitution des Vereins ist im Protokollbuch von seiner Hand geschrieben. Der Verein wurde im Jahre 1857 von den Vätern des Methodismus in Deutschland, von Jacoby und seinen Mitarbeitern, gegründet. Wie dankbar dürfen wir ihnen dafür sein!

Um den Missionsfönn zu wecken und wach zu erhalten, gab Jacoby den „Missionsboten“ heraus, der später den Namen „Missionsfammer“ erhielt. Das Blättlein hat viel dazu beigetragen, daß die Mitaglieder der Bischöfl. Methodistenfiröhe ein reges Missionsinteresse bezeugten und sie auf dem Gebiet der Missionsthätigkeit überhaupt bekannt wurden. Außerdem flossen mit Hilfe dieses Blattes viele Gaben in die Missionskaffe.

Jacoby war auch der Herausgeber zahlreicher, guter christlicher Traktate und Broschüren. Er übersezte solche aus dem Englischen, Französischen, kurz, wo er sie fand, machte er sie, für die Sache Gottes, die er trieb, dienstbar. Viele dieser Schriften aber hat er selbst geschrieben, besonders solche, welche die methodistische Lehre behandelten. Sie sind zu hunderttausenden in Deutschland und der Schweiz verbreitet worden, nicht nur von Methodistern, sondern sehr häufig auch von anderen Christen, welchen die bündige, klare, verständliche Sprache, die in denselben gesprochen wird, sehr gefiel.

So war Jacoby nach allen Seiten hin unermüdlich thätig. Jede Minute schien ihm theuer. Er hat vor vielen anderen thätigen Menschen die Regel, welche die Bischöfl. Methodistenfiröhe ihren Predigern giebt: „Sei niemals unbeschäftigt; gieb dich nie mit unnötigen Kleinigkeiten ab,“ treulich befolgt und wurde so ein außerordentliches nützliches Werkzeug in der Hand Gottes.

Wie sehr dies von den Leitern der ganzen Kirche anerkannt wurde, davon zeugt folgendes Schriftstück, das uns vor dem Abschluß dieser Lebensbeschreibung im Original zuging:

New York, den 8. Mai 1863.

An den Ehrw. E. S. Jacoby.

Ehrw. und lieber Bruder!

Die Bischöfe haben mir die sehr angenehme Pflicht auferlegt, Dir ihre hohe Anerkennung auszudrücken für die lange, mühevollen, treue und erfolgreiche Ausübung der Pflichten eines Superintendents unserer Mission in Deutschland. Die Weisheit Deiner Pläne, der große Fleiß und die Umsicht, welche deren Ausführung bisher gekennzeichnet haben, verdienen die herzlichste Zustimmung der Bischöfe. Und wir bitten Dich, den verbindlichsten Ausdruck unserer Anerkennung und unserer aufrichtigen und ernstesten Gebete für Deine Gesundheit, Dein Wohlergehen und Deinen Erfolg entgegen zu nehmen.

Brüderlich der Deinige

E. R. Ames.



Neuntes Kapitel.

Der Direktor und Hausvater des
Missionshauses.

Das Jahr 1858 war für den Methodismus in Deutschland und der Schweiz von besonderer Bedeutung. Es machte sich nämlich, durch die Ausbreitung des Werkes, das Bedürfnis fühlbar, eine Missionsanstalt, ein Seminar, zu besitzen zur Ausbildung solcher Männer, die sich zum Predigtamte berufen glaubten, und die von ihren Gemeinden dazu empfohlen wurden. „Und auch dafür,“ schreibt Jacoby, „sorgte der Herr auf wunderbare Weise.“

Am Anfang des Jahres 1858 nämlich befanden sich in der damals recht blühenden Bremer Gemeinde drei junge Männer, welche das dringende Verlangen hegten, im Werke des Herrn zu arbeiten, und die auch den Wunsch äußerten, hiezu vorbereitet zu werden. Jacoby machte davon zunächst einigen Gemeindegliedern Mitteilung. Bald darauf versammelten sich einige Brüder im Arbeitszimmer Jacoby's. Sie legten sich die Frage vor: Was kann in dieser Angelegenheit gethan werden? Die Antwort war: Wir müssen eine Lehranstalt gründen, und nach längerer Beratung wurde beschlossen: Gerade jetzt den Grund dazu zu legen. Die Anwesenden zeichneten hierauf sofort 75 Thaler zu diesem Zwecke; auch einigte man sich dahin, diese Angelegenheit in einer allgemeinen Versamm-

lung der Prediger und Gemeindemitglieder zu besprechen. Diese Versammlung fand dann auch in der Kapelle des Traktathauses am 19. Februar 1858 statt, und das Resultat derselben war, daß „mit Freuden“ einstimmig beschlossen wurde, „eine Missionsanstalt in Bremen zu gründen, um junge Männer von zwanzig Jahren und darüber, die sich zur Verkündigung des Wortes Gottes berufen glauben und von einer Gemeinde empfohlen worden sind, zum Dienst der inneren und äußeren Mission heranzubilden.“ Es wurde auch ein Statut hiezu entworfen. Da jedoch zu einem so wichtigen Unternehmen sowohl die Zustimmung der Jährlichen Konferenz, als auch die des Missionsvorstandes in New York notwendig war, so konnte alles nur provisorisch geschehen. Es wurde ein Vorstand ernannt und hierauf die Anstalt im Traktathaus, Georgstraße 59, unter der einstweiligen Leitung von L. Rippert, dem Prediger der Gemeinde, mit den oben erwähnten drei jungen Männern eröffnet. Es geschah dies am 8. März 1858. Ein größeres Mansardenzimmer im Traktathause wurde zum Wohn- und Schlafzimmer für die jungen Leute hergerichtet.

Jacoby sorgte nun dafür, daß von dem wichtigen Schritte die Mitglieder der verschiedenen Gemeinden Kenntniss empfangen und zwar durch den „Evangelist“. Das Unternehmen wurde überall mit Freuden begrüßt. Es war als Grundsatz angenommen worden, daß die Anstalt lediglich durch freiwillige Beiträge erhalten werden sollte, und siehe da, in den sechs Monaten, bis zur Jährlichen Konferenz, belief sich die Einnahme auf ungefähr 390 Thaler Pr. Court., so daß, obgleich man für Kost,

Unterricht und Kleidung der Zöglinge gesorgt hatte, doch noch über 80 Thaler in der Kasse blieben.

Die Jährliche Konferenz, welche ihre Sitzung in Bremen vom 3. bis 6. September abhielt, bestätigte alles, was bis jetzt für die Missionsanstalt geschehen war. Die Zustimmung des Missionsvorstandes in New York war schon vorher eingetroffen. Da nun aber L. Rippert den Auftrag bekam, eine Mission in Berlin zu beginnen, wurde L. E. Jacoby zum Direktor der Missionsanstalt bestimmt, und W. Schwarz, welcher als Missionar von Amerika gekommen war und der Bremer Gemeinde als Prediger diente, war bereit, beim theologischen Unterricht in der Missionsanstalt zu helfen.

Bald darauf wurde die Missionsanstalt vom Traktathaus in die Wohnung der Kapelle am Steffensweg in Bremen verlegt, und Br. Theodor Garnier, ein gediegener Lehrer der französischen Kolonie Friedrichsdorf, bei Bad Homburg, und seine Frau, Luise Garnier, geb. Foucar, übernahmen das wichtige Amt als Hauseltern. Auch vermehrte sich die Zahl der Zöglinge um das doppelte. Aber schon im April des folgenden Jahres (1859) mußte Bruder Garnier krankheits halber nach Friedrichsdorf zurückkehren, wo er im Juni desselbigen Jahres selig heimging. In dem Bericht über seinen Heimgang heißt es: „Bruder Garnier war ein frommer, demüthiger Mann, der sich in der letzten Zeit eines steten göttlichen Friedens erfreute, und sich bemühte, wahre Herzensreligion, durch den Lebenswandel sowohl, als auch in der Unterhaltung, seiner Umgebung anzuempfehlen. So schwer ihm auch das Sprechen wurde, so unterhielt er sich doch oft mit den

Böglingen der Anstalt über die Nothwendigkeit, reines Herzens zu werden, um im Weinberge des Herrn nützlich wirken zu können. Der Herr hatte ihn uns, wenn auch nur auf kurze Zeit, zugesandt, und wir sind Ihm dankbar dafür.“ Er hinterließ der Missionsanstalt 450 Gulden, welche zum Bau eines neuen Anstaltgebäudes verwendet wurden.

Vom April bis zur Sitzung der Jährlichen Konferenz bezog W. Schwarz mit seiner Familie das Missionshaus am Steffensweg, und nach der Konferenz, welche im September des Jahres 1859 tagte, wurde Clement Achard, ebenfalls von Friedrichsdorf, zum Nachfolger von Theodor Garnier ernannt. Doch schon im folgenden Jahre trat dieser in das aktive Predigtamt ein und wurde nach Heilbronn versetzt.

Am 1. Oktober 1860 wurde ein eigenes Gebäude neben der bisherigen Kapelle am Steffensweg fertig gestellt, und als Hauseltern zogen nun der Direktor der Anstalt L. S. Jacoby mit seiner I. Frau in dasselbe ein. Von nun an gab es ruhigere Zeiten für die Missionsanstalt, welche in zwei Jahren drei Hausväter gehabt hatte. Jacoby verwaltete sein Doppelamt als Direktor und Hausvater, neben seinen sonstigen Aemtern, unter der thätigen Mithilfe seiner ausgezeichneten Frau, bis zum Jahre 1868 in reichem Segen.

Wir haben gesehen, wie die Missionsanstalt aus dem Bedürfnis herausgewachsen ist. Nun kam es sehr darauf an, nach welchen Grundsätzen und in welchem Geiste dieselbe geleitet werden sollte. Auch hierin, glauben wir, hat Jacoby das Rechte getroffen. Die jungen Männer muß-

ten von den Gemeinden empfohlen werden. Letztere hatten die beste Gelegenheit zu prüfen, ob dieselben auch gründlich zu Gott bekehrt waren, und ob es ihnen um die Rettung der Seelen wirklich ernst sei. Sie sollten zuvor in der Gemeinde als Ermahner oder Lokalsprediger wirken, um auch auf diese Weise zu erkennen, ob sie Gnade und Gaben genug besitzen, einmal das Amt eines evangelischen Predigers auszurichten.

Mit dem Eintritt in die Anstalt aber, in welcher sie Unterhalt, Wohnung und Unterricht ganz umsonst erhielten, wurde es so gehalten, daß es dem Vorstand freistand, nach einer Probezeit die jungen Männer, etwa wegen mangelhafter Begabung oder wegen sonstiger Untüchtigkeit, jederzeit zu entlassen. „Ich bitte Dich sehr,“ schreibt Jacoby an einen der älteren Prediger, welcher mehrere Zöglinge angemeldet hatte, „die Brüder darauf aufmerksam zu machen, daß wenn wir finden, daß sie keine Gaben zum Predigtamte haben, wir sie nach einem Jahre wieder nach Haus senden. Du kannst wohl denken, wie wehe es uns thut, diesen Schritt thun zu müssen; doch hängt zu viel von unseren jungen Predigern ab.“

Und so kam es in Wirklichkeit vor, daß hie und da ein junger Mann zurückgesandt wurde. Es ist für den Gründer der Bischöfl. Methodistengemeinschaft in Deutschland bezeichnend, wenn wir in einem seiner Briefe, der von einem solchen zurückgesandten Bruder handelt, lesen: „Nach reiflicher Ueberlegung haben wir (der Direktor und die anderen Lehrer, d. S.) mit Br. X. gesprochen und ihm unsere Ueberzeugung ausgedrückt, daß er keine Gaben für das Predigtamt habe. Er kann weder reihesfolgende Gedanken

fassen, noch die, die er faßt, richtig mittheilen, und ich bin fest überzeugt, daß er nie ein ordentlicher Prediger werden wird. Er hat auch ein schlafmüziges Wesen an sich."

Jacoby sah besonders darauf, daß die Beweggründe, Prediger zu werden, bei den jungen Leuten ja stets lauter waren. Noch hören wir ihn in einer pastoraltheologischen Stunde uns zurufen: „Wenn ihr hierher gekommen seid in der Absicht, später einmal ein gutes Leben führen zu können, so gehet besser jetzt wieder heim, wir können euch nicht gebrauchen.“

Große Abneigung hatte Jacoby auch gegen solche junge Leute, die Neigung zeigten, den Pastor zu spielen. Er wollte zwar rechte Seelenhirten aus ihnen heranzubilden, sie sollten aber zugleich Missionare sein, Hirten im wahren Sinne des Wortes, die das Verlorene suchen und des Gefundenen in Treue warten. „Laßt uns lieber das ganze Werk aufgeben, als die Welt mit solchen vermehren, die den Pastor spielen," schreibt er einmal und fügt dann bei, „wir haben zu beten und zu wachen, sonst wächst uns dieser Geist über den Kopf.“

In Betreff des Examins, das die in der Anstalt gebildeten jungen Männer abzulegen hatten, drang Jacoby stets darauf, es ernst zu nehmen, „denn wenn die Brüder nicht studieren, so wird ihre Nützlichkeit bald zu Ende sein. Es sollte niemand ordiniert werden, der nicht ein ganz genügendes Examen abgelegt hat.“ Eine wissenschaftliche Bildung, wie sie erreicht werden kann nach der Absolvierung eines staatlichen Gymnasiums und nach mehrjährigem Besuch einer Universität, verlangte Jacoby von den

von ihm erzogenen jungen Leute nun nicht. Dazu war die Zeit von zwei bis drei Jahren in keiner Hinsicht ausreichend, selbst wenn, neben der praktischen Thätigkeit, nach dem Austritt aus der Missionsanstalt, noch ein vierjähriger Studienkursus folgte. Aber was studiert werden konnte, das sollte unbedingt studiert werden, damit den Zuhörern aus dem Schatze des Herzens stets Altes und Neues geboten werde. „Ihr denkt vielleicht, wenn ihr aus der Anstalt ausgetreten und dann nach eurem Konferenz-Examen ordinirt seid, nun ist's gewonnen. Nein, Brüder, jetzt soll die Arbeit erst recht angehen! Ihr müßt nicht nur einigermaßen brauchbare, nein, ihr müßt ausgezeichnete Männer werden,“ konnte er sagen.

Dabei hielt es Jacoby ganz mit dem schönen Wort: Das Herz macht den Theologen. Die Bildung des Herzens, die Bildung des Charakters war und blieb ihm bei den jungen Leuten doch die Hauptsache. Er trat manchem jungen Bruder ernst, sehr ernst entgegen und ließ den einen und den anderen seine Schwäche oft schonungslos fühlen, und doch danken viele es ihm heute und wünschen, nicht anders erzogen worden zu sein. Man wußte, er meinte es gut. War es auch stark, wenn er einem neueingetretenen Zögling, der daran gewöhnt war sich sehr zu parfümieren, so daß das ganze Wohnzimmer mit dem Geruch erfüllt wurde, den Rat gab, sich doch lieber mit Fischthran einzubalsamieren u. s. w., so hatte doch später keiner der jungen Leute größere Anhänglichkeit an Jacoby als gerade dieser.

Ganz besonders wichtig war ihm die Ausbildung der jungen Leute zu Predigern. Jacoby wußte, daß Klar-

heit in der Verkündigung der Heilslehre von unendlicher Wichtigkeit ist. Er schrieb daher, gar bald nach der Gründung der Missionsanstalt, eine kurz gefasste Glaubenslehre, die heute noch von vielen ihrer Klarheit und Einfachheit halber sehr geschätzt wird. Dabei sah er sehr darauf, daß die jungen Leute sich verständlich auszudrücken vermochten. So konnte er sich vor den einen und den anderen hinsetzen und in völligem Ernste sprechen: „Nun predige mir einmal; denke ich sei ein unbefehrter Mensch und sei in Gefahr verloren zu gehen.“ Und der Zögling mußte, ob wollen oder nicht, von Buße und Glauben reden, als ob er einen besonderen Sünder vor sich habe. „Andere schöne, kunstvoll ausgearbeitete Predigten hören die Leute hierzulande genug, dazu braucht man uns nicht; wenn ihr nicht Buße und Glauben predigt, wenn ihr nicht klar und deutlich zeigt, wie der Mensch sich bekehren kann, seid ihr keine Methodistenprediger und habt euren Zweck verfehlt.“

Praktische Männer, die es überall anzugreifen verstehen, die in brünstiger Liebe das Verlorene suchen und sich herablassen zu dem Niedrigsten, die den Sünder nicht etwa nur zum Sünderheiland hinschicken, sondern die mit ihm selbst zu Ihm hingehen, die mit ihm beten und ringen konnten — Männer, die aus dem Volke kommend, erst selbst gerettet, wieder unter das Volk treten und in volkstümlicher Weise jedem das Heil in Christo anbieten ohne Furcht und ohne Grau'n — Männer, die voll von Glauben, getrieben von heißer Rettersliebe erfüllt sind mit dem Heiligen Geiste, ohne welchen all unser Thun umsonst ist, solche Männer sollten aus der Missionsanstalt

ins Werk treten, solche Männer wollte Jacoby unter Gottes Beistand heranbilden.

In diesem Geiste wurden die jungen Leute in der Missionsanstalt der Bischöfl. Methodistenkirche erzogen. Davon zeugt auch eine ausgezeichnete Rede, die der im Jahre 1861 an die Missionsanstalt berufene Lehrer, Dr. W. F. Warren, nun schon seit Jahren der hochgeschätzte Präsident der Universität zu Boston, Nord-Amerika, nach einjähriger Thätigkeit an der Missionsanstalt, an die aus der Anstalt scheidenden Zöglinge hielt. Er hatte zuerst sein Herz sprechen lassen und redete von den reichen Segnungen des verfloffenen Jahres: „Es waren gesegnete Tage; alle mit Gesang und Gebet eröffnet, mit Gesang und Gebet beschlossen. Unser Missionshaus war eine der Wohnungen des Friedens. Nichts von außen, nichts von innen hat uns in unserer klösterlichen Stille stören dürfen.“ Dann heißt es weiter: „Aber das Herz darf nicht das Wort zu lange haben. Wenn ich euch ansehe, die ihr jetzt aus unserer Mitte hinaus müßt, so kann ich nicht umhin, nach der Zukunft meinen Blick zu richten. Ich frage mich: Was kann ich diesen Schülern, welche ich jetzt zum letzten Male entlasse, noch Nützliches sagen? Sie gehen ja hinaus von dieser geheiligten Stätte in die feindliche Welt; kann ihnen ein Lehrer aus seinen eigenen Erfahrungen etwas Nützliches mitteilen? Kann er sie nicht über irgend eine wichtige Lehre aufklären und auf diese Weise ihnen den Verlust eines einjährigen Unterrichts zum teil ersetzen? Kann er ihnen etwa wichtige Aufschlüsse über die gegenwärtige Lage der benachbarten Völker, den

Zustand der Kirche, die vorherrschenden Richtungen der Theologie, die Zwecke und Bestrebungen des heutigen Unglaubens u. dgl. geben? So etwas wäre wohl gut und passend. Allein ich erinnere mich Dessen, der euch berufen und beauftragt hat. Ich erinnere mich Dessen, der einen Hirtenknaben auswählte, um den Philisterriesen zum Schweigen zu bringen. Als unser Herr die siebenzig Jünger hinaus sandte, ermutigte Er sie nicht dadurch, daß Er sie belehrte, wie sie sich vor den Menschen verteidigen könnten, sondern dadurch, daß Er sie auf Seinen göttlichen Beistand verwies. Wenn sie euch nun überantworten werden, so sorget nicht, wie oder was ihr reden sollt, denn es soll euch zu der Stunde gegeben werden, was ihr reden sollt. Denn ihr seid es nicht, die da reden, sondern eures Vaters Geist ist es, der durch euch redet. Wiederum, da Er von Seinen Jüngern scheiden mußte und ihnen den Befehl gab: „Geht hin, lehret alle Völker“ u. s. w., was ist Sein letztes Wort? Redet Er von der Kunst der Kanzelberedbarkeit? Hält Er einen Vortrag über die damalige Parteistellung der Juden, die Geschichte ihrer Theologie, oder über so etwas? Nein. Er verweist sie auf einen kommenden Tröster, der sie belehren, unterstützen, bekräftigen und begeistern würde. „Ihr sollt in der Stadt Jerusalem bleiben, bis daß ihr angethan werdet mit der Kraft aus der Höhe.“ Und so stehe ich hier heute Morgen, nicht euch den ungewohnten Saul-Panzer fremder Erfahrung oder Kenntnisse anzulegen, nicht euch über euer Verhalten vor Königen und Fürsten zu unterrichten, nicht euch in die Kunst-Geheimnisse einer Profession einzuweihen, sondern vielmehr euch auf denselben göttlichen

Helfer hinzuweisen. Ich kann euch zwar keine prophetische Eingebung, keine apostolische Wunderkraft verheißen, allein ich möchte, ich muß euch ein Wort, eine Wahrheit, eine oft ganz unbeachtete Thatsache ans Herz legen: Es giebt einen Heiligen Geist. Der verheißene, der angekommene Stellvertreter des Aufgefahrenen in der Gemeinde lebt noch, wirkt noch. Immer noch gilt das alte Wort: „Nicht durch Heer, oder Kraft, sondern durch meinen Geist, spricht der Herr Zebaoth.“ — Unser Erfolg hängt von einer einzigen Bedingung ab, nämlich von der ununterbrochenen Beibehaltung des Geistes Gottes in unserem eigenen Herzen. O laffet uns suchen, immer neue und tiefere Erfahrungen Seiner heilsamen Macht zu gewinnen!“

In demselben Geiste wirkte auch Br. C. F. Paulus, ein begabter junger Prediger, als Lehrer an der Missionsanstalt. Auch er ist seit Jahren ein geschätzter Professor in Berea, Ohio, Nordamerika. Seine brüderliche Liebe und Zuneigung zu den Zöglingen wird unvergessen bleiben.

Wie es Jacoby bei der Erziehung und Ausbildung der jungen Leute oft zu Mute war, sagen am besten folgende Zeilen von ihm: „Und nun, lieber Br. N., gedenke des Missionshauses im Gebet; es sollte einem oft bange werden, wenn man die verschiedenen Charaktere zusamment sieht. Aber der Herr hat ja so reichlich im letzten Jahre gesegnet, Er wird uns auch in diesem Jahre helfen.“ Und Er, der treue Gott, hat geholfen. Ein anderes Mal heißt es in einem Schreiben sehr schön: „Unser Missionshaus nimmt, Gott sei Dank, seinen guten Fortgang. Die Brüder sind fleißig und machen Fortschritte; sie arbeiten dabei zugleich im Segen.“ Die Zöglinge gingen nämlich

jeden Sonntag in die um Bremen herumliegenden Orte und übten praktisch, was sie die Woche über theoretisch gelernt hatten, d. h. sie hielten Bibelstunden, sie predigten, verteilten Traktate, machten Hausbesuche u. s. w. und kehrten dann Montags wieder in die Anstalt zurück, um ihre Studien fortzusetzen.

Große Freude wurde Jacoby bereitet und mit ihm allen Bewohnern der Anstalt, als Karl Riemenschneider, der Sohn des Vaters C. Riemenschneider, in der Missionsanstalt Frieden mit Gott fand. Dieser junge Mann, welcher gute Schulen genossen hatte, diente der Anstalt als Lehrer der Sprachen und einiger nicht theologischen Fächer. In Gottesfurcht, von guten Eltern erzogen, war er nicht fern vom Reiche Gottes, als er als Lehrer in die Anstalt eintrat. Aber es fehlte ihm die Gewißheit seiner Annahme bei Gott. Er hatte zwar von Jugend auf gute Perlen gesucht und solche auch gefunden; aber die eine köstliche Perle fehlte ihm. Es war ihm daher nicht leicht, Schüler zu unterrichten, von denen er wußte, sie waren glücklicher als er. Jacoby nahm sich seiner in väterlicher Liebe an, und auch die Zöglinge gedachten seiner im Gebet. Gottes Geist arbeitete mächtig an dem Herzen des jungen Mannes, und unvergeßlich wird uns jene Vormittagsgebetstunde bleiben, in der das Eis brach und unser geliebter Lehrer Frieden mit Gott fand. Noch sehen wir ihn, den glücklichen Finder, auf das Telegraphenbureau eilen, um die frohe Botschaft von seiner Erlösung so schnell wie möglich seinem in Basel wohnenden Vater mitzuteilen. Gewiß ein seltenes Telegramm. Jacoby schrieb damals an N.: „Karl Riemenschneider ist heute Morgen zu Gott

befehrt worden. Ich möchte jauchzen! Dank dem Herrn! Ich könnte mich nicht mehr freuen, wenn mein eigenes Kind befehrt worden wäre.“ Er ist ebenfalls seit Jahren ein hochgeachteter Professor in Berea, Nordamerika.

Daß Jacoby in seiner Hausvaterstelle die ausgezeichnete Hilfe seiner lieben Frau hatte, können wir nicht unerwähnt lassen. Als Hausmutter — sie wurde nur die „Mama“ genannt — war sie von ihren erwachsenen „Söhnen“ sehr geachtet und geliebt. Wie war sie aber auch, bei aller ihrer Sparsamkeit, so sehr besorgt, daß ihnen kein Gutes fehle! Und gar oft, wenn es durch die strengen Ermahnungen und nach den ernststen Verweisen vonseiten des Hausvaters hie und da Wunden gab, war sie es, die das lindernde Öl in dieselben träufeln ließ. Sie verstand es aber anderseits auch, mit gutem Takt die jungen Leute auf Unschicklichkeiten aufmerksam zu machen, die sie sich abzugewöhnen hatten, ja es fehlte in einzelnen Fällen der mütterliche Verweis nicht, für den man stets dankbar war.

Einige der Zöglinge, welche aus der Anstalt ins Werk gesandt worden waren, schickten ihr bald darauf nachstehende Zeilen, um ihrem Dank Ausdruck zu geben:

Unserer lieben Hausmutter der Missionsanstalt.

Von der Heimat und den Meinen ferne,
Warst Du in der Fremde Mutter mir;
Und Du warst es — ja Du warst es gerne,
Deine Liebe bürget mir dafür.
Deiner Worte, Deiner zarten Pfllege,
Deiner Blicke, freundlich stets und gut,
Denk' ich gerne — und im Herzen hege
Ich des Dankgefühles reine Blut.

Wieder steh' ich draußen in der Fremde,
 Von den Meinen und von Dir getrennt.
 Doch ist nichts, das uns're Liebe hemmt,
 Die im Herzen rein und innig brennt.
 Jeden Mittag in geweihter Stunde
 Treibt sie Dich ins stille Kämmerlein,
 Tief im Herzen hör' ich dann die Kunde:
 „Mama betet, sie gedenkt auch dein.“

Mama, bald wird uns der Heiland rufen,
 Dann wird Feierabend schnell gemacht;
 Und hinauf zu Seines Thrones Stufen
 Steigen wir aus banger Erdennacht.
 Allen Leiden sind wir dann enthoben
 Wenn wir dort vor Seinem Throne steh'n,
 Dann erblüht zum Lieben und zum Loben
 Mama, uns ein ewig' Wiederseh'n.

Im Namen der Brüder des Missionshauses.

J. B.

Und nachdem sie heimgegangen war, widmete ein anderer ihrer „Söhne“, welcher zwei Jahre unter ihrem erzieherischen Einfluß stand, ihr einen dankbaren Nachruf, in welchem es unter anderem heißt: „Ganz besonders segensreich aber war ihre Wirksamkeit als Hausmutter der Missionsanstalt in Bremen. Als solche war sie berufen, an der Erziehung der jetzt meist älteren Prediger unserer Kirche in Deutschland und der Schweiz (ja auch in Amerika) mitzuwirken. Wie werden wir ihre mütterliche Liebe und Sorgfalt, die sie uns zuwandte, vergessen!“ Als Schreiber dieses nun vor bald 28 Jahren in unsere Anstalt eintrat, begrüßte sie ihn unter der Thüre des Hauses mit den Worten: „Nun, Br. M., du hast jetzt deine Mutter verlassen müssen; doch ich will mit der

Hilfe Gottes, so lange du hier bist, dir auch eine Mama sein.“ Und eine solche war sie für uns alle. Mit welcher Sorgfalt war sie stets darauf bedacht, neben ihrer vielen Arbeit als Mutter von acht Kindern, daß doch ja ihren „Söhnen“ nichts gebreche bei Tisch, im Schrank und in der Kommode. Wir sehen sie noch, wie sie aufgeschürzt in jener ersten teuren Zeit in der Küche stand, oder wie sie gar eifrig unsere Strümpfe stopfte, die Wäsche flickte u. s. w. Dabei übte sie in der Stille einen gar wohlthuenenden Einfluß auf ihre Zöglinge aus, gab ihnen manches ermunternde Wort, manchen praktischen Rat, und wenn es not that, auch einmal eine ernste Mahnung mit auf den Weg.“

Mama Jacoby verstand es ausgezeichnet, mit den wenigen damals vorhandenen Mitteln den großen Haushalt zu bestreiten. Fand sich doch einmal die Jährliche Konferenz veranlaßt, ihr einen besonderen Dank dafür abzustatten. Der Wortlaut des darauf bezüglichen Beschlusses ist folgender: „Wir möchten dem Vorstand, dem Direktor und den Lehrern unseren herzlichsten Dank aussprechen für ihre der Anstalt geleisteten Dienste; wir möchten diesen Dank auch der tüchtigen und vielgeliebten Hausmutter aussprechen, welche es namentlich nach einer ihr eigenen Gabe verstand, den so großen Haushalt von 15 erwachsenen Personen mit nur 707 Thlr. 40 Gr. Gold Haushaltungskosten zu bestreiten.“ (Konf.=Verh. vom Jahre 1865.)

Als im Jahre 1868 beim Jahreschluß Jacoby zum letzten Male als Direktor und Hausvater die Zöglinge anredete, sprach er folgendes: „Für mich ist dieser Abend

besonders wichtig. Wenn ich auf die 10 Jahre zurückblicke, in denen ich mit meiner Frau diese Anstalt leitete, so wird mein Herz mit Lob und Dank erfüllt gegen unseren treuen Gott. Die Anstalt ist für uns auch eine Missions-Anstalt gewesen, wir haben dort beten und ernstlich beten gelernt. — Jetzt sind wir alt und grau geworden, und es ist unsere Pflicht, diese Arbeit jüngeren Händen zu übergeben. Wir haben's im letzten Jahre erfahren, es ist des Herrn Wille, daß wir diese Arbeit niederlegen. Die Brüder mögen zuweilen gedacht haben, ich sei sehr strenge, aber ich weiß, es war mein Wunsch, daß Männer Gottes aus dieser Anstalt hervorgehen sollten. Wir ziehen jetzt fort, um das Werk zu thun, das uns der Herr noch ferner wird auftragen. Wir danken unseren Brüdern für die Güte und Liebe, die wir von ihrer Seite erfahren durften; habe ich je einen Bruder beleidigt, so bitte ich um Vergebung, meine Absicht war es nie. — Die Missionsanstalt geht fort (nach Frankfurt a. M.), sie geht aber nicht aus unseren Herzen. Wir werden sie auf be-
 stendem Herzen tragen und für sie thun, was wir nur können. — Es sind 52 Zöglinge in der Anstalt gebildet worden. Dreißig sind hier im Werke des Herrn. Einige andere stehen in Amerika, noch andere arbeiten als seßhafte Prediger. Gott segne diese Anstalt und lasse sie zum Segen werden für Tausende. Amen.“

So war die Missionsanstalt durch den gesegneten Einfluß der damaligen Direktorsfamilie bezw. der Hauseltern und durch die Arbeit der treuen Lehrer eine Segensanstalt geworden. Es folgen hier noch die Regeln für die Zöglinge, die von Jacoby entworfen und bis auf den

heutigen Tag in der Missionsanstalt beibehalten worden sind. Sie zeugen von dem Geiste, in welchem die Anstalt geleitet wird.

Regeln für die Zöglinge

der

Martin-Missions-Anstalt zu Frankfurt a. M.

§ 1.

Die Zöglinge haben ihren Vorgesetzten alle Ehrerbietung zu erzeigen und die Belehrungen und Weisungen, welche sie vom Direktor oder von den Lehrern erhalten, in Bescheidenheit anzunehmen und willig zu befolgen.

§ 2.

Unter sich selbst haben die Zöglinge sich mit Verträglichkeit und Wohlwollen zu benehmen und einander in der Gottseligkeit und in nützlichen Kenntnissen zu fördern. Parteilungen und Reibungen müssen ernstlich gerügt werden.

Dem Zimmer-Senior haben die übrigen Stubengenossen in bezug auf die ihm aufgegebenen Obliegenheiten, sowie den Anordnungen des ersten Seniors willig Folge zu leisten.

§ 3.

Die Zöglinge haben pünktlich zur festgesetzten Zeit — im Winter um 6 Uhr und im Sommer um 5 Uhr — aufzustehen. Eine halbe Stunde später werden die Zimmer gereinigt, und sollte jemand dann noch im Bette liegen — krankheits halber ausgenommen — so hat ihn der Senior sogleich dem Direktor anzuzeigen. Die Zeit bis zum Frühstück wird mit Gebet und Betrachtung des Wortes Gottes zugebracht.

§ 4.

Jeder Zögling hat gleich nachdem er aufgestanden ist, sein Bett selbst zu machen, und muß jedesmal die Matratze umkehren und den Strohsack umschütteln. Die Zöglinge haben ferner abwechselnd ihre Schlaf- und Studierzimmer, sowie den obersten Vorplatz und die oberste Treppe selbst zu kehren und abzustäuben.

§ 5.

In den Schlaf- und Studierzimmern ist eine strenge Ordnung und Reinlichkeit zu beobachten, wofür der Senior verantwortlich ist und worauf auch der Direktor sein Augenmerk richten wird. Es sollen z. B. keine Kleider an den Wänden oder Thüren aufgehängt und soll die schmutzige Wäsche in den dazu bestimmten Behältern aufgehoben werden.

§ 6.

Der Gebrauch des Tabaks ist den Zöglingen des Missionshauses verboten.

§ 7.

Wer das Studierzimmer zuletzt verläßt, hat die Vorplatzthüre sorgfältig zu schließen.

§ 8.

Die Zöglinge sollen auch in ihrer äußeren Erscheinung durchweg Anstand und Sitte beobachten; daher haben sie von der gezeßlichen Morgenstunde an (§ 3) bis zur Bettzeit stets vollständig und anständig gekleidet zu sein.

§ 9.

Kein Zögling darf ohne besondere Erlaubnis beim Hausgottesdienst — morgens 7 Uhr und abends 7 Uhr — fehlen.

§ 10.

Der Vormittag von 8 bis 12, der Nachmittag von 2 bis 6 und der Abend von 8 bis 9 $\frac{1}{2}$ Uhr ist der Arbeit und dem Unterricht gewidmet. In dieser Zeit müssen die Böglinge, welche keinen Unterricht haben, in ihrem Studierzimmer fleißig und sorgfältig den ihnen aufgegebenen Studien obliegen. Nachmittags ist nach dem Essen bis zwei Uhr eine Erholungszeit im Freien.

§ 11.

Es darf kein Bögling ohne besondere Erlaubnis des betreffenden Lehrers bei den Unterrichtsstunden fehlen.

§ 12.

Jeder hat rechtzeitig bei Tisch zu erscheinen und den für ihn bestimmten Platz einzunehmen. Jede Unordnung oder Unanständigkeit bei Tisch werden die Böglinge sorgfältig zu vermeiden wissen und durch Wohlanständigkeit und gute Sitten auch hier sich als gebildete junge Männer zeigen.

§ 13.

Kein Bögling darf die Anstalt verlassen, ohne den Direktor bezw. Hausvater in Kenntniß zu setzen, wohin er geht. Im Falle seiner Abwesenheit tritt an seine Stelle die Hausmutter oder der von den Hauseltern bestimmte Stellvertreter.

§ 14.

Jeder Bögling ist verpflichtet, pünktlich um 9 $\frac{1}{2}$ Uhr abends zu Hause sein.

§ 15.

Mit Feuer und Licht ist sparsam und vorsichtig um-

zugehen, und es darf durchaus nicht bei Licht im Bette gelesen werden. Um 10 Uhr müssen alle Lichter im Hause ausgelöscht werden. — In den Lehrzimmern darf nicht über 15 Grad Wärme sein.

§ 16.

Die Böglinge sind verpflichtet, sich der ihnen vom Hausvater angewiesenen Arbeit im Garten u. s. w. willig zu unterziehen.

§ 17.

Bücher, Zeitschriften u. s. w. sind nach Benutzung sogleich wieder an ihren bestimmten Ort zu legen.

§ 18.

Die Böglinge der Anstalt sollen sich durchaus der reinen Schriftsprache bedienen.

§ 19.

Da niemand als Bögling in die Missionsanstalt aufgenommen wird, der bereits versprochen oder verslobt ist, so darf auch kein Bögling während seines Aufenthalts daselbst ein solches Verhältniß eingehen.

§ 20.

Die Böglinge werden besonders aufgefordert, die „Regeln für das Betragen eines Predigers“ in unserer Kirchenordnung (Teil II, Kap. 2, von § 104 bis § 127) fleißig zu lesen und zu beherzigen.

§ 21.

Man erwartet von den Böglingen, daß sie es sich von selbst zur Gewissenspflicht machen werden, ihre Zeit

treu und eifrig zu ihrer religiösen und wissenschaftlichen Ausbildung anzuwenden, und diesen Regeln mit willigem Gehorsam pünktlich nachzukommen.

Sollten sie Ursache zur Klage haben, so müssen sie sich direkt an den Direktor, oder in seiner Abwesenheit, in Schulangelegenheiten an den Professor, und in Hausangelegenheiten an die Hausmutter wenden.



Fünftes Kapitel.

Jacoby in seiner Familie.

Dem ein tugendiam Weib besichert ist, die ist viel edler, denn die köstlichen Perlen." Spr. 31, 10.

Einen solchen Schatz hatte Jacoby in seinem treuen Weibe, seiner „Gehilfin“, die das im wahren Sinne des Wortes war, gefunden. Wir haben oben gelegentlich von ihr gesprochen, hier müssen wir es ausführlicher thun. Das Weib, die Mutter, hat ja den größten Anteil am Familienwehe sowohl, als am Familienglück.

Amalie Therese Jacoby, geb. Ruelsen, stammte aus Nörten bei Hannover. Sie wurde geboren am 1. Okt. 1815. Im Jahre 1839 wanderte sie mit zweien ihrer Brüder nach Amerika aus. Sie gehörte, wie ihr Bruder Heinrich Ruelsen, (einer der Mitarbeiter Jacobys) früher der römisch-katholischen Kirche an und wollte, als sie zum ersten Male von den Methodisten hörte, nichts weniger werden als ein Mitglied dieser „kezerischen“ Sekte. That es ihr doch unendlich leid, als sie in Amerika ankam, zu sehen, daß ihr älterer Bruder, der schon früher nach Amerika ausgewanderte, wie sie damals sagte, „vom Glauben abgefallen“ war. Aber auch sie sollte in Amerika nicht etwa vom Glauben abfallen, sondern wahren Glauben, Herzensglauben durchs Evangelium finden. Wie dies geschah, lassen wir sie am besten selbst erzählen:



Amalie Therese Jacoby, geb. Muelken,
in ihrem 66. Lebensjahre.

„Den ersten Sonntagmorgen nach meiner Ankunft in Amerika brachte mich mein Bruder, der in der Stadt Cincinnati wohnte, zu einer Nachbarin, damit ich mit ihr die katholische Kirche besuchen sollte. Am Abend ging ich dann mit ihm in die Methodistenkirche. Br. Schmucker predigte über Joh. 3, 5: „Es sei denn, daß jemand geboren werde aus dem Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen.“ Eine solche Predigt hatte ich zuvor nie gehört. Ich war tief bewegt, und eine gewisse Furcht kam über mich bei dem Gedanken, daß ich sterben könnte, ohne für den Tod vorbereitet zu sein. Obgleich die Predigt einen tiefen Eindruck auf mein Gemüt machte, gelang es mir doch bald wieder im Umgang mit weltlich gesinnten Freunden mich zu zerstreuen. Zudem hörte ich so viele sonderbare Geschichten über die Methodisten und ihre Verführungskünste, daß ich mich vor ihren Klassen und Betstunden ordentlich fürchtete. Kurze Zeit hernach wohnte ich trotzdem einer Lagerversammlung bei, wo mir mein unbefehrtes Herz noch gründlicher aufgedeckt wurde. Eine solche Angst und Traurigkeit überfiel mich, daß ich einen Freund bat, wenn er nicht wünsche, daß ich sterbe, so möchte er mich sobald als möglich von da fortbringen. Er holte einen Wagen und wir verließen den Platz.

Ich lebte ganz neu auf, als ich endlich Cincinnati wieder sah. Aber ich hatte seitdem keine Ruhe mehr, und da mich mein Bruder ernstlich ermahnte, prüfte ich meine Religion genauer. Ich mußte mir sagen, daß die Methodisten durch ihre Predigten sowohl, als durch den Geist der Nächstenliebe, den ich unter ihnen wahrnahm, dem christlichen Ideale weit näher kamen, als meine alten Be-

kannten aus der katholischen Kirche. Dennoch kam eine große Furcht über mich, bei dem Gedanken, ich könnte von dem Glauben, in dem ich erzogen war, abfallen.

Als ich meine Heimat in Deutschland verließ, sagte mir unser Priester, wenn ich je unruhig werden sollte, so möchte ich mich doch ja an einen Priester wenden, zu dem ich Vertrauen hätte, der würde mich bald wieder überzeugen, wie gut es sei, der römisch-katholischen Kirche anzugehören, und er machte mich dann noch darauf aufmerksam, wie zahlreich die Gnadenmittel seien, die diese Kirche armen Sündern anbiete. So entschloß ich mich denn eines Sonntag Morgens zur Beichte zu gehen. Ich begann in derselben mit der gewöhnlichen Form des Sündenbekenntnisses, die ich von Deutschland her gewohnt war und wollte dann nach der Absolution eingehender von meiner Unruhe über Glaubenssachen sprechen. Aber kaum hatte ich das Bekenntnis beendet, als der Priester die schamlosesten Fragen an mich richtete. Das brachte mich derart in Aufregung, daß ich ihn fragte, ob er denn bei Sinnen sei. Er entschuldigte sich und sagte, es sei seine Pflicht solche Fragen zu stellen. Ich erwiderte ihm, daß ich nicht glauben könne, daß das seine Pflicht sei. Er fragte dann, ob ich am Freitag Fleisch gegessen hätte. Als ich diese Frage bejahte, fragte er weiter, ob ich nicht wüßte, daß ich dadurch eine Sünde begangen hätte. Ich erwiderte, die heilige Schrift lehre doch Gottes Gaben mit Dankagung zu genießen. Er antwortete, es sei aber ein Gebot der Kirche. Ich sagte, die Kirche befehle und gebiete manches, was nicht mit der heiligen Schrift übereinstimme.

Nun fragte der Priester weiter, woher ich sei, und ob in dem Orte alle Leute Katholiken seien. Ich erwiderte, die Hälfte seien Katholiken, die andere Hälfte Lutheraner. Er wollte mir nun nicht glauben, daß ich eine Katholikin sei. Ich versicherte ihn, daß meine Eltern Katholiken seien, daß ich die katholische Schule besucht und regelmäßig dem katholischen Gottesdienst beigewohnt hätte; aber ich behielte mir eben vor alles zu prüfen. Darauf erklärte er mir, daß er mir die Absolution nicht erteilen könne. Ich erwiderte ihm jedoch, daß ich zum heiligen Abendmahl zu gehen wünsche und wenn er mir die Absolution nicht erteilen wolle, so würde ich in eine andere deutsche Kirche gehen. Darauf hin erlaubte er mir zum Abendmahle zu gehen, wenn ich versprechen würde, drei Sonntage nach einander zur Beichte zu kommen. Ich weigerte mich und sagte, ich sei nur gewohnt zur Beichte zu gehen, wenn ich ein Bedürfnis darnach fühlte. Kurz, er erteilte mir dann trotz alledem die Absolution; ich ging erregt, mit Unwillen im Herzen, in die Kirche, und empfing das heilige Abendmahl.

Aber den ganzen Nachmittag weinte ich, weil ich in so unchristlicher Gemütsstimmung zum Tisch des Herrn gegangen war. Ich betete, Gott möge mir diese große Sünde vergeben, und ich wurde ruhiger, besonders durch die Erwägung, daß der Priester mehr zu tadeln sei als ich. Von dieser Zeit an fand ich keine Befriedigung mehr in der katholischen Kirche, und wenn ich sie trotzdem noch besuchte, so geschah es mehr um meiner Eltern willen als aus einer anderen Ursache.

Bald darauf zog ich zur Familie Rast. Hier that mir besonders die Ruhe wohl, die in diesem Familientreise

herrschte. Weniger gefiel mir ihr tägliches Beten in der Familie, und obwohl ich mit ihnen niederkniete, so bemühte ich mich doch stets, meinen Gedanken eine andere Richtung zu geben. Ich empfand eine besondere Zuneigung zu ihrem Kinde, und es war mir sehr leid, als Gott es zu sich nahm; doch war ich sehr erstaunt, daß die Eltern ihren Verlust mit so viel Fassung trugen. Ich wurde als ein Glied dieser protestantischen (methodistischen) Familie angesehen, beobachtete aber alle Feiertage der katholischen Kirche.

Ein ganzes Jahr lang wogte es so in mir auf und ab. Ich suchte Ruhe, wollte aber keine Protestantin werden. Endlich, nach langen und schweren inneren Kämpfen fand ich die Ruhe für meine so gequälte Seele. Abermals befand ich mich auf einer Lagerversammlung, und hier war es wieder Vater Schmucker, der mit mir zu Gott betete und mich auf den gekreuzigten Erlöser hinwies. Ich schaute nach Golgatha, die unerträgliche Bürde fiel ab, und Freudenthränen rannen über meine Wangen. Noch am selben Abend schloß ich mich der Methodistenkirche an.“

Soviel über ihre Bekehrung. Bald darauf, im September des Jahres 1840, wurde sie mit dem damaligen Lehrer der deutschen Sprache, L. S. Jacoby, durch Vater Schmucker getraut.

An der großen Nützlichkeit Jacobys im Reiche Gottes gebührt seiner Gattin ein hervorragender Anteil. Als treue Gehilfin zog sie mit ihrem Manne in dessen bewegtem Leben von Ort zu Ort, und theilte mit ihm alle Mühen des Reisepredigerlebens. Bald nach ihrer Verehelichung giebt ihr Jacoby das schöne Zeugnis: „Gott hat mir

eine gute, freundliche, fromme Frau gegeben, die viele Aehnlichkeit hat mit meiner verstorbenen Mutter in ihrem ganzen Wesen."

Ueber ihre erste Reise von Cincinnati nach St. Louis erzählt sie wie folgt: „Damals gab es noch keine Eisenbahn, die Cincinnati mit St. Louis verband, und so mußten wir denn mit dem Dampfboot den Ohio hinab und den Mississippi hinauf fahren. Es war Ende Juli des Jahres 1841, als wir uns mit unserem Töchterchen, das erst sechs Wochen alt war, auf die Reise machten. Der Fluß war sehr niedrig, und wenn wir an eine Sandbank kamen, so mußten die Männer sich auf ein Flachboot begeben, welches die Dampfböte stets im Schlepptau hatten, um die Last zu erleichtern. Bei solchen Gelegenheiten arbeitete die Maschine mit voller Kraft, und ängstlich pochte mir dann das Herz bei dem Gedanken, daß im Falle einer Explosion ich getrennt von meinem Manne vielleicht in die Luft fliegen würde. Auf dem Boot befanden sich außer uns noch ein englischer Missionar und ein Indianer-Häuptling, der in Washington beim „großen Vater“ gewesen war, um ihm Geschenke zu überbringen. St. Louis stand damals in einem so üblen Rufe wie Texas noch vor einigen Jahren, und ich war von etlichen Freundinnen gewarnt worden, dahin zu ziehen, da man dort die Leute bei hellem Tage ermorde und es von Indianern wimmele. Der Umstand nun, daß ein Indianer mit auf dem Boote war, trug nicht wenig dazu bei, mich in beständiger Aufregung zu halten. Doch wir landeten glücklich und wohlbehalten in St. Louis und wurden von dem damaligen englischen Vorst. Aeltesten, Br. Browning

und seiner lieben Frau, herzlich empfangen und aufgenommen. Auch der Missionar und der Indianer logierten bei Br. Browning. In der Nacht fing mein Töchterchen fürchterlich an zu schreien, und da die Geschwister Browning keine Kinder hatten, so fürchtete Vater zu stören; er nahm daher die Kleine auf den Arm und ging in die untere Stube. Dort angekommen, stolperte er aber über den Indianer, welcher sein Lager auf dem Fußboden aufgeschlagen hatte. Nun fing das Kind erst recht an zu schreien und die Aufregung war groß. Beim Frühstück versuchte dann der Indianer sich in seiner Sprache zu entschuldigen, was der Missionar übersetzte.“

Wie es den beiden jungen Missionsleuten in St. Louis ergangen ist, haben wir oben gesehen. Als treue Gehilfin begleitete Mutter Jacoby ihren Mann auch auf seinen Reisen als Vorst. Altesteser. Als solcher mußte er sich ein Pferd und einen Wagen halten, um seine Rundreisen machen zu können. Da gab es Entbehrungen und Mühen aller Art. Einmal fuhr Jacoby, welcher kurzsichtig war, mit dem Wagen in einen Sumpf. Mutter Jacoby, die Gefahr erkennend, erreichte mit einem kühnen Sprung festen Boden, ergriff das Pferd am Kopf und zog es wieder heraus. Sie war freilich über und über mit Rot bespritzt, aber großes Unglück war verhütet worden.

Auf einer Fahrt zur Vierteljahrskonferenz kamen sie an einen hoch angeschwollenen Bach. Wie da hindurch kommen? Nach kurzem Ueberlegen setzten sie sich beide auf das Pferd; aber mitten im Bach stolpert das Pferd, Mutter Jacoby verliert ihren Halt und gleitet sanft ins Wasser. Hier in der Wildnis mußte dann Halt ge-

macht werden, um die Kleider zu trocknen. Dann ging's wieder weiter.

Wieder waren sie auf der Reise. Es war ein heißer Tag. Doch war Predigt für den Abend ausgegeben, und des Methodistenpredigers Vorschrift lautet: „Täusche nie eine Gemeinde durch Nichterfüllung einer gemachten Bestellung, es sei denn, daß es sich um Leben oder Tod handelt.“ Also vorwärts, trotz Hitze und langer Fahrt, durch die Prärie. Die Farmer warnen den Missionar, mit Frau und Kind nicht in der Tageshitze die Fahrt zu wagen; große Stechfliegen, in genügender Zahl um ein Pferd zu töten, würden ihnen schwere Stunden bereiten. Doch Mutter Jacoby weiß Rat. Sie kaufte einige Ellen Kattun und verfertigte rasch dem Pferd ein Kleid. In diesem Aufzug geht's nun vorwärts im Namen Gottes, und sie erreichen zur rechten Zeit ihr Ziel.

So lebten Vater und Mutter Jacoby in der ersten Zeit ihrer Wirksamkeit vereinigt im Dienste des Herrn. Nicht minder harmonisch war ihr Leben, als sie als Missionare nach Deutschland zogen, um hier ihre besten Kräfte im Dienste Gottes zu verzehren. Welche guten Dienste beide dem Werke leisteten, haben wir bereits zur Genüge gesehen. Sie verstanden es hoch und niedrig zu sein, sie konnten übrig haben und Mangel leiden, um wenn irgend möglich, allenthalben etliche selig zu machen. Dabei hieß es in der That stets bei ihnen: „Dein Leid, mein Leid, meine Freud', deine Freud', mein Brot, dein Brot, deine Not, meine Not.“ So nützlich sich Mutter Jacoby aber in der Gemeinde auch machte — schon in Amerika ging sie, so lange sie in Städten wohnte, ihren verlorenen, gefallenen

Witfchwestern, den armen gefallenen Mädchen, nach in ihren finsternen Häusern; in Bremen war sie ein geachtetes Gemeindeglied, eine regelmäßige Klafßbesucherin, Mitglied der verschiedenen Wohlthätigkeitsvereine u. s. w. — so mißbrauchte sie doch nie ihre Stellung als Frau. Sie war und blieb ein deutsches Weib. Ihr Haus war, besonders als die Zahl ihrer Kinder sich vermehrte, ihr Hauptarbeitsfeld. „Mutter,“ schrieb Jacoby einmal an eines seiner erwachsenen Kinder, „Mutter hat sich die Hand verbrannt und jammert — nicht vor Schmerz — sondern darüber, daß sie nicht nach Vergnügen arbeiten kann.“

Die Ehe Jacobys wurde mit acht Kindern, vier Söhnen und vier Töchtern, gesegnet. Am 19. März 1859 schrieb er deren Namen in seine Familienbibel mit dem Segenswunsch: „Der Herr segne meine acht Kinder und gebe uns Gnade, sie zu Seiner Ehre zu erziehen. Möchten unser aller Namen im Buche des Lebens gefunden werden. L. S. J.“

Jacoby hat sich zwar oft darüber Vorwürfe gemacht, daß er durch seine viele Arbeit sich abhalten ließ, der Erziehung seiner Kinder die nötige Aufmerksamkeit zu schenken. Trotzdem war er allen, ohne Ausnahme, ein Vater, wie sie sich ihn nur wünschen konnten. Zu gewissen Zeiten spielte er mit ihnen so herzlich und kindlich, wie dies überhaupt nur möglich war; dabei hielt er aber auch hie und da eine Betstunde, eine Klasse mit seinen Kindern, in seinem Zimmer. Es wird ihnen das unvergeßlich bleiben. Jedes seiner Kinder wußte, daß, um glücklich zu werden, es sein Herz dem Heiland schenken muß.

Als der achte Sprößling der Familie das Licht der

Welt erblickte, fanden seine Geschwister am Morgen auf dem Kaffeetisch folgendes Schreiben vor:

Emil Theodor Jacoby
an seine Geschwister!

Liebe Geschwister! Ich begrüße Euch herzlich bei der Ankunft aus der unbekannten Welt auf diesem Gottes-Erdboden und bitte Euch, mich mit Liebe in Eurer Mitte aufzunehmen. Einstweilen laßt Euch den Butterkuchen als ein Beweis meiner Zuneigung zu Euch wohlschmecken.

Schreiben kann ich noch nicht.

Der Zettel war von Pappas Hand geschrieben; er hatte es für den kleinen Ankömmling gethan.

Nachdem die Kinder herangewachsen und aus dem Elternhause gezogen waren, führte Jacoby einen regelmäßigen Briefwechsel mit ihnen, und diese Briefe alle zeugen davon, wie sehr er um das Seelenheil seiner Kinder besorgt war. „Du solltest nicht ruhen noch rasten,“ schreibt er einmal an eines derselben, „bis Du völlig überzeugt bist, daß der Herr Dich angenommen hat. Ehe Du diese Ueberzeugung erlangt hast, kann ich mich Deinetwegen nicht beruhigen. Läufst Du dem Herrn aus der Schule, so wird Er Dich zu finden wissen, denn Du bist ein Kind des Gebetes, und die Gebete Deiner Eltern und Freunde folgen Dir nach und steigen zum Himmel. Hörst Du die Stimme Christi, so wird Er Dich leiten auf grüne Auen. Betrübst Du den Geist Gottes, so wird der Herr Dich durch Leiden und Trübsale zu finden wissen. Verloren kannst Du nicht gehen, das glaube ich fest.“

Aus einem anderen Briefe: „Und nun, mein liebes Kind, Dein Vater fühlt sich gedrungen, Dir aus Herz zu

legen, den Herrn zu suchen. Ohne den Heiland bist Du das unglücklichste Geschöpf auf Erden. Laß Dich ja nicht von der Welt und Sünde bethören.“ Abermals lesen wir: „Es ist das größte Glück auf Erden, Jesum zu haben und durch Ihn mit Gott verbunden zu sein. Mein Kind, es ist dies die einzige Stütze und Hoffnung Deines Vaters, wenn er an die Zukunft denkt. Jesus und nur Ihn! Suche den Herrn mit Ernst, begnüge Dich nicht mit oberflächlichem Christentum, werde ein Methodist! Einfach, kindlich, gottesfürchtig!“

Einer älteren Tochter schrieb er die schönen Worte: „Hüte Dich vor dem leidigen Egoismus, denn nichts macht den Menschen unglücklicher als dieser. Wenn Du glaubst, daß die Welt für Dich da sei, so irrst Du Dich sehr; glaubst Du aber, daß Du für die Welt da bist, so wirst Du Dich bestreben, das Glück anderer mit Aufopferung Deines eigenen Glückes zu befördern. Es bleibt doch noch bei dem uneigennützigsten Menschen Egoismus genug.“

Man täuschte sich jedoch, wollte man annehmen, Jacoby habe in seinen Briefen an seine Kinder nur von ernstesten Dingen geredet. Nein. Als Vater bekümmerte er sich um alles, was sie bekümmerte. Auch sprach er mit ihnen in der herzlichsten Weise. Als eine seiner Töchter die geachtete Frau M. N. wurde, war sie doch noch sein „Füchschchen“. Und mit seiner „alten Pine“, wie gar väterlich herzlich verkehrte er mit ihr in seinen Briefen! Wie besorgt war er um seinen „Hans“, seine „Schwarze“ u. s. w.

Eine seiner erwachsenen Töchter war nach Amerika

gegangen. Dort hatte sie hauptsächlich Verkehr mit englisch redenden Christen. Der Vater nun, besorgt, sie möchte sich vielleicht in unbilliger Weise ungeziemend gegen deutsche Mitglieder der Kirche dort benehmen, schreibt ihr: „Sei weise gegen die deutschen Geschwister und zeige Dich ja nicht abstoßend; es wäre das sehr unrecht von Dir, denn Du bist so deutsch wie Sauerkraut.“

Auf einen Klagebrief eines seiner Kinder giebt er folgende Antwort: „Ich darf Dir aus eigener Erfahrung sagen, daß das ernstliche Gebet, mit der uns von Gott gegebenen Willenskraft, viel vermag. Giebst Du nach, so wird es ärger; stellst Du Dich aber mit völliger Entschlossenheit Deiner Schwäche entgegen, so hilft Dir der Herr. Du mußt endlich im Namen Gottes den Entschluß fassen, daß es anders werden muß. Glaube mir, mein liebes Kind, was Dein Vater Dir einmal beim angebrannten Reis gesagt hat: „Die Welt ist der Thränen nicht wert.“ Wir thun in der Furcht Gottes unsere Pflicht, soweit der Herr uns Kraft giebt, und das andere überlassen wir Ihm. Gott segne Dich, sei gutes Muths.“

So stand Jacoby mit seinen Kindern im regen Verkehr bis kurz vor seinem Tode.

Aber auch die Dienstmädchen fühlten sich heimisch im Jacobyschen Hause. Die meisten derselben wurden während ihres Aufenthaltes daselbst gründlich zu Gott bekehrt und blieben mit der Familie in Verbindung. Mehrere von ihnen verließen das Jacobysche Haus nur, weil sie sich an ehrenwerte Männer verheirateten.

Ja, selig Haus, wo man Dich aufgenommen,
Du wahrer Seelenfreund, Herr Jesu Christ!

Elftes Kapitel.

Jacoby als Christ und etliche seiner
Charaktereigentümlichkeiten.

Es drängt uns, soweit dies überhaupt möglich ist, Jacoby auch nach seinem inneren Leben, in seinem persönlichen Christentum kennen zu lernen. Haben wir in dem bisher Gesagten auch des Guten von ihm schon viel vernommen, so muß es uns doch auch darum zu thun sein, der Quelle seiner Kraft nachzuspüren, ihn in seinen Kämpfen und Siegen über sich selbst zu beobachten, um möglichst auch da von ihm zu lernen, was zu lernen ist.

Ein Grundzug seines Christentums, den wir vor allen anderen hervorheben müssen, war die Aufrichtigkeit. Jacoby war in seinem Christentum durchaus aufrichtig und ehrlich. Einer seiner Wahlsprüche war: „Wahrheit und Aufrichtigkeit macht den Christen.“

Als aufrichtiger Christ ging er stets mit sich selbst ins Gericht. Schon früher, ehe er nach Deutschland kam, schrieb er einmal an seinen Schwager: „Der Herr war soweit mit mir und hat mich gesegnet, und ich fahre fort, nach der Heiligung meines Herzens zu ringen. Ich habe vielen Kampf und doch nicht den rechten Kampf. Ich kann nicht ausfinden, woran es liegt, daß ich mich nicht ganz in die Gnade Gottes versenken kann.“ Ein anderes

Mal schreibt er: „Der Herr wolle meine Augen öffnen, daß ich mich Ihm so ergeben kann, wie Er es verlangt.“

So stark nun auch das Bewußtsein bei Jacoby vorhanden war, daß man in der Schule Jesu immer wieder zu lernen hat, so fest war er andererseits überzeugt von seiner Annahme bei Gott. „Die Veränderung bei meiner Befehrung war innerlich und äußerlich so mächtig,“ schrieb er nicht lange vor seinem Heimgang, „daß ich nie daran gezweifelt habe, noch daran zweifeln kann.“ Sein lebendiger Glaube an den Veröhnungstod Jesu Christi brachte ihm die Erfahrung von der wiedergebärenden, erneuernden Kraft des Heiligen Geistes, ohne welche unser Glaube tot ist. Oft hat er davon auch Zeugnis abgelegt im Umgang mit seinen Brüdern und Schwestern, und seine deutliche Sprache mit bezug hierauf, in den Liebesfesten, ist noch in vieler Erinnerung.

Eng verbunden mit der Gewißheit der Annahme bei Gott ist bei dem wahren Christen die Gewißheit des ewigen Lebens. Wie sollte er auch zweifeln? Trägt er doch die vom Heiligen Geist gewirkte Hoffnung in sich, die nicht zu Schanden werden läßt! Jacoby war in dieser Hinsicht ein Sporn für manche Traurigen. Schon damals, als er in Quincy die an der Cholera Gestorbenen begrub, rief er aus: „Gott sei Dank, daß die Methodisten in Freuden diese Erde verlassen. Das ist ein neuer Beweis, daß Methodismus wahres Christentum ist, denn er bewährt sich im Tode als solches. Du hast zwar keinen Begriff davon, wie verschieden meine Gefühle sind. Doch eines weiß ich: Wenn ich sterbe, so sterbe ich auf das Verdienst

Jesu, meines Heilandes. Ich habe nichts Gutes. O wie empfinde ich so oft mein verdorbenes und verzagtes Herz. Aber ich habe Christum, und mit Ihm will ich jauchzend in die Ewigkeit gehen."

Die Ueberzeugung davon, daß er bei Gott in Gnaden sei, und die damit verbundene gewisse Hoffnung des ewigen Lebens, machte Jacoby stark und fröhlich bei dem großen Werke, das er auszurichten hatte. In allen Predigten, die er hielt, in den Traktaten, die er schrieb — und derer ist eine große Zahl — in den erbaulichen Artikeln des „Evangelist“, überall begegnet uns das wohlthuende Bekenntnis: Ich weiß, an wen ich glaube! Diese Gewißheit verließ ihn auch nicht während seiner vielen Arbeiten. „Es war im Jahre 1866,“ schreibt Prediger Spille, „als ich in Hamburg wohnte. Jacoby besuchte mich. Wir gingen einige Male in die großen Geschäfte, in welchen er Einkäufe machte für die Druckerei. Dann kamen wir über den großen Buhrstah. Wir gingen beide ganz still nebeneinander. Plötzlich unterbrach Jacoby diese Stille. Mich freundlich anblickend sagte er: ‚Bruder Sp., wenn der alte Jacoby gestorben ist, dann glaube du mir, daß er selig ist.‘ Wie mir das in die Seele drang! Ich werde es nie vergessen.“

Jacoby wußte recht gut, daß zwar zur Zeit der Reformation die herrliche Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben und von der damit verbundenen Gewißheit der Annahme bei Gott, auf dem Leuchter stand; aber nach und nach ist dieses Licht verschwunden. Und nun, meinte er, muß es die Aufgabe des Methodismus in Deutschland sein, aufs neue diese Lehre auf den Leuchter zu

stellen. Er that dies, wo er konnte, durch Wort und Schrift, und er hat gut daran gethan.

In seinem Streben nach Heiligung war Jacoby nichts so verhaßt, als der Egoismus. Er hat sich wiederholt darüber ausgesprochen. So lesen wir an einer Stelle: „Mein Grundsatz ist: Wir sind hier für andere und nicht für uns selbst; indem wir für andere leben, befördern wir unser eigenes Glück. Ich hasse den Egoismus und bitte Gott, mich ganz davon zu befreien.“ (Aus einem Briefe vom 27. Febr. 1864.) In einem andern Briefe lesen wir: „Was Deutschland anbelangt, so können wir hier so glücklich sein, wenn wir getreu sind, wie in Amerika. Die Hauptsache ist: Keiner lebe sich selbst. Wir sind für die Menschen da, um ihr Glück befördern zu helfen. Du kennst meine Ansichten hierin und weißt, daß ich nichts mehr hasse, als kalten Egoismus, von dem leider die Welt voll ist.“ Einer seiner Töchter schickte er einmal folgende Zeilen, die so ganz Jacoby kennzeichnen: „Dein Brief hat mich sehr erfreut, denn ich verlange immer darnach, Briefe von Dir zu empfangen. Nur hat mir Dein falscher Stolz auf Deinen Vater nicht gefallen, denn 1) ist es nichts, stolz zu sein; er war ein schwaches Werkzeug in der Hand Gottes zu Seines Namens Ehre Gutes zu thun, und wäre Dein Vater in allen Dingen getreu gewesen, so wäre gewiß noch mehr geschehen und 2) hättest Du demütig Gott danken sollen, daß Er Dir einen Vater gegeben, dessen Ernst es ist, einst im Himmel zu sein, und zugleich demütig Gott bitten sollen, Dir zu helfen, mit ihm einst im Himmel zusammen zu treffen.“ Ferner: „Aufrichtig gesagt, mir ist bange ge-

worden, seit ich Fr. M. kennen gelernt habe, Du möchtest vom egoistischen Wesen mit fortgerissen werden. Du weißt, es ist nicht meine Sache, zu richten; ich fühle mich aber verpflichtet, offen mit Dir zu sprechen. Ich hasse in meiner Seele dieses Ich. Wer bin ich? ein armer sündiger Mensch, der durch die Barmherzigkeit Gottes in eine bessere Stellung vor Millionen seiner Mitmenschen gesetzt worden ist. Ist das Verdienst? Mein liebes Kind! da sind Leute, die es viel eher verdient hätten, daß es ihnen wohl-ergehe, und sie leiden Not! Es ist Gnade Gottes, es ist Seine unverdiente Gnade, und deshalb soll es uns demüthigen, und jeden Morgen und jeden Abend sollen wir bekennen vor dem Herrn: Wer bin ich, und was ist mein Haus! Weil es denn auch nur Gnade ist, so sollen wir desto dankbarer sein und zugleich lernen, daß wir nicht für uns, sondern für den Herrn und für unsere Mitmenschen auf der Erde sind. Alles, was Du thust, muß darauf berechnet sein: Wie kann ich recht nützlich werden? Dein täglich Brot wird Dir der Herr geben; fürchte Dich nicht. Suche nur Dich ganz dem Herrn hinzugeben. Er wolle Dich vor oberflächlicher Modereligion bewahren. Ach, daß ihr kalt oder warm wäret, weil ihr aber lausid, will ich euch ausspeien! Suche wahre, gründliche Herzensreligion, welche in allen Lagen des Lebens stichhält. Ich war in schweren Lagen, aber Jesus hat mich aufrecht erhalten, und ich zweifle nicht im geringsten daran, Er wird mich durchs Leben hindurchführen. Gott segne Dich, mein teures Kind!"

Auch ein Bekenntnis Jacobyns soll hier folgen: „Ich kann nicht mehr das Amt eines Superintendenten getreu

verwalten, und es ist deshalb recht, daß ich es aufgebe. Ich bin sonst sehr vergnügt und habe eine herrliche Wachenacht gehabt, und bin der festen Ueberzeugung, der Herr wird alles wohl machen. Bei mir steht es fest: Ich habe viele früher durch mein rasches Wesen beleidigt; sollte ich nun nicht auch Beleidigungen vergeben können?"

Als jemand an ihn schrieb von der Anerkennung, die ihm, Jacoby, gebühre, antwortete er: „Ich habe nie Ehre von Menschen verlangt; ich habe längst die Menschen und ihre Schwächen kennen gelernt, und so wie ich große Schwächen habe, und ich mich rühmen darf, ein Kind Gottes zu sein, so haben auch andere Kinder Gottes ihre Schwächen. Doch im ganzen: Was habe ich denn Großes gethan? Ich war in der Hand Gottes das Werkzeug, Pläne zu machen, und die anderen Brüder haben sie ausgeführt. Gott die Ehre und Ihm allein! Würdest Du den Jacoby kennen, wie Gott ihn kennt und er sich selbst, so würdest Du Dich mit ihm freuen, daß es in der heiligen Schrift heißt: Aus Gnaden seid ihr selig geworden, durch den Glauben.“

Wie Jacoby über die Lehre von der Heiligung überhaupt dachte, sagen uns folgende Zeilen: „Wir waren letzte Woche in W. bei der Distriktsversammlung, und da gab's interessante Debatten über die Klasse, die Lehre von der Heiligung u. s. w. Heiligung ist für mich völlige Liebe und völliger Gehorsam aus der Liebe, soweit die Erkenntnis geht, und ich bin meinerseits überzeugt, es ist besser, sie durch den Wandel zu bekennen, als viele Worte zu machen. Lebt man sie, so bekennet man sie, und dann werden die Bekenntnisse es sagen, ohne daß man viele

Worte gebraucht. Ich liebe unsere Lehre, doch hasse ich allen bloßen Schein.“ (Geschrieben im Jahre 1873.) Ernstlich warnt er daher in einem Briefe an einen Kollegen vor Täuschung in dieser Hinsicht: „Hinsichtlich des Bruders H. glaube ich, daß das, was er für Heiligung hält, eine Erneuerung des Heiligen Geistes ist. Geht sehr vorsichtig mit ihm um. Laßt ihn sich fern halten von Wir haben hier einen sehr traurigen Fall von einem angesehenen Prediger. Wer da stehet, hüte sich wohl, daß er nicht falle. Wachsamkeit ist höchst notwendig.“

So warnt er auch einmal vor dem Mißbrauch der Gnadenmittel. „Mein Bestreben war, zu beweisen, daß zwar unser Christentum nicht von solchen Mitteln regiert werden darf; daß sie uns aber sehr segensreich werden können. Ein gleichmäßiges Christentum, ein betendes Herz, ein Festhalten des Heilandes im Glauben, selbst ohne Gefühle, muß unser sein. Solches Christentum suche in der Furcht Gottes zu bewahren bei den schwersten, schwersten Anfechtungen. Der Herr wolle mir weiter beistehen.“

Doch, was verstand er unter gleichmäßigem Christentum? Er schreibt: „Merke, was ich Dir jetzt sage: Du wirst in diesem Leben durch manche Leiden und Trübsale hindurch müssen; aber steht Dein Vertrauen fest auf den Herrn, so wirst Du immer eine innere Freude bei aller äußeren Traurigkeit haben, und Du wirst alle Deine Sorgen auf den Herrn werfen können. Ich wünsche, ich wäre heiliger, und ich strebe darnach; aber mein Vertrauen auf den Herrn wird unerschütterlich durch Seine Hülfe bleiben, denn es wäre die größte Undankbarkeit, wollte ich Ihm nicht vertrauen.“

Jacoby hatte einen geraden, offenen Charakter; man mußte stets, woran man mit ihm war. In seinem Auftreten erschien er dann zwar manchmal hart und als ob er wenig Widerspruch ertragen könne. Aber er ließ sich auch etwas sagen. War doch gerade das eines seiner oft gebrauchten Worte: „Derjenige, welcher mir offen und in Liebe sagt, was er Unrechtes an mir findet, ist mein bester Freund.“ Aber seine Stellung brachte es mit sich, daß ihn, wenn er in Dingen, wobei er die Verantwortung zu tragen hatte, seinen Weg klar vor sich sah, niemand irre machen konnte. „Was meine Stellung als Superintendent anbelangt,“ schreibt er an Dr. D., „so versichere ich Sie, daß dieselbe die schwierigste und undankbarste ist von meiner ganzen Arbeit. Ich werde versuchen, in aller Treue recht zu handeln, dem Missions-Vorstand und den Brüdern hier gegenüber.“ (7. Nov. 1851.)

Der „Evangelist“ sagt mit Recht bald nach seinem Heimgang von ihm: „Für das Wohl seiner Amtsbrüder sorgte er wie ein Vater für seine Kinder. Hatte er gegen jemanden etwas, so scheute er sich nicht, es ihm unter vier Augen zu sagen. Seine Religion war keine einseitige Gefühlsache, sondern er lebte in Wirklichkeit nahe zu Gott, und sein frommer Wandel war im allgemeinen eine nachdrückliche und segensreiche Predigt.“

Mit bezug auf Menschenkenntnis hatte Jacoby einen scharfen Blick. Es war dies ganz besonders dann der Fall, wenn er es mit jungen Leuten zu thun hatte, welche ins Predigtamt einzutreten gedachten. Solche, welche diesen Beruf suchten um es „gut“ zu haben, hielt er sich vom Leibe. In der Gründung und Leitung des Werkes hätte

in Wirklichkeit die Missionsbehörde keine bessere Wahl treffen können.

Daß er der Welt gegenüber stets bereit war, sich offen zum Herrn zu bekennen, haben wir bereits aus allem, was bisher über Jacoby gesagt wurde, herausgefunden. Er that dies oft in der ihm eigenen freien Weise, die bedeutsam wirkte. So befand er sich eines Tages — es war gegen Abend — auf der Fahrt im Postwagen von Oldenburg nach Barel. Es war Samstag und Jacoby war müde von den mancherlei Geschäften der Woche. Dazu hatte er am folgenden Tage, am Sonntage, zweimal zu predigen. Einer der Mitreisenden nun hätte sich gar zu gern mit ihm unterhalten und suchte wiederholt anzuknüpfen. Jacoby gab ihm in seinen knappen Antworten zur Genüge zu verstehen, daß er jetzt kein Gespräch wünsche. Aber immer wieder versuchte es der Fahrgast. Endlich plakte Jacoby heraus: „Mein Herr, ich bin ein sehr beschäftigter Mann und ich bin müde von der Arbeit; ich möchte daher am liebsten etwas ausruhen. Wollen Sie mit mir über die Bibel, über Gottes Wort sprechen, so bin ich sofort bereit dazu; im anderen Falle aber bitte ich Sie höflich, mich mit Fragen zu verschonen.“ Der Fremde war zuerst etwas betroffen ob dieser deutlichen Sprache. Bald aber fand er sich in die Lage hinein, und seine Mienen verrieten, was sein Herz dachte: Ein wunderlicher netter alter Herr das! Was für ein Geschäft er wohl haben mag?

Jacoby hatte einen Freimut, der ihm sehr zu statten kam. Auf seinen Reisen berührte er öfters Bad Homburg, an welchem Orte sich damals noch das fluchwürdige Spiel,

das Roulett, befand. Er hatte davon gehört, und als er wieder nach Homburg kam, entschloß er sich, dieses Treiben als Zuschauer kennen zu lernen. Gerade verlor ein alter Geldmann wiederholt größere Summen. Jacoby stand neben ihm. „Und der Teufel, und der Teufel,“ rief der arme geknechtete Spieler aus. Jacoby erwiderte sofort: „Da haben Sie recht, mein Herr, hier ist wahrlich der Teufel,“ und entfernte sich höflich.

Obgleich Amerikaner, so hatte Jacoby doch große Zuneigung zu Deutschland auch in dessen Kampfesjahren. Der Bruderkrieg im Jahre 1866 wollte ihm, wie so vielen anderen Christen, nicht gefallen. Aber doch schrieb er, noch ehe derselbe völlig ausgebrochen war, an N.: „Am Ende hoffe ich auf ein neues Deutschland!“ So kam es auch. Als die Deutschen im Jahre 1870 vereinigt in Frankreich eingezogen waren, und von Sieg zu Sieg schritten, schrieb Jacoby des öfteren begeistert unter seine Briefe: „Mit Gott für König und Vaterland!“

An irdischen Gütern war Jacoby arm. Er hatte seit seiner Bekehrung nicht mehr darnach getrachtet. Wie er zu denselben in späteren Jahren stand, das sagen uns nachstehende Worte, die er an eines seiner Kinder richtete, das nach Amerika ging und dort mit wohlhabenden, weltlich gesinnten Verwandten in Berührung kam. Er schrieb: „Es wird mich nur freuen, wenn Du mit unseren Verwandten recht vertraut wirst; doch bitte ich Dich herzlich, laß Dich durch sie nicht von Deiner Einfalt abführen. Was haben sie mit all ihrem Geld? Ich möchte mit ihnen nicht tauschen. Ich habe Jesum und bin reich in Ihm. Gott sei Dank, wir haben Nahrung und Klei-

dung; das genügt uns. Wenn unsere Kinder nur Kinder Gottes werden, dann sind wir ganz zufrieden."

Jacoby war ein demütiger Mann. „Ich bin nur glücklich, wenn ich Jesum, und Ihn ganz habe," schreibt er an A. „Wenn ich von der Aufopferung eines Asbury*) und anderer alter Prediger lese, so weiß ich wirklich nicht was ich sagen soll. Alle meine Arbeit kommt mir so gering vor, und ich fühle mich tief beschämt. Doch sie sind aus Gnaden selig geworden, und so vertraue auch ich nur der Gnade Gottes."

Seine Arbeit kam ihm so gering vor und doch — wie vieles hatte er gethan! Aber es war so bei ihm, wie Christus es von Seinen Jüngern erwartet: „Also auch ihr, wenn ihr alles gethan habt, was euch befohlen ist, so sprecht: Wir sind unnütze Knechte, wir haben gethan, das wir zu thun schuldig waren." Luk. 17, 10. „Mein Hauptbestreben," schrieb er am 24. Dez. 1868, „ist fertig zu sein, wenn der Herr ruft, oder stille halten zu können, wenn schmerzhaftes Leiden mein Teil sein werden." Ob er damals eine Ahnung davon hatte, daß seiner noch schwere Tage und Stunden warteten? „Ich will dich nicht verlassen noch versäumen," spricht der Herr.



*) Asbury war einer der Pioniere des Methodismus in Amerika und der erste daselbst ordinierte Bischof der Bischöfl. Methodistischen Kirche.

Zwölftes Kapitel.

Jacobys in seiner Stellung zu anderen
Kirchen, insbesondere zu den
Staatskirchen.

In dem Schreiben, in welchem Jacoby von Bischof Morris zum Missionar für Deutschland bestimmt wurde, erhielt derselbe den Auftrag, „eine Mission in Deutschland zu beginnen“. In welcher Weise dies geschehen sollte, insbesondere welche Stellung diese Mission den in Deutschland bestehenden Staatskirchen, den katholischen sowohl, als auch den protestantischen, gegenüber einnehmen sollte, das war nirgends angedeutet worden. Es blieb Jacoby vollständig überlassen, diejenige Stellung den Staatskirchen gegenüber einzunehmen, welche er für das Werk, das er zu beginnen hatte, als am besten erachtete.

In der freien Stadt Bremen nun, wurden ihm, wie wir gesehen haben, keinerlei Schwierigkeiten vonseiten der dortigen Behörde bereitet. Er konnte predigen und nach Gutdünken eine Gemeinde bilden. Ja, er wurde sogar von der Behörde bei der Verkündigung des Wortes Gottes durch die Polizei geschützt. Von dieser religiösen Freiheit machte er dann auch ausgiebigen Gebrauch. Er predigte in einem der schönsten Gebäude mitten in der Stadt; er hielt Gebetsstunden und Klassen (Erfahrungs-

stunden), nahm Mitglieder auf nach der Ordnung der Bischöfl. Methodistenkirche, feierte mit ihnen das heilige Abendmahl und taufte ihre Kinder. Die freie Stadt Bremen ließ auch jedem Bürger, ja jedem ihrer Bewohner, volle Freiheit, sich nach besten Ermessen seine Konfession selbst zu wählen.

Anders gestaltete sich das Verhältnis der ersten Methodisten in Hannover, Preußen, Sachsen, Bayern, Württemberg u. s. w. In diesen Ländern gab es damals noch keine Religionsfreiheit und kein Dissidentengesetz. Welche Stellung sollten nun die Methodisten mit ihren Versammlungen hier einnehmen, insbesondere den Staatskirchen gegenüber?

Jacoby kannte das Wort Wesleys: „Die Welt ist mein Kirchspiel und Seelen zu retten ist mein Beruf,“ zu gut, als es vergessen zu können, daß es des Methodistenpredigers erste Aufgabe ist, wohin er auch kommen mag, Seelen zu retten. Es geschehe dies nun auf diese oder jene Weise, außerhalb oder innerhalb der bestehenden Staatskirchen. Gestatteten die damaligen Gesetze in jenen Ländern den Methodisten keine freiere Wirksamkeit, so mußte man es versuchen, wenn möglich unter den bestehenden Gesetzen zu arbeiten. Galt es doch, vor allem lebendiges Christentum in jene Länder zu bringen. „Wir arbeiten hier in Bremen,“ schreibt Jacoby an den Missionsvorstand, „frei von der Staatskirche; in anderen Gegenden arbeiten wir Hand in Hand mit derselben, aus dem einfachen Grunde, es würde uns nicht erlaubt sein, überhaupt zu arbeiten.“

Als Jacoby sich auf der Reise nach Deutschland befand, auf dem Schiffe, schrieb er wie folgt in sein kleines Tagebuch, das er damals führte: „Mittwoch, 24. Oktober 1849. Ach, wie wünsche ich mit der Gnade Gottes erfüllt zu werden, um wahrhaft zu sein, was ich sein soll. Herr, Deine Wege sind ganz wunderbar! Wer hätte es je geglaubt, daß ich diese Zeit erleben würde und noch vielmehr, daß ich Deutschland wieder sehen sollte. O Herr, öffne mir die Wege! Ich fühle meine Untüchtigkeit und Unwürdigkeit zu einem solchen Werke. Doch des Herrn Wille geschehe!“ Einige Tage später schreibt er wieder: „30. Okt. 1849. Es scheint mir, als sehe ich immer mehr Licht. — Der Herr wird Thüren und Wege öffnen.“

Herr, öffne mir die Wege! Jacoby war ohne vor-gefaßten Plan nach Deutschland gekommen; er wollte sich in allem von Gott leiten lassen. Wenn nun die Landes-geetze ihm keine freiere Wirksamkeit gestatteten, wenn überhaupt ein Wirken nur möglich war in Verbindung mit den betreffenden Staatskirchen, war es da nicht ganz natürlich zu denken, daß der Methodismus vielleicht die Aufgabe habe, für die deutschen Staatskirchen das zu werden, was er für die englische geworden ist? Könnte er nicht der Sauerteig sein, der die ganze deutsche Christenheit bewegt und belebt? Jacoby trug sich in den ersten Jahren seiner Wirksamkeit eine zeitlang mit dem Gedanken, „ob es nicht geratener wäre, das Werk als ‚Gesellschaft‘ zu treiben, anstatt als ‚Kirche‘“. Am 28. Juli 1850, also etwa dreiviertel Jahr nach seiner Ankunft in Deutschland, schrieb er an seinen Schwager Ruelsen in Amerika, „unser

ganzes Verlangen geht dahin, das Reich Gottes aufbauen zu helfen." In welcher Weise dies geschehen konnte, das mußte sich zeigen.

Als im Jahre 1852 der „Kirchentag“ seine Zusammenkunft in Bremen hielt, wohnte Jacoby demselben auch bei. Trotz des Widerspruchs einzelner Mitglieder desselben wurde er, auf den Vorschlag eines Bremer Pastors, als Vertreter der methodistischen Traktatgesellschaft zu den Sitzungen der Vertreter der deutschen Traktatlitteratur zugelassen und kam in Berührung mit einigen Gottesmännern aus der Staatskirche, die ihn in seiner Arbeit ermutigten. Auch kauften sie von den von ihm herausgegebenen Büchern und Traktaten. „In dieser Zeit,“ schrieb er an Dr. D. nach Amerika, „erwog ich ernstlich, was unsere Aufgabe in Deutschland sein muß, und wenn ich dann an die Erfolge in England dachte, wurde ich in meiner Meinung nur gestärkt. Eine Reformation und eine Belebung der deutschen Kirche muß von innen herauskommen, und deshalb muß der Methodismus versuchen, die Kirche zu durchsäuern, durch die Predigt; er muß seine Litteratur unter das Volk bringen, Klassen einrichten, wo immer möglich, und so viele Prediger und fromme Laien, als er kann, für diese große Sache interessieren.“

So kam es, daß Jacoby mit allem Ernst und in aller Aufrichtigkeit mit seinen „Klassen“, als Kirchlein in der Kirche seine Arbeit thun wollte. So kam es, daß z. B. in Württemberg 13 Jahre lang keine besondere Abendmahlsfeier unter den Methodisten stattfand und keine Taufhandlung vollzogen wurde. Man versuchte aufrichtig mit den bereits bestehenden Kirchen Hand in Hand zu

gehen. So konnte es auch nur kommen, daß einer der Mitarbeiter Jacobys (Nuelsen) in Ludwigsburg die Erklärung abgab, „niemand zu veranlassen, aus der Staatskirche auszutreten und keine kirchenbildende Thätigkeit zu entfalten,“ freilich mit dem Zusatz: „Wenn die Geistlichen der Kirche nicht selbst durch etwaiges unevangelische Verfahren dies veranlassen würden.“

Bischof Janes, der die Gemeinden im Jahre 1860 besucht hatte und die Verhältnisse kennen lernte, schrieb etwas später an Jacoby: „Es ist unmöglich für uns zu sagen, was wir in der Zukunft thun werden. Wir gedenken unsere Mission in Deutschland auszuführen und werden uns in die Verhältnisse finden, wie sie an uns herantreten mögen. Die Vorsehung bahnt uns stets in der Weise den Weg, daß wir ihr auf demselben folgen können.“ Damit stimmte Jacoby, die Stellung betreffend, die der Methodismus anderen Kirchen gegenüber einnehmen sollte, völlig überein. Er ließ daher der Muttergemeinde in Bremen ruhig ihre freie Stellung, die ihr von Anfang an eingeräumt ward und suchte sich mit seinen Gehilfen im Werke in den anderen Ländern in die Verhältnisse zu finden.

Was that nun aber die Staatskirche den Methodisten gegenüber? Mit wenigen Ausnahmen suchten die Vertreter derselben den Methodismus mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu unterdrücken. Man lud ihre Prediger vor die Pfarrämter, Schultheißen und Oberämter, man verfolgte sie mit den Gendarmen, quälte sie mit der Polizei, stellte sie von staatskirchlicher Seite unter die strengste Vormundschaft, und verleidete ihnen das Leben

innerhalb der „Kirche“. Während die Geistlichen in Heilbronn 1851 gegen Prediger Rippert ziemlich tolerant waren, so wurde derselbe in Grandschen bei Weinsberg von Polizeidienern mitten in der Predigt aus dem Schulhaus gejagt, in Weinsberg wurde Prediger L. Wallon im Jahre 1852 zweimal deshalb ins Gefängnis gesteckt und mußte das Land verlassen, aus Eichenau mußte Rippert flüchten u. s. w. Ähnlich wie in Württemberg ging es in Oldenburg, Hannover, Sachsen, Braunschweig, aus welch letzterem Lande eine ganze Anzahl Familien sich zur Auswanderung nach Amerika entschlossen, weil man denselben die Existenz daheim unmöglich machte. Wie viel unsere ersten Prediger und Mitglieder zu leiden hatten durch von der Kanzel aus aufgeregte und aufgestachelte Buben, durch fanatisierte Familienglieder, wollen wir hier nicht weiter ausführen.

Selbst gläubige Männer, wie Herr Dekan Christlieb in Ludwigsburg, so freundlich er sich sonst zu ihnen stellte, gaben sich dazu her, die Methodisten in ihrer Arbeit zu hemmen. Die Geschichte unserer Ludwigsburger Mission sagt uns folgendes: Im Jahre 1857 wurde G. Häußer durch den Einfluß eines Freundes aus Heilbronn zu Gott bekehrt. Von da an kam er regelmäßig mit dreien seiner Freunde am Sonntag zusammen, um sich gemeinschaftlich zu erbauen. Häußer wurde, da sich immer mehr Personen um ihn versammelten, von denselben aufgefordert, Gottes Wort zu ihnen zu reden, was er mit Furcht und Bittern versuchte. Gott bekannte sich zu seiner schwachen Arbeit und von Woche zu Woche wurden einzelne erweckt und fanden Gottes Frieden. Prediger Wallon kam von Heilbronn alle 14 Tage und predigte dem kleinen Häuflein. 1858

wurde Prediger H. Muelken nach Ludwigsburg versetzt. Noch ehe er kam, wurde G. Haußer vor den Pfarrgemeinderat citiert und nach langem Hin- und Herreden demselben gestattet, Versammlungen zu halten, aber nur unter folgenden Bedingungen:

„1. Er darf in denselben keine fremden Redner auftreten lassen.

2. Er soll einen alten erfahrenen Christen an die Seite sich bekommen.

3. Hat er in den Nachtversammlungen die jungen Mädchen nicht zuzulassen.

Das Verbot wurde später wiederholt in folgender Form:

„1. Daß Haußer seine Vorträge fortan, besonders die Nachtversammlungen vor getrennten Geschlechtern halte, so daß diese abwechselnd das eine Mal von Männern und Jünglingen, das andere Mal von Frauen und Jungfrauen besucht werden. Dasselbe soll in bezug auf die Vorträge des Herrn Muelken, sowie auf die Kläßversammlungen gelten.

2. Daß das Erschallen von Stöhnen und Seufzen bei den Gebeten, verbunden mit Andrängen auf Buße und Bekehrung, nicht mehr bei den Leuten vorkommen dürfe.

3. Daß er bei Personen weiblichen Geschlechts, wenn Muelken nicht anwesend ist, einen alten, erfahrenen Christen, dem man Vertrauen schenken kann, an der Seite habe.

4. Daß Haußer keine anderen Redner in seiner Versammlung auftreten lassen darf, ohne daß der Pfarrgemeinderat dazu die Erlaubnis gegeben hätte.

Die Mitglieder der „Methodistengemeinschaft“, wie man sie damals hieß, reichten einen Protest ein gegen diese

Beschränkungen, baten um Aufhebung derselben und erwähnten in der Eingabe, daß sie ganz kirchlich gesinnt seien und in keiner Weise die Absicht hätten, aus der Kirche auszutreten. Auf diese Eingabe erwiderte der Pfarrgemeinderat u. a., daß dem Herrn Hauser und Ruelsen die Erlaubnis, Versammlungen zu halten, nicht entzogen werde, so lange sie sich den Verordnungen der evangelischen Landeskirche fügen. Der Protest half also nichts. Solche Beschränkungen nehmen sich in unserer Zeit wirklich sonderbar aus. Trotzdem ersehen wir aus allem, daß es den Methodisten jener Zeit nicht um einen Bruch mit der sogen. Landeskirche zu thun war.

Auf die Zustände jener Zeit werfen nachstehende Aktenstücke weiteres Licht. Ruelsen wird unter anderem zu folgender Erklärung veranlaßt:

Erklärung.

Auf Verlangen des Königl. Dekanats Ludwigsburg giebt der Unterzeichnete über die im jüngsten Synodalausschreiben besprochenen Kläßversammlungen und Liebesmahle folgende Erklärung ab:

Ich erkläre mit Vergnügen in meinem und meiner Mitarbeiter Namen, daß wir in Beziehung auf die Kläßversammlungen bis jetzt ganz im Sinne des Generalrescripts von 1743 gehandelt haben. Wir haben noch keine und wollen auch in Zukunft keine solche Versammlung halten, in welcher „einer den anderen veranlasse, seinen sogenannten inneren Seelenzustand und geheime Umstände in der Versammlung zu erzählen und sich da einem von der Gesellschaft errichteten Gewissensrat, Klassifikation, und Vorschrift zu unterwerfen“, da wir in dieser Beziehung

ganz und gar dem Generalrescript beipflichten, daß „solcherlei Stücke entweder vor das Predigtamt oder in eine geheime christliche Vertraulichkeit zwischen ganz Wenigen gehören, nicht in eine Versammlung unterschiedlicher Personen, die es auf mancherlei Weise ansehen und deuten könnten“. In den Versammlungen, welche wir halten, soll nichts vorkommen, als was das besagte Generalrescript als „nicht benommen“ bezeichnet und darin besteht, daß man „denjenigen Segen Gottes auch in den Versammlungen anzeigt und preist, womit er einen oder den andern in besonderen Verfaßenheiten begnadigt und auf sich in allerhand Fällen der Fürbitte seiner Mitchristen bei Gott anempfiehlt.“

Was die Liebesmahle anbetrifft, möchte ich bemerken, daß auch Wesley, der Stifter unserer Gesellschaft, die Sache ganz und gar so ansah, wie das Generalrescript von 1743, daß nämlich die Liebesmahle, wie sie im Anfang der christlichen Kirche üblich waren, mancherlei Mißbrauch unterworfen seien. Daher werden Liebesmahle, „wie sie im Anfange der christlichen Kirche üblich waren,“ bei uns nicht gehalten, sondern nur Liebesfeste, in welchen ein wenig Brod und Wasser herumgereicht wird, wobei die geistliche Erbauung der Zweck der Versammlung ist. Diese Liebesfeste finden auch gewöhnlich am Tage und nicht des Abends statt. Wir können deshalb auch in diesem Stück mit gutem Gewissen erklären, daß wir dem wohlgemeinten Generalrescript nicht zuwider handeln werden.

Ludwigsburg. Juni 1860.

H. Nuelßen.

In einem ferneren Erlaß des Königl. Konsistoriums wurde „den Leitern der methodistischen Versammlungen“

eröffnet: „Sofern unwidersprochen bezeugt ist, daß die methodistischen Kinderstunden sich an die einfache, evangelische Heilslehre halten, und darin der Jugend nichts Ungehöriges, zumal nichts, was die Andacht und das Bußgefühl zu überspannen geeignet wäre, beigebracht worden ist, daß ferner die Klassen sich in den Grenzen des in den Stunden landeskirchlicher, sogenannter Pietistengemeinschaften, Gebräuchliche bewegen, ohne die einzelnen Mitglieder zu Mitteilungen über ihren Seelenzustand zu drängen: will die Oberkirchenbehörde die fernere Beteiligung evangelischer Kirchengenossen und ihrer Kinder an jenen von Beauftragten ausländischer Methodistengesellschaft geleiteten Andachten in der Voraussetzung gewähren, daß den Gesprächsversammlungen alles Inquisitorische, und was eigentlich nur in die Seelsorge unter 4 Augen gehört, ferne bleibe, sowie daß den methodistischen Andachtsstunden die Geistlichen von Zeit zu Zeit anwohnen. Den methodistischen Leitern ist übrigens zu bemerken, daß ihr Hervortreten mit der Klasseinrichtung bereits weitergehe, als von ihnen früher zugestanden und von ihnen versprochen worden sei. Zugleich ist ihnen, namentlich den auswärtigen, Namens der Oberkirchenbehörde zu erklären, daß ihre missionierende Thätigkeit innerhalb der evangelischen Landeskirche nur unter der Bedingung fortbauern könne, daß sie sich den Ordnungen dieser Kirche unterwerfen und sich keine Abweichungen von dem evangelischen Lehrbegriff, wie er vorzüglich in der Augsburgerischen Konfession enthalten ist, geschweige Angriffe auf dieselbe erlauben.

H. Ruelsen und C. Gebhardt bescheinigten die Eröffnung dieses Erlasses unterm 22. März 1762 mit der

Bemerkung, daß sie nach 1. Petr. 2, 13 und Apg. 5, 29 jeder menschlichen Ordnung stets soweit sich unterthan beweisen, als dieselbe nicht gegen Gottes Wort und ihr Gewissen geht. Auch verwahrten sie sich entschieden dagegen, daß von den Leitern ihrer Gesellschaft in bezug auf die Klaseinrichtung irgend welche Versprechungen gemacht worden seien, darinnen sie weiter gegangen sein sollten, als ihnen zugestanden worden sei.

War es aber nach solchen Rescripten und Vorschrifteteilen überhaupt noch möglich, den Methodismus in die Staatskirche hineinzubringen wie es Jacoby thun wollte? Keineswegs. Das hatte Jacoby nicht erwartet. Dazu kamen drauf und drauf Fälle vor, wo die Versammlungen einfach verboten und die Mitglieder, in deren Häusern man sie gehalten hatte, gestraft wurden. Eines dieser Aktenstücke wollen wir hier auch beifügen.

Auszug

aus dem Kirchen-Konvents-Protokoll von Mühlhausen
d. d. 18. Febr. 1862, mittags 12 Uhr.

„Da am 14. Februar d. J. abends, bei Licht, im Hause des Jakob Kientisch unter der Leitung des Methodistenmissionars Diem wieder eine Erbauungsstunde gehalten worden ist, so wird Kientisch vorgeladen und erklärt, daß er nicht absteigen wolle von diesen methodistischen Stunden und bei seiner Erklärung vom 29. November v. Jahres beharre.

gez. Kientisch.

„Hierauf findet die Strafandrohung von 3 Gulden, welche für diesen Fall in der Kirchenkonventsitzung vom 29. Nov. v. J. dem Jakob Kientisch gemacht worden ist,

ihre Anwendung, und der K. K. beschließt daher, den J. Kientsch in eine Strafe von 3 Gulden wegen seines beharrlichen Ungehorsams zu verfallen und eröffnet ihm, daß er zweimal 24 Stunden Refursfrist habe zur Anmeldung des Refurses, wenn er sich etwa gegen diese Strafanzetzung beschweren wolle.“

gez. Kientsch.

„Kientsch meldet den Refurs sogleich an, daher er der Vorschrift gemäß weiter belehrt wird, daß er solchen binnen der unerstrecklichen Frist von 8 Tagen bei K. gem. Oberamt Baihingen mündlich oder schriftlich ausführen könne, daß jedoch die Versäumnis dieser Frist den Verlust des Refursrechtes zur Folge habe.“

gez. Kientsch.

Zur Beurkundung:

Kirchenkönvent.

Pf. Zeller.

Kopp.

J. Müller.

Blaich.

Noch ein ähnlicher Fall. In Nufringen bei Herrenberg hielt Prediger Zipperer bei einem Freunde der Methodistin, der ihn eingeladen hatte, im November des Jahres 1867 eine gottesdienstliche Versammlung. Während des Gebetes stürmt der Ortspfarrer Scholl zur Thüre herein und schrie: „Im Namen des Kirchenkonvents ist diese Versammlung aufgelöst!“ Nach weiteren unchristlichen Aeußerungen des Herr Pfarrers wurde dann die Versammlung geschlossen. Bald nachher wurde Zipperer auf Antrag des Pfarrers Scholl vor das Gemeindeamt in Nufringen gefordert und auf den Antrag des genannten Pfarrers zu 4 Gulden 30 Kreuzer Strafe verurtheilt.

Gegen dieses Urteil rekurrierte Zipperer beim Oberamt. Dieses sprach sich dahin aus, daß zwar nach einem Ge-
setze vom 2. April 1848 öffentliche Versammlungen zur
Besprechung irgend welcher Angelegenheiten keinem An-
stande unterliegen, wofern solche einfach zuvor dem Orts-
vorstande angezeigt werden, daß sich aber nach einem Er-
laß des Königl. Ministeriums des Innern und des Kir-
chen- und Schulwesens jenes Recht nicht auf Zusammen-
künfte zu gemeinsamer Erbauung zur Religionsübung
erstrecke, sowie daß ein am 5. Mai 1851 aufs neue bestä-
tigter Konsistorialerlaß erkläre, „daß, so oft es sich um
Abhaltung religiöser Versammlungen und religiöser Vorträge
durch Auswärtige handle, was ohne spezielle Erlaubnis
des Kirchenkonvents nicht statthast sei, im Geiste der kirch-
lichen Verordnung vom 10. Oktober 1743 mit der daselbst
vorgeschriebenen Umsicht, d. h. mit Geldstrafen, Pfändung,
Gefängnis, Ausweisung u. s. w. zu verfahren sei. Das
Straferkenntnis des Kirchenkonvents vom 5. Dez. wurde
dann dahin abgeändert, daß der Methodist Zipperer wegen
einfachen Ungehorsams mit der Strafe von einem Gul-
den zu belegen sei u. s. w. Zipperer weigerte sich jedoch,
dies Geld freiwillig zu bezahlen, worauf das Schultheißen-
amt ihm pfändete und zwar nahm es ihm sechs neue
Testamente ab, (auch ein Pfandobjekt! Und was war
die Veranlassung?) die dann wieder einer der Methodisten
vom Schultheißenamt kaufte. Von dem Erlös, 1 Gulden
6 Kreuzer, fielen 1 Gulden dem Nufringer Kirchenkonvent
zu, und die 6 Kreuzer erhielt der Amtsdiener.

Das sind nur einzelne Beispiele von vielen. Es
blieb daher den Methodisten Württembergs kein anderer

Ausweg übrig, als nach vielen Hin- und Herichreibereien und Quälereien es aufzugeben, mit der Staatskirche Hand in Hand zu gehen. In Heilbronn drangen schon im Jahre 1864 die Mitglieder entschieden auf Spendung des heiligen Abendmahles innerhalb christlichen Kreises und erklärten, daß sie des Scheltens in der Kirche müde, es sich da geben lassen würden, wo man es ihnen reichen werde. Baptisten und andere breiteten ihre Arme weit gegen sie aus. Auch gehörten manche ihrer Mitglieder gar nicht zur lutherischen Kirche Württembergs, sondern waren von den Katholiken und Reformierten zu ihnen gekommen. So entschlossen sich denn die Mitglieder in Heilbronn das heilige Abendmahl aus der Hand des Predigers E. Riemen-schneider zu empfangen. Die Kirchenbehörde hielt sich aber an den damals in Heilbronn stationierten Prediger E. Gebhardt, welcher ein Württemberger und noch ein Glied der Landeskirche war. Das Resultat der Verhandlungen war, daß Gebhardt am Schluß des Jahres 1864 als Vorsteher der Gemeinschaft faktisch von der Landeskirche ausgeschieden wurde. So übte unbegreiflicher Weise die Staatskirche nach einer Seite hin Disziplin, wo sie es weislicher unterlassen hätte. Kein Wunder, daß manche Pfarrer von den durch sie vorgeladenen Methodisten gefragt wurden, weshalb man jetzt, da sie Gott dienen wollen, mit einem Male so besorgt um sie werde, während man sie früher Jahre lang auf dem breiten Weg unbekümmert dem Verderben entgegen gehen ließ. Es handelte sich übrigens nicht nur um die Feier des heiligen Abendmahles, sondern an vielen Orten um die Existenz des Werkes überhaupt.

Endlich, im Jahre 1870, nach langem Harren und nach vielen Placereien, Quälereien und Verfolgungen nahmen die Kammern Württembergs ein Dissidentengesetz an, wodurch Religionsfreiheit gesichert war. Es lautet wie folgt:

„Die Bildung religiöser Vereine außerhalb der vom Staate als öffentliche Körperschaften anerkannte Kirchen ist von einer vorgänglichen staatlichen Genehmigung unabhängig. Es steht diesen Vereinen das Recht der freien gemeinsamen Religionsübung im häuslichen und öffentlichen Gottesdienst, sowie der selbständigen Ordnung und Verwaltung ihrer Angelegenheiten zu. Dieselben dürfen jedoch nach ihrem Bekenntnis, ihrer Verfassung und ihrer Wirksamkeit mit den Geboten der Sittlichkeit und mit der öffentlichen Rechtsordnung nicht in Widerspruch treten. Alle, mit gegenwärtigem Gesetz nicht im Einklang stehenden, seither geltenden Vorschriften sind aufgehoben.“

Der „Evangelist“ machte hiezu die kurze aber viel-sagende Bemerkung: „Von nun an werden weder Pfarrer noch Amt länger Macht haben, die Methodistenprediger zu hindern, Versammlungen zu halten. Dem Herrn allein die Ehre!“

Die aufrichtige Gesinnung, die sich in dem in diesem Kapitel geschilderten Vorgehen Jacobys zeigt, mit der Staatskirche, wenn immer möglich Hand in Hand zu gehen, macht Jacoby alle Ehre. Und wenn auch nun außerhalb der Staatskirche, so blieb das Verhältnis Jacobys und seiner Mitarbeiter anderen lebendigen Christen gegenüber doch ein brüderliches. Jacoby hatte viele Freunde innerhalb der Staatskirche, denen er stets zugethan blieb.

Einmal schrieb er sogar: „Sie sind doch unsere Brüder in Christo, wenngleich sie uns verfolgen.“ Wie vertraut Jacoby z. B. mit Vater Gößner in Berlin war, zeigt nachstehender Brief, der uns im Original vorliegt. Gößner schreibt:

Mein lieber Bruder Jacoby!

Bischöflicher Methodistenmissionar.

So reisen Sie denn über Land und See, aber nur in des Heilandes Näh'! Der Segen und Geist des Herrn begleite Sie und kröne Ihre Arbeit mit Heil und Friede! Bitte beifolgenden (unleerlich) Hausfreund an Leopold Mohn in Newdurham, Hudson Ch., N. J., nahe bei New York, gütigst zu befördern, oder womöglich selbst zu überbringen, wo nicht, doch den I. Mohn zu zitieren, daß er selbst komme und ihn bei Ihnen abhole; es wäre mir sehr lieb, wenn er mit Ihnen selbst redete und unterhandelte resp. dem Verlag.

Ich sollte nicht schreiben — mein Auge ist mit Schwefelsäure vom Doktor gebrannt, das hat als eine Folge, Geschwulst und Eiter. Der Mordbrenner aber verspricht, es werde gut gehen.

Gott gebe es, der noch ein besseres Licht und Auge geben kann und will, als diese kranken Augen, die doch nichts taugen, zum Gott und Wahrheit schauen.

Möchte wohl mit Ihnen; doch lieber in den Himmel, als nach Amerika; will aber indes, bis diese Reise kommt, bei Jesu bleiben und für die Reisenden und Stillsitzenden beten, daß sie der Herr behüte und daß sie Ihn nicht verlieren, draußen und daheim. Er in uns und wir in Ihm,

wie die Reben am Weinstock. Joh. 15. Dabei bleibe es in Europa und Amerika und wo Christen wohnen.

Wenn Sie mir doch noch einige tausend „Tracts“ hätten zukommen lassen, aber nicht immer dieselben, neues oder altes, was ich nicht habe. Mir bleiben immer Bilder und Kindertraktate liegen. — Die Leute möchten sie sonst gern haben, aber es ist ihnen zu weit zu mir heraus.

Nun, glückliche Reise! Kommen Sie bald wieder — in Amerika sind Leute genug. Der Herr Jesus mit Ihnen und den Ihrigen allen und allenthalben. Wer Ihn hat, hat alles. Man hat Ihn, wo man Ihn nur nimmt. — Wenn der Abgrund sich vor Ihnen aufthut, so denken Sie: Noch tiefer und höher ist der Abgrund Seiner Liebe. „Ich will, anstatt an mich zu denken, ins Meer der Liebe mich versenken.“

Nun genug. Jesus lebt, mit Ihm auch ich.

Mit herzlicher Liebe

Ihr alter Gönner.



Dreizehntes Kapitel.

Rückkehr nach Amerika, seine
Wirksamkeit daselbst und sein Heimgang.

Als Jacoby den Ruf erhielt, aus seiner neuen Heimat, Amerika, in der er das größte Glück gefunden hatte, wieder in die alte zurückzukehren, um dort des Herrn Werk zu treiben und Deutschland den Methodismus zu bringen, nahm er diesen Ruf als von Gott kommend an und wußte, was seine Aufgabe war. Doch trug er sich schon von Anfang an mit dem Gedanken, wenn seine Arbeit gethan sei, wieder nach Amerika zurückzukehren, um dort seinen Lebensabend zu beschließen.

Es kann uns daher durchaus nicht wundern, wenn hie und da bei ihm schon vor der Zeit Rückkehrgedanken auftauchten. Schon im Jahre 1853 schrieb er in einem Briefe an Dr. Durbin: „Wir alle“ — die von Amerika nach Deutschland gesandten Missionare — „haben von Zeit zu Zeit etwas Heimweh. Aber wir haben hier zu bleiben und dem Volke zu verkündigen, daß wahre Religion es allein frei macht. Wir haben hier unsere Aufgabe und sollte ein Gericht über Deutschland kommen, wie über Jerusalem, so haben wir unsere Pflicht gethan und manche teure Seele zum Herrn geführt.“

Zehn Jahre später scheint die Rückkehr ernstlich an Jacoby herangetreten zu sein. Er schrieb damals kurz

vor der Sitzung der Jährlichen Konferenz: „Wir leben hier in der größten Spannung. Die Brüder wünschen nicht, daß ich Deutschland verlasse. Ich verhalte mich ganz passiv.“ — „Meine ganze Zukunft kann mich auch nicht im geringsten beunruhigen, sondern ich liege ganz im Willen des Herrn. Zeigt Er mir, daß es durchaus Sein Wille sei, daß ich in Deutschland bleiben soll, so werde ich gehorchen; indessen ist es Sein Wille, daß ich zurückkehre, so werde ich mich herzlich freuen.“

Aber es war noch zu früh. Der Bischof war nicht damit einverstanden, und Jacoby blieb. Noch gab es Arbeit für ihn. Das Werk sollte noch kräftiger werden und die jüngeren Arbeiter erst heranreifen, um die später entstehenden Lücken auch wirklich ausfüllen zu können.

So kam das Jahr 1871. Wiederholt hatte Jacoby in den Jahren vorher sich dahin geäußert, daß die Lasten zu schwer für ihn seien, und die Verantwortung für das kräftig gewordene Werk eine zu große sei. Die Zeit schien jetzt gekommen, seine Arbeit anderen Händen anzuvertrauen. „Mama und ich,“ schrieb er, „sind jetzt fort auf mit Amerika beschäftigt. Wir sind fest entschlossen, so Gott will, sobald ich abkommen kann, spätestens nach der Konferenz, nach Amerika zurückzukehren. Ich bin ebenso überzeugt, daß es jetzt Zeit hiezu ist, als ich es war nach Deutschland zu kommen.“ Und so geschah es auch.

Jacoby hat jedoch bis in die letzte Zeit seines Aufenthaltes in Deutschland streng gearbeitet. Im Jahre 1869 war er neben seinen sonstigen Arbeiten auch als Vorstehender Ältester thätig und bereifte den Oldenburger Distrikt. So führte ihn auch sein Beruf nach Neuschoo,

Ostfriesland. Seine Erlebnisse auf dieser Reise soll er selbst erzählen: „Gestern, 16. November 1869, kam ich spät von Neuschoo zurück. Das war am Samstag, eine Reise, an welche ich mein Leben lang denken werde! Morgens 7 Uhr fuhr ich von Bremen bis Sande mit der Eisenbahn, wo ich um 10 Uhr ankam. Dann ging's mit einer schlechten Post bis 3 $\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags nach Sandhorst bei Aurich. Dort ist Klüsner mit zwei Pferden. Da die Wege so schlecht waren, konnte kein Wagen durchkommen. In Sturm und Regen ging es im gestreckten Trab fort auf dem Schimmel, der furchtbar stößt; da reißt der Steigbügel und ich liege im Dr . . . Jetzt nehme ich den Schwarzen, der furchtbar stolpert und doch, es geht im Trab weiter, obgleich es sehr finster ist. Das arme Tier stolpert abermals, stürzt und ich liege zum zweiten Male am Boden. Doch, was hilft's? Ich besteige den Schwarzen wieder und reite nun langsamen Schrittes in Wind und Wetter und Hagel, bis wir endlich ganz durchnäßt die Predigerwohnung erreichen. Ich war einige Tage steif, doch geht's jetzt wieder. Das Werk hat seinen gesegneten Fortgang.“

Im letzten Jahre, 1871, bediente Jacoby sogar noch den Berliner Distrikt als Vorstehender Ältester und kam bis nach Sachsen. Dasselbst hatte er mit Hilfe eines Anwalts ein Statut verfaßt und bei der Königl. Regierung eingereicht, durch welches unsere Gemeinden im Königreich Sachsen, wenn auch unter großen Einschränkungen, endlich die Erlaubnis erhielten, sich im Namen Gottes versammeln zu dürfen. Nachdem das Statut genehmigt war, versetzte er mitten im Konferenzjahre den Prediger H. Mann

dahin und zwar nach Zwickau. Dies war die letzte Versetzung, die er in Deutschland vollzog.

So kam die Konferenz heran, welche in diesem Jahre in Frankfurt a. M., am 22. Juni, im Missionsanstaltsgebäude abgehalten wurde. 36 Mitglieder waren anwesend, und L. S. Jacoby wurde, weil kein Bischof gekommen war, zum Präsidenten erwählt. Die Konferenz nahm, wenn auch für Jacoby in mancher Beziehung wehmütigen, doch einen gesegneten Verlauf. Br. Jacoby hielt am Sonntag Vormittag im Predigtsaal der Frankfurter Gemeinde die Konferenzpredigt, worauf sämtliche Prediger nebst einer Anzahl Gemeindeglieder das heilige Abendmahl feierten. Nachdem er dann am darauf folgenden Dienstag noch zum Delegaten an die im Jahre 1872 stattfindende Generalkonferenz gewählt worden war, faßte die Konferenz einstimmig folgende Beschlüsse, welche durch Erheben von den Sitzen angenommen wurden:

1. Daß wir unserem hochgeschätzten und teuren Bruder L. S. Jacoby, als dem Gründer unseres deutschen und schweizerischen Werkes, bei seiner Trennung von uns, unsern tiefgefühlten Dank aussprechen und Gott bitten wollen, ihm und seiner lieben Familie Seinen reichsten Segen zu spenden nach Leib und Seele.

2. Daß wir nicht umhin können, bei dieser Gelegenheit das Bedauern auszusprechen, Br. Jacobys weisen Rat in Zukunft entbehren zu müssen.

3. Daß wir es sehr gerne gesehen hätten, wenn Br. Jacoby seinen Feierabend in unserer Mitte verlebt hätte.

4. Daß wir hiemit als seine Schüler und Kinder, unseren geliebten Vater und Bruder nicht ziehen lassen

können, ohne ihm die Versicherung mitzugeben, daß sein Andenken bei uns im Segen fortleben wird.

5. Daß wir ihm Gottes reichsten Segen für seine Reise und für seinen Aufenthalt in Amerika wünschen.

Am Schlusse der Konferenzsitzung las Jacoby noch das für diese Gelegenheit äußerst passende 20. Kapitel der Apostelgeschichte, nahm mit wenigen aber innigen, herzlichen Worten Abschied von der Konferenz und schloß dann die Sitzung mit inbrünstigem Gebete, dem Verlesen der Beststellungsliste und dem apostolischen Segensspruch.

Die kurze Zeit seines Aufenthaltes in Deutschland nach der Konferenzsitzung sollte er der Erholung und der Kräftigung seiner Gesundheit widmen. Die Predigersfrauen hatten ihm nämlich eine schöne Gabe überreicht, mit der Bitte, doch vor seiner Abreise noch eine Badekur zu machen, oder sich an einem Erholungsorte auszuruhen. Dieser Bitte entsprach er dann auch und ging auf einige Wochen nach Bad Rissingen. Mama Jacoby hingegen wurde veranlaßt, von Bremen aus eine Reise in die Schweiz zu machen, um sich dort zu erholen. War sie doch so selten aus ihrem Bremen herausgekommen. Doch immer näher rückte die Stunde des Scheidens heran.

Donnerstag, den 19. Oktober 1871 war noch in der Kapelle in der Georgstraße in Bremen ein denkwürdiger Gottesdienst. Die Bremer Gemeinde hatte sich versammelt, um noch einmal mit Br. Jacoby, ihrem Gründer und ihrem ersten Prediger, ihrem langjährigen Berater und Freund, und mit den Seinen, das Mahl des Herrn zu genießen und dann von ihm Abschied zu nehmen. Es war für die Gemeinde ein schmerzlicher Abend, doch —

Christen sind nicht wie die, die keine Hoffnung haben. Endlich kam auch der Tag der Abreise.

Am 21. Oktober schiffte sich Jacoby mit seiner Familie auf dem Dampfer „Main“ in Bremerhaven ein. Prediger Spille hatte das Vorrecht, dem geehrten Vater und Bruder die letzten kleinen Liebesdienste zu erweisen. Einige Bremer Freunde hatten ihn bis dahin begleitet. Im „Evangelist“ erschien dann auch eine kurze Notiz, in welcher Jacoby mit seiner lieben Frau allen Geschwistern im Herrn ein herzliches Lebemohl sagte und ihnen mittheilte, daß er direkt nach St. Louis gehe — woselbst er im Jahre 1841 die erste Gemeinde gegründet hatte — um der Gemeinde in der achten Straße dort zu dienen. Seine letzten Worte in diesem Abschiedsgruß lauten: „Wir hoffen auf Gottes Segen, und Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden.“

Mit diesen Worten als Wahlspruch fing Jacoby 22 Jahre früher seine Arbeit in Deutschland an; sie sollten auch seine Abschiedsworte sein. Sie werden daran festhalten, die Methodisten Deutschlands und der Schweiz, und sie immer wieder, zur Ermutigung in ihrer Arbeit, in ihren Landen lebendiges Christentum zu befördern, einander zurufen: Ja „Hoffnung aber läßt nicht zu Schanden werden“! Röm. 5, 5.

*

*

*

Obgleich mit der Rückkehr Jacobys nach Amerika seine Arbeit auf Erden eigentlich gethan war, wollte er doch nicht unthätig sein und versuchte nun auch in Amerika sich noch nützlich zu machen. Er schloß sich der Südwestlich deutschen Konferenz dort an.

In New-York wurde er von deutschen und von englisch redenden Methodisten herzlich bewillkommt. Gleich am ersten Sonntag predigte er in deutschen Kirchen und hielt in einer englischen Sonntagschulmissionsversammlung eine Ansprache. Mit kurzem Aufenthalt unterwegs, in Cincinnati, ging es direkt weiter nach St. Louis. Samstag, den 25. November, kam er daselbst an, von drei Brüdern am Bahnhof herzlich empfangen. Am darauffolgenden Sonntag, den 26. November, bereitete die Muttergemeinde der Bischöfl. Methodistenkirche in St. Louis Jacoby, als ihrem Gründer, einen feierlichen Empfang.

Als er in die Kirche eintrat, fand er sie angefüllt mit Zuhörern. „Im Altare,“ so berichtet er selbst, „saßen meine alten Brüder H. Köneke und Ph. Kuhl, und vorn auf der Bank der alte Vater Klotz, eines meiner ersten Glieder und seit Jahren Verwalter. Meine Gefühle überwältigten mich; vergangene Tage standen wieder lebendig vor meinen Augen. Doch gab der Herr Gnade zum Predigen.“ Eine reich gedeckte Tafel vereinigte dann noch die älteren Prediger und Mitglieder mit der Jacobyschen Familie.

Schon am Montag darauf fing er seine Arbeit als Prediger in seiner neuen Gemeinde, der Soulardgemeinde, wieder an. Wie mutig er in dieselbe, trotz seines Alters, eingriff, beweist folgender Auszug aus einem Briefe von ihm: „Ich will nur bemerken, daß ich hier eine neue Mission anzufangen gedenke. Wenn die Bischöfe damit übereinstimmen, dann gehe ich nach dem Osten, um Geld zu kollektieren zum Bau einer Kirche, denn das ist hier zum Anfang durchaus notwendig. Du siehst, daß ich noch im-

mer nicht ruhen kann. Es wäre mir lieber, ich könnte ruhig sitzen, doch der Geist Gottes treibt mich zu Seinem Werke, und ich kann nicht widerstehen. St. Louis ist sehr vernachlässigt. Ueber 100,000 Deutsche und nur drei Kirchen (Methodisten) mit ungefähr 550 Gliedern! Wir wollen, so Gott will, thun, was wir können. Ich bin jetzt hier, wo ich zuerst angefangen habe, und ich will nun weiter thun, was in meinen Kräften steht. Das Predigen macht mir Freude. Gestern war es ein Jahr, seit wir von Deutschland abgereist sind. — Gott helfe uns auch ferner.“ Zwei Jahre lang bediente Jacoby seine Gemeinde mit gewohntem Fleiße. Da, im Jahre 1873, ernannte ihn der Bischof abermals zum Vorstehenden Ältesten des St. Louis Distrikt. Jacoby sträubte sich keinen Augenblick, auch diese Arbeit noch zu thun. Aber auch litterarisch wollte er noch thätig sein und gab eine kleine Missionszeitschrift, „der Missionsbote“, heraus. Die Veranlassung hiezu war: „In St. Louis fand ich aus, daß unsere Mitglieder in Amerika zu wenig mit dem großen Missionswerke der Methodisten bekannt sind.“ Das Blatt erschien am Ende jedes Monats zu dem billigen Preise von 30 Cents pro Jahr, um so den Predigern und Leitern der Missionsgebetstunde, die regelmäßig in der ersten Woche des Monats gehalten wird, eine Hilfe zu sein.

Doch — Jacobys Kraft war gebrochen. Seine Arbeit auf Erden war gethan.

In der Mitte des Jahres 1873 erkrankte er an einem Blasenleiden, das nach und nach immer schlimmer wurde und zuletzt sich als unheilbar herausstellte. Hatte Jacoby seinen Herrn und Heiland in gesunden

Tagen durch seine treue, fleißige Arbeit verherrlicht, so sollte er das nun auch nach dem Rathschlusse Gottes in den schwersten Trübsalen thun. Es kann uns nur zur Stärkung im Glauben dienen und zur Vorbereitung auf vielleicht ähnliche Prüfungen, wenn wir ihn in dieser Zeit etwas aufmerksamer beobachten. Schon am 6. Juli 1873 schrieb er: „Meine körperlichen Leiden führen mich näher zu meinem Gott, und ich freue mich auch, daß ich der ewigen Seligkeit immer näher komme.“

Troßdem arbeitete er in seinem Berufe weiter, bereiste seinen Distrikt, theils mit der Bahn, theils auf einem Wagen und sogar noch zu Pferde, wie in früheren Zeiten. Ein Brief, den er an seine liebe Frau schrieb, sagt uns näheres hierüber:

Canaan, 6. Oktober 1873.

Liebe Mama! Wer hätte geglaubt, daß Dein alter Mann noch durch so schwere Strapazen zu gehen hätte! Ich kam Freitag Mittag in „Willers landing“ an, fand Br. Ott und Br. Sauer auf mich wartend. Wir fuhren zu Br. Schles, wo ich früher logierte, aßen dort zu Mittag und fuhren langsamen Schrittes nach Canaan, wo Br. Sauer wohnt. Wir hatten einen sehr schönen Nachmittag, und obgleich ich auf dem Wagen Stöße die Menge erhielt, ging es doch erträglich. Jedoch um $1\frac{1}{2}$ Uhr fing es an, schrecklich zu blitzen, dann kam ein Gewitter und ein Plakregen, und es wurde ganz finster. Die Nacht wurde dann durch stetiges starkes Wetterleuchten teilweise erhellt. So lange wir auf der Landstraße waren, ging es gut; aber wir mußten noch drei Meilen auf einem schmalen Wege durch Wald über Stock und Stein fahren,

und ich kann dir sagen, liebe Mama, es war ein sehr gefährlicher Weg. Br. Sauer kannte sicherlich den Weg gut; aber die Blitze blendeten uns, und einmal stieg er vom Wagen, sah sich um und sagte: „Br. Jacoby, wir haben den Weg verloren.“ Zum Glück war er nur ein wenig vom Wege abgefahren. Einmal ging es über einen starken Baum, der am Wege lag, und es ist Gnade Gottes gewesen, daß der Wagen nicht umschlug. Endlich um $1\frac{1}{2}$ 8 Uhr kamen wir glücklich am Hause an. Kurz vorher aber kam noch einmal ein Sturm, ein Regenguß, wie ein Wolkenbruch, und wir wurden trotz Decken u. s. w. ganz durchnäßt. Ich zog Br. Sauer's Hose an, aber die konnte ich nicht über die Taille bringen, denn sie war zu eng, und seine Schuhe mußte ich niedertreten. Wir hatten ein großes Feuer im Kamin, das war ganz erträglich, und unsere Sachen waren alle bis am nächsten Morgen wieder trocken. Ich habe an diesem Abend viel an dich gedacht. — Ich darf aber zur Ehre Gottes sagen, ich war so ruhig, als wenn ich in meinem Studierzimmer zu Hause sei, und erfuhr von neuem, wie gut es ist, unter dem Schutze des Allmächtigen zu wohnen. Ich wurde von Schw. Sauer mit großer Liebe aufgenommen und fühlte mich ganz zu Hause. Samstag Vormittag fuhren wir nach dem Versammlungshaus. Ich predigte Morgens, und dieweil Br. H. nicht da war, auch Mittags und hielt noch Vierteljahrskonferenz. Um 5 Uhr ritt ich die $3\frac{1}{2}$ Meilen nach Haus zu Sauer's und war steif und müde genug. Wir gingen früh zu Bett. Der Sonntag fing warm und freundlich an; doch ein Gewitter war in der Luft. Unsere Sonntagsversammlung war groß, und

wir hielten sie im Freien. Die Deutschen schienen recht aufgemuntert worden zu sein. Um 3 Uhr war die Versammlung zu Ende, und im Regen fuhren wir nach Haus und wurden abermals naß. Ich bleibe hier bis Mittwoch, dann geht es weiter nach Indian Creek, zwanzig Meilen von hier. Von dort bis zur Eisenbahn sind abermals zwanzig Meilen; ob ich die Bahn zur rechten Zeit erreiche, um am Montag nach Haus kommen zu können, ist eine Frage. Meine Gesundheit ist nicht gut, ich bekomme wenig Ruhe, aber es ist zu Hause auch nicht besser. Doch ich bin vergnügt und suche die Schmerzen mit Geduld zu ertragen. Der Herr helfe mir.

Mit alter Liebe

Dein alter Mann

L. E. Jacoby.

Also vorwärts; „wirkt, so lange es Tag ist, denn die Nacht kommt, da niemand wirken kann“, hieß es bei Jacoby. Trotz heftiger Schmerzen ist er vergnügt in seinem Gott. Welche Gnade!

Unterm 4. August 1873 schreibt er an seine in Zürich wohnende Tochter: „Die Zeit vergeht selbst mit den schwersten Leiden. Seit dem 20. Juli habe ich viel ausgehalten. Ich bin in der Mühle, und das Korn wird gemahlen, aber der Herr hilft mir, und ich konnte bis jetzt noch meinen Pflichten, Besuche ausgenommen, ziemlich nachkommen. Ob ich noch durch viel Trübsal ins Reich Gottes eingehen muß, weiß der Herr allein. Manche Männer haben noch Jahre mit diesem Leiden auf Erden zugebracht. Doch mein Gebet ist: Herr erbarme dich meiner. Ihm sei Dank, mein Vertrauen steht fest, ich

bin in der Hand des Herrn. Er wird alles wohl machen. Es thut mir nur wehe, daß die Mama dabei leiden muß; ich hätte der Teuren so gerne ein friedliches Alter bereitet, und nun hat sie ihre Last mit mir und muß mit mir leiden. Der liebe Herr wird sie stärken."

Am 3. November 1873: „Harre des Herrn, sei getrost und unverzagt und harre des Herrn“, das steht zu meinem Trost an der Wand meines Zimmers. Gott sei Dank, daß ich harren kann. Der Herr war heute schon bei mir, obgleich ich unter großen Schmerzen bin. Er ist mein Trost und meine Freude. Meine Schmerzen kommen stoßweise, jede $\frac{1}{2}$ Stunde, zuweilen jede Stunde. Niemand sieht es mir an, wieviel ich Tag und Nacht auszuhalten habe, denn der Herr giebt mir ein vergnügtes Gemüt und hilft mir meine Arbeit thun. Zur Ehre Gottes darf ich sagen, ich predige mit der Bezeugung des Heiligen Geistes, und ich hoffe nicht umsonst. Nur das Fahren im Wagen auf schlechtem Wege wird mir sehr schwer. Doch, ich warte des Herrn; wie Er will. Ich bin vergnügt im Herrn. Etliche meiner Kinder machen mir noch Sorge. Ohne Gott sind sie schlimmer daran als selbst Ungläubige. Doch der Herr muß sie heimsuchen."

Jacoby hatte von nun an viel zu leiden. Aber selbst dann, als die Schmerzen in seiner Krankheit zunahmen und er nicht mehr so viel reisen konnte, sondern mehr ans Haus gefesselt war, ließ es ihm keine Ruhe; er wollte auch in der Krankenstube für seinen Herrn thätig sein. Und nun schrieb er während seiner langwierigen und schmerzhaften Krankheit sein letztes Werk, das den Titel führt: „Letzte Stunden, oder die Kraft der Religion Jesu

Christi im Tode.“*) Es sollte ihm zur Vorbereitung dienen auf seinen Tod.

Etwas später schreibt er: „Werde ich die Schmerzen je wieder los, was auch wohl kommen kann, dann nehme ich L. nach Haus. Doch wie der Herr will; wer weiß, wie bald Er mich heimrufen kann. Wie Er will. Er ist gut gegen uns. Soeben singen die Jüngens (seine Söhne) im anderen Zimmer zur Veränderung ein Sterbelied. Wie gut wird's sein, frei von aller Erde Pein!“

Das Jahr 1874 brach mit einer großen Freude für Jacoby an. Er schreibt darüber: „Meine lieben Kinder! Ich benütze diese Gelegenheit, um Euch die freudige Nachricht mitzuteilen, daß Gott meinem Hause hat Heil wiederfahren lassen. R. (eine seiner Töchter) ist, dem Herrn sei Dank, zu Gott befehrt worden, und L. (ein Sohn) ist, wie ich von W. höre, suchend. Gelobet sei Gott! Das war mit die Ursache, weshalb ich nach Amerika eilte. Ich für meine Person leide Tag und Nacht

*) Das Werk erschien wenige Tage nach dem Tode Jacobys. Dr. Raft, Herausgeber des Apologeten, schrieb über dasselbe wie folgt: „Es wird nicht nötig sein, diese letzte Hinterlassenschaft Br. Jacobys jeder Methodistenfamilie anzuempfehlen. Es sollte dieses Buch in keiner fehlen. Mit dem Br. Jacoby eigentümlichen Takt verstand er es aus der Masse des Stoffes in deutscher und englischer Sprache das Beste zu wählen und es aufs Beste zu ordnen. Der erste Teil handelt von dem triumphierenden Tode von Predigern des Evangeliums, der zweite von dem christlicher Männer, meistens solcher, welche eine hohe Stellung in der menschlichen Gesellschaft einnahmen, der dritte Teil von dem seligen Tode christlicher Frauen und Kinder und der vierte vom dem einiger, die wie Brände aus dem Feuer gerissen worden waren.“ Das Werk ist vom Verlag des Traktathauses in Bremen zu beziehen.

und seufze oft: Ach Herr, wie lange! Doch ich halte still, es muß zum Heile dienen. Was aus mir wird? Ich weiß es nicht. Der Herr wird alles wohl machen."

Seine Krankheit nahm nun von Tag zu Tag zu. Ganz besonders schwere Trübsalsstunden waren die Nächte. Anhaltend liegen und schlafen konnte er nicht; er ging daher auf und ab in der Stube und berechnete einmal, daß er jede Nacht 10 englische Meilen zu Fuß mache. Aus der Schweiz schickte man ihm in dieser Zeit das Lied:

„Wie groß dein Leid auch sei,
Wie tief es schmerzen mag,
Getrost, es geht vorbei
Ein jeder Tag.

Und ist nicht jeden Morgen
Dein Herrgott wieder tren?
Mit jeden neuen Sorgen
Nicht Sein Erbarmen wieder neu?
Getrost! Es geht vorbei
Ein jeder Tag!

Wie groß dein Leid auch sei
Ob's nie hier enden mag!
Getrost! getrost! Es geht vorbei
Der letzte Tag!

Und kommt der ew'ge Morgen,
Und bleibest du nur tren, —
Berweht sind alle Sorgen
Und alles alles wieder neu.
Getrost! getrost! Es geht vorbei
Der letzte Tag! (Friedr. Dier.)

Es hat ihn das sehr getröstet, und er fand sich veranlaßt, besonderen Dank in die Schweiz zurückzuschreiben.

„Am 18. März 1874. Obgleich ich Tag und Nacht durch große Schmerzen hindurch muß, so ist doch der Herr mein Hirte. Wir haben auch manches, was uns erfreut, und habe ich die guten Tage gehabt, so will ich auch dankbar für die bösen sein. Habe doch noch zwei Sonntage hintereinander predigen können. Wir müssen uns dem Herrn ergeben und Er macht alles wohl. Ich danke Br. H. für das Lied. Welch' ein Trost für mich: „Es geht vorbei der letzte Tag!“ Der Herr wird alles wohl machen.“ — „Meine Krankheit nimmt zu, doch Gott giebt Gnade. Wenn ich predige — wie wunderbar — treten die Schmerzen in den Hintergrund. Doch ich habe jeden Nachmittag bis nachts Fieber. Nachts schlafe ich dreimal 1½ Stunde, die übrige Zeit gehe ich im Zimmer herum.“

Sonntag den 16 Mai ließ ihn ein Bruder in die Washstraßenkirche fahren, woselbst er am Vormittag predigte. Am Nachmittag packte ihn das Fieber wieder. In dieser Zeit, wenige Wochen vor seinem Tode, schrieb er auch einen ergreifenden Brief an die Jährliche Konferenz von Deutschland und der Schweiz. Wir wollen ihn nahezu vollständig hier wieder geben:

1937 Vinn Str. St. Louis, Mai 1874.

Dem Bischof und den Gliedern der Jährlichen Missions-Konferenz der Bischöflichen Methodistengemeinschaft in Deutschland und der Schweiz.

Meine teuren Brüder!

Mit zitternder Hand schreibe ich Euch, denn ich bin plötzlich ein Greis geworden. Seit fast $\frac{3}{4}$ Jahren bin ich von einer Krankheit überfallen worden, die mir Tag

und Nacht die furchtbarsten Schmerzen bereitet, und von der ich kaum Linderung, viel weniger Heilung finden kann. O wie sehr habe ich mich nach der Ruhe des Volkes Gottes gesehnt. Aber, gelobet sei Gott, ich habe stets den köstlichen Gottesfrieden empfunden. Die Schmerzen sind dem Gang der Natur der Krankheit angemessen, und diese Leiden habe ich teilweise erwartet. Aber die Gnade, sie ertragen zu können, ist der herrliche Erfolg der langjährigen Erfahrung von Römer 5, 3. 4 u. 5. *) Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden. Mein Herz freut sich in mir und ich jauchze, denn „die Liebe Gottes ist ausgegossen in unser Herz durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist.“ Danket mit mir dem Herrn für Seine Güte. Euch aber, meine lieben Brüder, sage ich meinen herzlichsten Dank für das mir schriftlich ausgedrückte Mitgefühl; es hat mir wohl gethan, denn ich weiß, Ihr betet für mich.

Mit Freuden höre ich, wie Ihr Euch bemüht den Methodismus aufrecht zu erhalten und nicht auf äußeres Wachsthum seht, wenn das Innere dadurch leiden sollte. Ist auch für den Augenblick die Zunahme nicht so groß, so wird doch ein guter Grund für die Zukunft gelegt und es geht Euch nicht so, daß von der großen Befehrung nach drei Monaten nichts mehr zu sehen ist. Predigt getreu das reine Evangelium, bemüht Euch für die wahre Befehrung der Erweckten, sucht Kirchenzucht aufrecht zu er-

*) „Nicht allein aber das, sondern wir rühmen uns auch der Trübsale, dieweil wir wissen, daß Trübsal Geduld bringet; Geduld aber bringet Erfahrung; Erfahrung aber bringet Hoffnung; Hoffnung aber läßt nicht zu Schanden werden. Denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unser Herz durch den Heiligen Geist, welcher uns gegeben ist.“

halten und fahret fort Euch der Kinder anzunehmen, und Euer Erfolg ist sicher.“

Jacoby macht dann noch auf etliches aufmerksam, das Bezug hat auf den Predigerhülfsverein und schließt wie folgt:

„Die alte Missionshausmutter sendet ihren Gruß. Sie hat mit mir eine schwere Last.

Gott segne Euch in Euern Beratungen.

Mit herzlicher Hochachtung und Liebe

Euer sterbender Bruder

L. S. Jacoby.

Nachschrift: Ihr werdet im Gebet meiner gedenken.“

Mancher seiner Söhne in dem Herrn wischte sich nach dem Verlesen dieses Briefes die Thränen aus den Augen.

Im „Evangelist“ las man darauf folgende Notiz, die mit fetter Schrift gedruckt war: „Mit ganz besonderen Empfindungen hörte die Versammlung einen Brief von unserem lieben Vater der Deutschland- und Schweizer Mission Dr. L. S. Jacoby an, welcher in St. Louis, wie der Evangelist schon gemeldet, schwer krank darnieder lag. Es war der Abschieds- und Scheidegruß des theuern Vaters, und wir wußten noch nicht, daß die Nachricht von seinem seligen Hinscheiden die Konferenz erreiche kurz nach dem Schluß der Sitzungen.“

Seine Schmerzen waren zu dieser Zeit sehr groß. Oft sprach er: „Gott weiß was ich leide,“ dann, wenn sie zu groß wurden, weinte er wie ein Kind und seine gute Frau mit ihm. Aber mitten im Weinen fing er dann an mit lauter Stimme zu singen: „Ach mein Herr Jesu

wenn ich dich nicht hätte!" „Endlich kommt Er leise, nimmt dich bei der Hand;" und „Bald ist es überwunden Nur durch des Lammes Blut, Das in den schwersten Stunden, Die größten Thaten thut!"

Sein Sohn Hermann, von dem Jacoby stets mit inniger Dankbarkeit sprach, verließ auch in dieser Zeit „den schönen Osten" aus Liebe zu seinem kranken Vater und zog nach St. Louis, woselbst er seinen betagten Eltern eine Stütze sein durfte. Große Freude bereitete Jacoby noch das am 12. Juni abgehaltene Sonntagschulfest der Sonntagschulkinder von St. Louis. Seine Tochter Dorette holte einen Wagen und so brachten sie ihn langsam hinaus zu der jubelnden Schar. Dort hob man ihn aus dem Gefährt, bereitete ihm einen bequemen Sitz und jedermann war bemüht, ihm Erquickung zu bereiten. Dann sangen ihm die Kinder seine Lieblingslieder. Aber schon nach einer Stunde mußte er umkehren. Es war dies acht Tage vor seinem Heimgang. Am darauf folgenden Sonntag, am 14. Juni, war in der Gemeinde Abendmahlsfeier. Er ließ sich abermals im Wagen dahin bringen und nahm als einer der ersten am Abendmahl teil, aber in sitzender Stellung und fuhr dann sofort wieder in seine Wohnung; dort angekommen sagte er: „Mama, nun bin ich fertig, nun kann der Herr kommen."

Donnerstag den 19. Juni erreichten die Schmerzen ihren Höhepunkt. Am Nachmittag ordnete er mit einem der Prediger verschiedene Geschäfte und lieferte die noch in seinem Besitze befindlichen Gelder ab. Ein Bruder der Gemeinde, W. Kaufmann, blieb auf seinen Wunsch die Nacht bei ihm und suchte Mama Jacoby behilflich zu sein.

Als nach 10 Uhr andere Verwandte sich entfernt hatten, bat Jacoby, mitten in den Schmerzen, wiederholt, man möchte ihm doch den Vers singen: „Endlich kommt Er leise.“ Und Er kam, der treue Herr, auf den er so sehulichst wartete.

Um 4 Uhr, Freitag den 20. Juni früh, sah er suchend in der Stube herum. Auf die Frage seiner lieben Frau, was er suche, rief er: „Philippine,“ „Dorette,“ „Lenchen,“ und nannte alle Namen seiner Kinder. Man rief diejenigen Kinder, welche in der Nähe waren und kommen konnten. Er legte hierauf seine Hand segnend auf seines jüngsten Kindes, Theodors Haupt, welcher am Bette kniete; dann versuchte er zu sprechen, brachte aber keinen Laut mehr heraus. Hierauf nahm er in zärtlicher Weise Abschied von seiner Frau, indem er ihre Wangen streichelte, bis sich der Todeskampf einstellte. Doch mitten in demselben, — er schien wie geschlummert zu haben — erwachte er und rief: „Halleluja!“ — „Er richtete,“ wie seine Gattin an eines ihrer Kinder schrieb, „dabei sein Auge weit geöffnet nach oben; wie es schien, sahe er die Herrlichkeit Gottes. Wie strahlte da sein müdes Auge vor Freude! Es stellten sich dann Zuckungen ein, sein Atem wurde immer schwächer und schwächer, bis er ein Viertel vor 10 Uhr vormittags verschied. Der müde Pilger, der treue Knecht des Herrn, war eingegangen zur Ruhe Gottes.“

Am Nachmittag schon wurde sein Leichnam, welcher der sehr großen Hitze halber in einem Eisfarg lag, von der Wohnung nach der Washstraßen-Kapelle gebracht. Man hatte ihn vollständig angekleidet, ganz wie Jacoby im Leben aus- und einging. Auch das schwarze Samt-

käppchen, das ihm Schw. Hattorf in Bremen einige Monate vorher von Deutschland geschickt hatte, fehlte nicht.

Die Kinder, die er in den vorhergehenden zwei Jahren unterrichtet hatte, sangen zuvor noch an seinem Sarge im Hause das Lied: „Hebt mich höher, hebt mich höher.“ Dann ging der Zug zur Kirche unter Begleitung von 57 Trauermagen. In der Kirche selbst waren Altar und Kanzel in Flor gehüllt. Als der Zug in der Kirche ankam und die Leidtragenden mit dem Sarge zur Thüre hereintraten, sang ein Chor: „In dem Himmel ist's wunderschön.“ Prediger Schütz hielt hierauf zunächst eine kurze Ansprache; dann sprach Prediger Heidel über die Worte: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren, wie Du gesagt hast; denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen“ Luk. 2, 29. 30. Ihm folgte Prediger Hühne von St. Jose, Illinois; Prediger Fry, Editor des Central Christian Advocate; Prediger Eddy, der im Namen der Missionsgesellschaft seine Teilnahme bezeugte, und Prediger Pfaff machte dann noch einige Mittheilungen über das Leben des Heimgegangenen. Abermals sang der Chor, dann kamen die Mitglieder und Freunde beim Sarge vorbei, um sein Antlitz noch einmal zu sehen. Hierauf wurde der Leichnam auf den Salem-Kirchhof getragen, wo die irdische Hülle Jacobys, entfernt von dem Getümmel der Stadt, ein kühles Ruheplätzchen gefunden hat. „Sie ruhen von ihrer Arbeit und — ihre Werke folgen ihnen nach.“



Vierzehntes Kapitel.

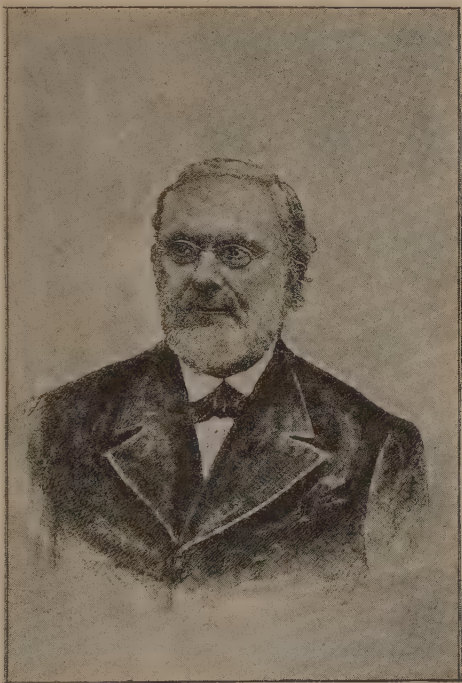
Die Mitarbeiter Jacobys.

Sir haben oben gesehen, wie dem ersten Prediger der Bischöfl. Methodistenkirche bald andere Missionare nachgesandt wurden. Diese, in besonderem Sinne seine Mitarbeiter, haben Hand in Hand mit Jacoby den Methodismus in Deutschland und der Schweiz begründet und ausgebreitet. Auch ihre Arbeit wird, wie die Jacobys, unvergeßlich bleiben, und müssen wir ihrer in einem besonderen Kapitel gedenken.

Es waren deren fünf, treue Gottesmänner, die, im Charakter höchst verschieden von einander, mit Darangabe der besten Jahre ihres Lebens, das eine hohe Ziel im Auge hatten, geistliches Leben zu wecken im alten Vaterlande. Sie waren sämtlich in Deutschland geboren, mit den Ihrigen nach Amerika ausgewandert, dort zu Gott bekehrt und in Seinen Weinberg berufen worden. Es sind die Prediger Carl H. Döring, Ludwig Rippert, Heinrich Ruelsen, Engelbert Riemenschneider und Wilhelm Schwarz.

Carl H. Döring.

Der Geburtsort Carl H. Dörings ist Springe bei Hannover und sein Geburtstag der 27. August 1811. Döring hatte das Vorrecht, guten Schulunterricht zu erhalten. Sein Lehrer war, neben seiner Tüchtigkeit in sei-



Carl H. Döring.

nem Berufe, auch ein frommer Mann; gar oft durfte der junge Carl Döring einen Spaziergang mit ihm machen, und nicht selten war das „Eine, das not thut“, der Gegenstand des Gesprächs, das Lehrer und Schüler miteinander führten. „Dieser Umgang mit meinem Lehrer,“ sagt Döring, „rief den Wunsch in mir wach, mich dem geistlichen Stande zu widmen. Besonders stark trat dies Verlangen hervor bei meiner Konfirmation. Jedoch zur Ausführung fehlten leider die Mittel.“ Er war somit genötigt, einen anderen Beruf zu erwählen und wurde Kaufmann. In dem nahen Hannover trat er als Lehrling in ein Manufakturwarengeschäft ein. Seine Lehrzeit war eine fünfjährige. Abgesehen davon, daß ihm, als jungem Manne, die Mittel fehlten, um an den oft sündhaften Vergnügen junger Leute teilzunehmen, waren seine beiden Lehrherren stille, zurückgezogene Leute, so daß auch der junge Döring seine Lehrzeit, wie er selbst sagt, „in der größten Zurückgezogenheit“ zubachte. Es war dies gewiß kein Schade für ihn.

Nach Beendigung seiner Lehrzeit trat Döring in ein Geschäft in Bremen ein. Er blieb daselbst jedoch nur ein Jahr. Viele junge Kaufleute wanderten zu jener Zeit nach Amerika aus, und auch Döring entschloß sich hiezu. Nachdem er Unterricht in der englischen Sprache genommen hatte, um nicht unvorbereitet in der neuen Welt anzukommen, reiste er im Frühjahr 1835 nach Amerika. Da man zu jener Zeit noch keine Dampfschiffe hatte, wurde die Reise mit einem Segelschiff zurückgelegt. Dieselbe dauerte 52 Tage; das Reiseziel war Baltimore. Von hier aus ging es nach dem Westen. „Ich hatte Empfehlungsbriefe

nach Danton, Ohio," erzählt Döring; „da das Reiseziel der meisten Passagiere der Westen war, so mieteten wir einen Frachtwagen für unser Gepäck, auf dem auch die Frauen und Kinder Unterkunft fanden. Wir jungen Leute und die Männer hatten den Weg zu Fuß zu machen. So wurde die ganze Strecke von Baltimore bis Wheeling auch von mir zu Fuß zurückgelegt.“ In Wheeling traf Döring Bekannte aus Göttingen, und diese überredeten ihn daselbst zu bleiben. Die Kenntniß der englischen Sprache verhalf ihm bald zu einer Stelle. Er kam in das Geschäft eines Englisch redenden Amerikaners namens Wheat, und in dem Hause dieses Mannes lernte Döring seinen Heiland kennen. Herr Wheat war Methodist und hielt mit den Seinen Familienandacht. So neu dies für den jungen Döring war — er zögerte anfangs, seine Kniee mit der Familie zu beugen — so wohl that es dem Herzen des nach dem Guten strebenden Jünglings. In dem Kreise dieser lieben Familie und unter der treuen Pflege des dortigen Predigers der Methodistengemeinde kam Döring zur Erkenntniß seines verlorenen Zustandes. Bald darauf fing er an aus dem Herzen zu beten und den Herrn ernstlich zu suchen. Den Aufrichtigen läßt es Gott gelingen. Döring bekehrte sich und fand Frieden mit Gott. Wheeling wurde sein geistlicher Geburtsort.

Nun erwachte aufs neue im Herzen des jungen Mannes das Verlangen, Prediger des Evangeliums zu werden. Hatte er doch selbst geschmeckt, „wie freundlich der Herr ist“, und was konnte es köstlicheres für ihn geben, als die frohe Botschaft auch anderen zu verkündigen! Dazu kam die geistliche Noth der eingewanderten Deutschen, die

zerstreut waren wie Schafe, die keinen Hirten hatten. Dr. Rast, der von dem jungen Döring hörte, wollte ihn veranlassen, sofort ins deutsche Werk einzutreten. Mit Rücksicht auf seine Untüchtigkeit, die, wie er meinte, groß sei, entschloß er sich jedoch, zuvor noch eine höhere Schule zu besuchen. Auf den Rat guter Freunde trat er in das Alleghany-College ein, woselbst er nach 3 $\frac{1}{2}$ Jahren das Examen bestand. Die Mittel für seinen Unterhalt erwarb er sich durch die Ertheilung von Unterricht in der deutschen und in der französischen Sprache.

Setzt trat Döring in das deutsche Werk ein. Sein erstes Arbeitsfeld war New-York, wo er im Verein mit Br. Lyon die erste deutsche Methodistengemeinde gründete. Von New-York wurde er nach Pittsburg gesandt. Die deutsche Gemeinde daselbst hatte jedoch kein eigenes Heim. Unter der thätigen Mithilfe der Brüder von der Englisch redenden Methodistengemeinde, wurde während dieser Zeit für die Deutschen dort eine Kapelle gebaut. Es war dies ein großer Segen für die kleine Gemeinde. Nach abgelaufener Amtsdauer in Pittsburg, d. i. nach zwei Jahren, hatte Döring einen Distrikt im Staate Ohio zu übernehmen, und nach 4jähriger gesegneter Thätigkeit als Vorstehender Ältester, wurde er wieder in seine erste Gemeinde, nach New-York, gesandt. Abermals diente er derselben zwei Jahre im Segen. Es war dies jedoch zugleich eine Zeit der Prüfung für ihn, denn die Cholera wütete damals in New-York in schrecklicher Weise. Auch Döring wurde mit seiner Familie durch diese Krankheit heimgesucht und sein jüngstes Kind, samt seiner Nichte, die bei ihm im Hause war, starb. Hier, in New-York, kam der

Ruf an ihn, nach Deutschland zu gehen, als zweiter Missionar der Bischöfl. Methodistenkirche. Döring nahm den Ruf als vom Herrn kommend an und reiste bald darauf nach Deutschland ab.

So kam Döring in Gesellschaft von L. Nippert, der ebenfalls als Missionar nach Deutschland gesandt wurde, im Jahre 1850 am 7. Juni in Bremen an. Gar bald entfaltete er auch in Deutschland eine gesegnete Thätigkeit und zwar zuerst in Bremen, Bremerhaven, Vegesack und in der Umgegend von Bremen. Das nächste seiner Arbeitsfelder war Hamburg; er wurde der Gründer dieser Gemeinde. Nach abermals zwei Jahren siedelte er nach Oldenburg über. Dort war von Bremen aus schon gepredigt worden, doch zur rechten Gemeindebildung kam es erst jetzt. Besonders gesegnet war die Arbeit in Ede- wecht, auf einem Predigtplatz des damaligen Oldenburger Bezirks. Nachdem das Werk sich immer weiter ausgebreitet hatte, wurde neben dem Bremer ein Oldenburger Distrikt gebildet und Döring zum Vorstehenden Ältesten desselben ernannt. In dieser Zeit diente er auch als Lehrer in der in Bremen gegründeten Missionsanstalt. Der theologische Unterricht in derselben wurde eine zeitlang fast ausschließlich von ihm erteilt. Er kam zu diesem Zwecke jeden Dienstag von Oldenburg nach Bremen, woselbst er dann bis Freitag blieb.

Im Jahre 1862 finden wir C. H. Döring als Prediger in Berlin; als solcher war er zugleich Vorstehender Ältester des Westlichen Distrikts, zu welchem die Bezirke Berlin, Colberg, Pommern und Sachsen gehörten. Vom Jahre 1866 bis 1868 war er abermals Prediger in Bremen

und Vorstehender Ältester des Bremer Distrikts. Dieselbe Stellung nahm Döring im Jahre 1868 in Heilbronn, Württemberg, ein; auch hier war er Aufsichtsprediger über die Gemeinde in Heilbronn und Vorstehender Ältester über den Heilbronner Distrikt. Im Jahre 1871 wurde Döring dann an die Stelle des nach Amerika zurückkehrenden L. S. Jacoby, als Direktor des Buchgeschäfts in Bremen berufen; dabei diente er der Kirche doch noch als Vorstehender Ältester, theils auf dem Bremer-, theils auf dem Berliner Distrikt, und blieb dann in dieser Stellung bis zu seiner Rückkehr nach Amerika im Jahre 1883. In diesem Jahre, im Monat Mai, rief der Herr seine Frau, Schw. Nancy J. Döring, im Alter von 68 Jahren ganz unerwartet zu sich. Den Tag vor ihrem Heimgang klagte sie über ein scheinbar unbedeutendes Unwohlsein, verrichtete aber dabei mit gewohntem Fleiß ihre häuslichen Arbeiten; ebenso that sie am Vormittag ihres Todestages. Niemand ahnte irgend welche Gefahr. Bruder Döring und sein Sohn Albert gingen ihrem Berufe im Buchgeschäft, im Traktathause, nach. Als sie aber mittags nach Hause kamen, vernahmen sie die erschütternde Nachricht, daß die teure Gattin und Mutter kurz vorher plötzlich gestorben sei. Man hörte, wie sie um 12 Uhr noch in einem oberen Zimmer, welches sie für zu erwartende Gäste herrichtete, beschäftigt war und dann herunter kam; fünfzehn Minuten nachher fand man sie, vom Schlage gerührt, vor dem Sofa kauernd. Ihr Geist war entflohen zu ihrem Herrn und Erlöser. Vierzig Jahre lang war sie ihrem Manne eine treue, hingebende Gattin gewesen, wovon sie 33 Jahre miteinander in Deutschland verleb-

ten. Die Kirche hat in Schwester Döring damals die älteste Missionarin (der Dienstzeit nach) nicht nur des Werkes in Deutschland, sondern der ganzen Kirche verloren.

Döring entschloß sich darauf, noch in demselben Jahre nach Amerika zurückzukehren, wohin seine Kinder schon früher gezogen waren. Die Trennung von dem Werke in Deutschland wurde ihm nicht leicht. Er war 42 Jahre ununterbrochen im Dienste des Herrn gestanden und von diesen hatte er 33 Jahre in Deutschland zugebracht. Als bei der Charakterprüfung an der in diesem Jahre in Heilbronn gehaltenen Jährlichen Konferenz auch sein Name aufgerufen wurde, erhob sich dieser ehrwürdige Vater in Christo, um die Konferenz thränenden Auges zu bitten, ihm nach 42jähriger Thätigkeit im Werke Gottes, seines vorgerückten Alters und des schweren Verlustes halber, der ihn durch den Heimgang seiner lieben Gattin betroffen hatte, zu gestatten, in den Ruhestand treten zu dürfen. Die Jährliche Konferenz bewilligte einstimmig diese Bitte und sprach ihren tiefgefühlten Dank aus für die dem Werke geleisteten Dienste. Auch wählte ihn die Konferenz, mit H. Ruelsen, zu ihrem Delegaten an die im Jahre 1884 abgehaltenen Generalkonferenz.

In Berea, Ohio, im Hause seines Sohnes Albert, fand der betagte Vater ein Heim. In den ersten Jahren nach seiner Rückkehr predigte Döring noch hie und da in verschiedenen Gemeinden und hielt Ansprachen, bei welchen er das Werk in Deutschland und der Schweiz empfahl und Missionsgelder für dasselbe in Empfang nahm. In den letzten Jahren jedoch muß auch dies auf Anraten des

Arztes unterbleiben. Unter dem 2. Juni 1891 schreibt er unter anderem wie folgt:

„Ich freue mich, daß noch eine Ruhe für das Volk Gottes vorhanden ist; nach dieser Ruhe sehne ich mich jetzt, und erwarte durch das Verdienst meines Heilandes und durch den Glauben an Ihn meinen Eingang zu dieser Ruhe machen zu dürfen. Mein Heiland wird meiner Seele teurer und köstlicher, und ich hoffe Ihn in Seiner Herrlichkeit zu schauen. Manche von den Kindern Gottes, denen ich das Brot des Lebens reichen durfte, sind mir schon vorangegangen.

Ich erwarte sie alle zur Rechten des Herrn anzutreffen, um ewiglich mit ihnen vereint, dem Herrn, dem Heiland unserer Seele, Ehre, Preis und Anbetung darzubringen. Ist Christus unser Leben, so muß auch Sterben unser Gewinn sein. Die Vereinigung der Kinder Gottes dort oben wird eine ewige sein; dort ist der Tod nicht mehr imstande, uns von einander zu scheiden. Heim, ja nur heim, ist das Gebet und der Gesang der Kinder Gottes hienieden, bis derselbe in einen ewigen Jubelgesang dort oben ist verwandelt worden. Ja, Ihm, dem Lamm Gottes, welches uns erkaufte hat mit Seinem theuren Blute, sei Ehre, Preis und Anbetung in Ewigkeit. Amen!“

Ludwig Rippert.

Ludwig Rippert wurde am 23. März 1825 zu Görsdorf bei Wörth, im Elsaß, geboren. Im Jahre 1830 wanderten seine Eltern nach Amerika aus. In New-York angekommen, fanden einige Knaben Gefallen an dem eigenthümlichen Pfeifen und Wachtelschlagen des

Kleinen; sie führten ihn immer tiefer in die Stadt hinein und brachten ihn erst abends wieder zu seinen mit tausend Aengsten ihn suchenden Eltern zurück, die Taschen seiner Bluse voll Baumwolle und roter Cents als Belohnung für seine Künste.

Von New-York reiste die Familie mit der Post über das Alleghany-Gebirge nach Pittsburg und von dort zu Wasser nach den Bergen der Captina bei Wheeling, woselbst im Jahre 1838 die deutschen Methodistenprediger eintrafen, durch deren Wirksamkeit Ripperts Eltern und einige Nachbarn zu Gott bekehrt wurden. Es waren besonders die Prediger E. Riemenschneider und J. Mann, die dort im Segen arbeiteten. Der damals fünfzehnjährige Louis jedoch, welcher noch unbekehrt war, wollte nichts von der neuen Lehre wissen und wehrte sich zuerst gewaltig; er wollte, wie er sagte, lutherisch bleiben. Aber es dauerte nicht lange, bis die Fürbitte seiner Eltern erhört, und er in einer Betstunde erweckt wurde, und am 17. Februar 1840 die Vergebung seiner Sünden im Glauben sich zu eignen konnte.

Im Frühjahr des Jahres 1840 finden wir ihn als Lehrling in der Buchdruckerei der Bischöfl. Methodistenkirche in Cincinnati. Er theilte mit der deutschen Gemeinde in Burts Kapelle Freud' und Leid, bis sie endlich in der Kirche an der Racestraße ein bleibendes Heim gefunden hatte.

Da Rippert sich als junger Mann bereits reiche Erfahrung gesammelt hatte, auch frühe schon in der Sonntagschule thätig war, wurde er in seinem 18. Lebensjahre von Prediger W. Ahrens als Klafführer angestellt. Im



Ludwig Nippert.

Jahre 1845 erhielt er die Erlaubnis, als Ermahner und bald nachher auch die als Lokalsprediger zu wirken. Er wurde sodann im September 1846 in die damalige Ohio-Konferenz aufgenommen, als zweiter Prediger nach Louisville zu Bruder Wilkens gesandt und bald darauf berufen, eine Mission in Indianapolis zu gründen, mit der Aussicht im Jahr 50 Dollars bar, und bei den englischen Mitgliedern der Kirche die Kost zu bekommen. Mit 30 Dollars kaufte er sich ein Pferd, mit welchem er die Deutschen auch in Palästina, am Sugar Creek, aufsuchte; ja, er kam sogar bis nach Greencastle, woselbst er dem damaligen Präsidenten der Universität, W. Simpson, dem späteren berühmten Bischof der Bischöfl. Methodistenkirche, Unterricht in der deutschen Sprache gab.

Die Jährliche Konferenz sandte ihn im Jahre 1847 als zweiten Prediger nach Pittsburg, wo er mit dem frommen Mulsinger das Netz auswarf. Das Jahr 1848 findet ihn als ordinierten Diakon in Columbus O., wo er mit dem älteren Kollegen, C. Gahn, die Columbus Mission bediente, die Columbus, Circleville, Chillicothe, Logan, Newark, Etna und andere Plätze umfaßte. Das Pferd der beiden Prediger hatte nicht viel Muße, sondern mußte sich Woche für Woche dermaßen im Trab üben, daß der Reiter voll Mitleid oft abstieg, um dem Tiere Erleichterung zu verschaffen.

Auf dem Delaware-Bezirk, den Rippert mit dem seligen Braummüller bereifte, dünkte er sich mit 150 Doll. Gehalt reich wie ein Fürst. Das Pferd, das er hier besaß, war seiner Klugheit halber weit und breit berühmt. Im Jahre 1850 wollte er nach Californien übersiedeln. Da kam

der Ruf, als Missionar nach Deutschland zu gehen. Nippert nahm ihn an, und segelte am 20. Mai 1850 mit Prediger C. H. Döring ab. Am 7. Juni desselben Jahres trafen sie beide wohlbehalten in Bremen ein.

Wir haben oben (5. Kapitel) bereits gesehen, wie Nippert, schon am Tage nach seiner Ankunft, in die Arbeit eingriff, wie bald darauf zwar die Verfolgung von allen Seiten ausbrach, seine Arbeit aber reich gesegnet war.

Von Bremen wurde er im Dezember 1851 nach Heilbronn versetzt und war somit der erste Prediger der Bischöfl. Methodistenkirche in Württemberg. Im Jahre 1852 finden wir ihn in Frankfurt a. M. Er hatte von hier aus die Aufsicht über das Werk in Süddeutschland und bearbeitete dasselbe mit Ernst Mann und Louis Wallon.

Nachdem Nippert vom Jahre 1856 bis 1858 abermals in Bremen gewirkt hatte, gründete er unter großen Schwierigkeiten die Mission in Berlin und bald darauf auch die in Basel. Im Jahre 1862 finden wir ihn als Vorst. Ältesten in Zürich und im Jahre 1866 wieder in Heilbronn, um jenen Bezirk als Aufsichtsprediger sowohl, als auch den württembergischen Distrikt als Vorstehender Ältester zu bedienen.

Nippert hat als Prediger und als Vorstehender Ältester an allen Orten, an welche er gesandt worden war, im großen Segen gearbeitet. Wo er hinkam, gab's Leben. Er war ein sehr guter Prediger und hielt stets einen feisfelnden Vortrag. Dabei war er im Umgang ein sehr angenehmer Gesellschafter, der es dem Apostel abgelernt hatte, hoch und niedrig zu sein. Kein Weg war ihm zu weit,

kein Wetter zu schlecht um Gutes zu thun. Empfindseli, Weichlichkeit kannte er nicht. Allezeit fertig von seinem Herrn und Heiland zu zeugen, wurde er vielen ein Retter vom ewigen Tode. Und gar manchem war er ein treuer Ratgeber in den ernstesten Stunden des Lebens. Seinen Gegnern gegenüber führte Rippert gute scharf geschliffene Waffen. Sein „Offener Brief an Herrn Dekan Rast in Neuhausen“, in Württemberg, (aus dem Jahre 1867) der in höchst ungerechter Weise gegen die Methodisten geschrieben hatte, und die „Kurze Abfertigung des Herrn Johanno-Settel, Kreisvikar in der Diöcese Tecklenburg“ haben „Hörner und Zähne“. Die Beschuldigungen etlicher Pfarrer der Staatskirche, besonders in Württemberg, die in Wort und Schrift ihre Feindschaft gegen die Methodisten an den Tag legten und namentlich den Gründern der Bischöfl. Methodistenkirche den Vorwurf immer wieder machten, daß gegebene Versprechen, nur innerhalb der Staatskirche wirken zu wollen, nicht gehalten zu haben, haben ihn aufs tiefste betrübt. Rippert hat wiederholt klärlieh dargethan, daß man es 13 Jahre lang versucht, Hand in Hand mit den Dienern der Staatskirche zu arbeiten, in dieser ganzen Zeit die Sakramente nicht verwaltet habe, daß dies aber durch das fortwährende feindselige Verhalten der meisten derselben, die mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln (siehe Kap. 6 u. 13) den Methodismus zu unterdrücken suchten, zur Unmöglichkeit geworden sei.

Im Jahre 1868 wurde Rippert zum Direktor der Martin-Missionsanstalt, des Predigerseminars der Bischöfl. Methodistenkirche, das in diesem Jahre von Bremen nach

Frankfurt a. M. verlegt wurde, erwählt. Hier hatte er durch tiefe Wasser der Trübsal zu gehen, indem seine teure Gehilfin, Adelheid, geborene Lindemann, ihm durch den Tod entrißen wurde. Schon früher, in Bremen, mußte er seiner ersten Frau ins Grab sehen, und nun folgte die zweite. Adelheid Rippert war nicht nur eine ausgezeichnete Christin, sondern auch eine begabte und fähige Predigersfrau. Als Hausmutter der Missionsanstalt wurde sie, obgleich körperlich schwach und fortwährend krank, hochgeschätzt und geliebt.

Nachdem Rippert in Ida geb. von Uexküll abermals eine gute Gehilfin, und seine Kinder in ihr eine sorgsame Mutter gefunden hatten, blieb er in seiner Stellung als Direktor des Predigerseminars in Frankfurt a. M. bis zum Jahre 1886. Hier gab er auch seine „Homiletik und Pastoraltheologie“ und andere geschätzte Werke, wie „Leitfaden der christlichen Glaubenslehre“, Asburns (erster Bischof der Bischöfl. Methodistenkirche in Amerika) und Fletschers Leben heraus.

Von nun an, d. i. im Jahre 1886, hielt Rippert seine Arbeit in Europa für gethan. Im Juni dieses Jahres nahm er Abschied von der bis dahin noch ungetheilten Jährlichen Konferenz von Deutschland und der Schweiz und kehrte im August mit seiner Familie in seine Heimat zurück, nachdem er 36 Jahre, und zwar die beste Kraft seines Lebens, dem Werke diesseits des Ozeans gewidmet hatte. In Amerika arbeitet er noch als Prediger einer Gemeinde in alter treuer Weise, und obgleich nicht mehr jung an Jahren, hat seine Gemeinde doch an ihm immer noch einen tüchtigen, frischen Prediger

und Seelsorger. Die Methodisten in Deutschland und der Schweiz bleiben ihm stets dankbar für seine treue Arbeit, die er unter ihnen gethan hat.

Heinrich Ruelsen.

Heinrich Ruelsen wurde zu Nörten bei Göttingen, im ehemaligen Königreich Hannover, am 3. April 1826 geboren und darauf, nach dem Familienregister seines Vaters, in der dortigen katholischen Kirche am 6. April desselben Jahres getauft. Da seine Eltern der römisch-katholischen Kirche angehörten, wurde auch der Sohn in dieser Konfession erzogen. Er hatte, wie er selbst erzählt, „mehrere Jahre die Ehre, Wehdiener zu sein, der das Rauchgefäß trug, oder auch den Weihwasserkessel hielt und mit der Schelle die verschiedenen üblichen Zeichen gab.“

Obgleich die Eltern gute Katholiken waren, so drang doch schon frühe das Licht des Evangeliums in die Familie. Der Lehrer des Ortes trat nämlich zur lutherischen Kirche über, und durch diesen wurde dann ein Bruder Ruelsens bewogen, dasselbe zu thun, welcher bald darauf ins Harmer Missionshaus als Zögling eintrat. Als solcher besuchte er hie und da das Elternhaus, brachte biblische Bücher und Traktate mit und machte die Seinen mit dem Evangelium bekannt. Obwohl der Vater oft sehr ungehalten über den Schritt seines Sohnes war, gereichten dessen Besuche der Familie doch stets zum Segen.

Einige der älteren Kinder der Ruelsenschen Familie wanderten frühe nach Amerika aus, unter ihnen auch der älteste Sohn Franz Ruelsen. Hier wurden sie mit den Methodisten bekannt, und eben dieser Franz Ruelsen wurde,

als eine der Erstlingsfrüchte des deutschen Methodismus in Amerika, unter der Arbeit von Dr. W. Rast in Cincinnati zu Gott bekehrt. Im Herbst des Jahres 1841 kam er auf Besuch nach Deutschland. Der Besuch gereichte der Familie so zum Segen, daß unter anderem auch sein kleiner Bruder Heinrich, damals erst 15 Jahre alt, zum Heiland geführt worden ist. Es geschah dies im elterlichen Hause in Nörten.

Im Jahre 1842, ein Jahr nachher, finden wir die ganze Familie Ruelsen in Cincinnati, Nord-Amerika. Amalie Ruelsen, welche auch schon früher nach Amerika ausgewandert und in Cincinnati zu Gott bekehrt worden war, verheiratete sich an den Prediger L. S. Jacoby. Dieser kam mit seiner jungen Frau von St. Louis nach Cincinnati, um die Eltern bei ihrer Ankunft in der neuen Heimat zu begrüßen. Heinrich Ruelsen, dem es zwar in Cincinnati, wo er zum ersten Mal einem methodistischen Gottesdienst bewohnte, gut gefallen hatte, entschloß sich sofort, mit seinem Schwager Jacoby nach St. Louis zu ziehen. Hier schloß er sich der damals noch kleinen, nur aus 14 Mitgliedern bestehenden Gemeinde an und war Zeuge der vielen Unbilden und Verfolgungen, welche vonseiten roher Deutscher, der Prediger und seine kleine Gemeinde zu erdulden hatte.

Damals eröffnete Jacoby die erste und einzige deutsche Schule in St. Louis, und zu seinem Gehilfen in derselben ernannte er den kaum 16 jährigen Heinrich Ruelsen, der ihm für sein Alter gute Dienste leistete. Im Frühjahr des nächsten Jahres kehrte Ruelsen zu seinen Eltern zurück. Aber bald nach der Ankunft bei denselben starb der Vater.



Heinrich Muelsen.



Wieder wandte er sich nach St. Louis und übernahm die mittlerweile ebenfalls von Jacoby gegründete zweite deutsche Alttagsschule als Lehrer. Wenn Luther meinte, es solle jeder Prediger erst Schulmeister sein, ehe er anfängt zu predigen, so ist das bei Ruelsen der Fall gewesen.

Doch nur kurze Zeit blieb Ruelsen in diesem Beruf. Es fehlte damals sehr an deutschen Predigern für die vielen, überall auf dem großen Gebiete der westlichen Staaten Nord-Amerikas zerstreut lebenden deutschen Ansiedler. Ruelsen fing an das Wort Gottes zu verkündigen, und man verschmähte selbst einen „blutjungen Pfarrer von 18 Jahren“, wie man ihn nannte, nicht. Es war jedoch für Jacoby keine leichte Sache einen Erlaubnißschein, eine „Ermahnerlizenz“ für den jungen Mann, von dem Vorstand der Gemeinde, der Vierteljahrskonferenz, in St. Louis zu erhalten. „Er sei doch gar zu jung,“ meinten die Väter. Doch er erhielt die Erlaubnis und die Missouri-Jährliche Konferenz nahm ihn im September des Jahres 1844 auf Probe auf, um ihn aber sofort, mit 12 anderen deutschen Predigern, an die Illinois-Konferenz abzugeben. Es war nämlich jenes Jahr das Jahr der unangenehmen Teilung der großen Methodistenkirche Amerikas. Die Missouri-Konferenz trat zur südlichen Kirche, welche die Sklaverei duldete, über. Die ihr zugehörigen deutschen Prediger aber wollten nicht, wie sie sagten, zur „Sklavereikirche“ gehören.

Ruelsen wurde dem Prediger Sebastian Barth, der die Aufsicht über den Versailles-Bezirk hatte, als Gehilfe beigegeben. Da der Aufsichtsprediger durch die schwere

Krankheit seiner Frau am Reisen verhindert war, hatte Ruelsen das Arbeitsfeld fast ganz allein zu bedienen. Die Gemeinde war erst ein Jahr alt und zählte 30 Mitglieder. Der Predigtplätze waren es aber 16, und diese waren in einem Umkreis von 250 engl. Meilen gelegen. Alle drei Wochen besuchte Ruelsen diese Plätze und war dann je zwei Tage, wenn man so sagen kann, zu Haus, d. h. da, wo seine Bücher und seine wenigen Möbel sich befanden.

Auf diesem Hinterwaldgebiete konnten die Prediger keinen Wagen gebrauchen und waren daher genötigt, auf einem Pferd von einem Orte zum anderen zu reiten. So kam es, daß sie nahezu den größten Teil ihrer Zeit auf dem Pferde zubrachten. Sie ritten mehr, meint Ruelsen, als ein Soldat, ein Kavallerist, gewöhnlich reitet. War es auch für einen jungen Mann interessant, so war es doch auch sehr beschwerlich und mühsam auf dem Pferde sitzend, in der einen Hand den Schirm, um sich gegen die stechende Sonne zu schützen und in der anderen das Buch zu halten um zu studieren, während die Zügel auf dem Halse des geduldigen Pferdes lagen. Gott schenkte seinem jungen Knechte reichen Erfolg in seiner Arbeit. Am Schlusse des Konferenzjahres hatten etwa hundert Personen sich mit der Kirche vereinigt.

Im zweiten Jahre seiner Arbeit als Prediger wurde Ruelsen auf ein ganz neues Feld gesandt und zwar nach Weston, an der westlichen Grenze des Staates Missouri und auf der linken Seite des Missouriflusses gelegen. Bald hatte er 10 Predigtplätze in einem Umkreis von 150 engl. Meilen. St. Joseph, heute eine Stadt von über

100,000 Einwohnern, zählte damals bloß 300 mit einer den Presbyterianern gehörenden Blockkirche. Ruelsen hielt die erste deutsche Predigt in dieser Stadt.

Auf dem Boden des damaligen Urwaldes befindet sich jetzt Kansas City, eine Stadt von 140,000 Einwohner. Er konnte am Schlusse dieses Jahres von einer Gemeinde berichten, welche 50 erwachsene Mitglieder zählte.

Im Sommer des Jahres 1846 reiste Ruelsen durch den ganzen Staat Missouri und durch den Staat Illinois von Westen nach Osten, um nach Paris, zur Sitzung der Illinois-Konferenz, zu gelangen, von welcher er Mitglied war. Er brauchte hiezu, mit einem Tage (Sonntag) Aufenthalt in Quincy, volle 14 Tage. Hier wurde er durch Bischof Hamelin, der den Vorsitz führte, zum Diakon ordiniert und dann nach Beordstown gesandt mit der Weisung, dort eine Altagsschule anzufangen. Letzteres that er dann auch. Er hielt, mit Ausnahme des Sonnabends, jeden Tag von 8—12 Uhr und von 2—4 Uhr Schule, setzte sich dann auf sein Pferd, ritt nach den Predigtplätzen und predigte des Abends daselbst. Sein Gehalt für sich und für den Unterhalt seines Pferdes belief sich auch dieses Jahr wie in den zwei vorhergehenden Jahren auf 75 Dollars. „Die Verwalter,“ sagt Ruelsen, „hatten es so freundlich eingerichtet, daß sie mit dem Schulgeld, welches sie selbst kollektierten, mein und meines Pferdes Kostgeld bezahlten und was übrig blieb zur Schuldentilgung für die Kapelle verwendeten. Ob der Bischof nach der Kirchenordnung ein Recht hatte mich zum Schullehrer zu machen, und ob die Verwalter ein Recht hatten, mein wohlverdientes Geld nach Gutdünken zu verwenden, daran habe ich wohl in

reiferem Alter gezweifelt, nicht aber damals. Wir vergaßen über der Frage der Nützlichkeit, darnach zu fragen ob solches auch recht sei.“ Auch in Beardstown konnte Ruelsen einen Zuwachs von 40—50 Personen berichten.

Das vierte und fünfte Jahr seines Reisepredigerlebens brachte ihn nach Galena, Illinois. Hier traf er „einen eben begonnenen Kapellenbau und im Ganzen 5 Mitglieder,“ von denen er bald nachher 3 ausschließen mußte. Auch in Galena hielt er Schule, aber ohne Auftrag, also freiwillig. Er war jedoch genötigt, um mit dem geringen Gehalt durchkommen zu können, eine Einladung seiner Kirchenbesucher anzunehmen, und sich zum Mittagstisch in einem Cyklus von etwa 14 Tagen abwechselnd bei ihnen einzustellen. „Auf diese Weise fand ich auch Zeit,“ sagt er „meine nötigen Postoralbesuche zu machen, denn mein Schulhalten am Tage, und im Winter auch an drei Wochenabenden, ließ mir wenig Zeit übrig. Zum Studieren benutzte ich, wo es nur immer anging, die Zeit von früh 4 bis 7 Uhr, und bei dieser Gewohnheit blieb ich bis in mein achtunddreißigstes Jahr.“ Als Ruelsen Galena verließ war die Kapelle gebaut, und mit Mitgliedern angefüllt. Er trat hierauf mit Magdalena geb. Reuter in den Ehestand, die ihm leider nur zu kurze Zeit als Gehülfin zur Seite stehen durfte. Im Jahr 1849 wurde Ruelsen nach Burlington versetzt. Hier aber schien merkwürdigerweise seine Arbeit erfolglos zu sein, und allen Ernstes bat er seinen Distriktsältesten, ihn an nächster Konferenz doch zu versetzen. Aber er mußte auch für ein zweites Jahr nach Burlington. Und nun brach eine schöne Erweckung aus. Aber, siehe da, mitten in diese

Auflebung hinein, kam der Ruf an ihn, als Missionar nach Deutschland zu gehen und sich bei Br. L. S. Jacoby in Bremen, dem Superintendenten, zu melden. Dies war im März 1851, und schon im April desselben Jahres landete er in Bremerhaven, woselbst er von den Predigern Jacoby, Döring und Rippert bewillkommt ward.

Muelsen wurde auf deutschem Boden zunächst Prediger der Bremer Gemeinde und nahm Ripperts Stelle ein, der nach Heilbronn übersiedelte. Hier hatte er etwa 12 Predigtplätze zu bedienen. Auch reiste er alle 14 Tage nach Bremerhaven, um dort den Auswanderern zu predigen, die stets zahlreich die Gottesdienste besuchten. Diese Reise war sehr anstrengend, denn eine Eisenbahn von Bremen nach Bremerhaven gab es damals noch nicht. Drei Jahre später waren zwei Kapellen in Bremen gebaut worden, die in der Georgstraße und die am Steffensweg.

Hierauf wurde Muelsen nach Hamburg versetzt. Auch hier predigte er den Auswanderern und leitete eine gute Sonntagschule. Letztere wurde von der Behörde aufgehoben, aber auf ernstliche Beschwerde hin wieder gestattet und unter die Aufsicht eines Schulrates gestellt, der sie jedoch nur einmal besuchte, und zwar auf Muelsens Einladung hin.

Ein Jahr später finden wir Muelsen nicht mehr in Hamburg, sondern, abermals als Nachfolger Ripperts, in Frankfurt a. M. Sämtliche Stationen Süddeutschlands bildeten damals einen Bezirk, und Muelsen hatte weite Reisen zu machen; er kam in die Pfalz, ins Elsaß, in die Rheinprovinz, nach Württemberg u. s. w. Auch den in Weissenburg wegen Versammlunghaltens im Gefängnis

sitzenden Ernst Mann besuchte er am Neujahrstage und tröstete ihn. Seine Bemühungen, ihn frei zu bekommen, waren leider erfolglos; ja er war sogar in Gefahr, selbst gefangen genommen zu werden. In Bischweiler im Elsaß erhielt er trotzdem, durch die Bemühungen des Herrn Kaufmann Lüroth, die Erlaubnis, im dortigen Schulhaus einen Vortrag zu halten. Da jedoch die Leute im Unterelsaß zu dieser Zeit durch die Gefangennahme Ernst Manns sehr aufgeregt waren, konnte ihm diese Erlaubnis nur einmal erteilt werden. Man brachte seinen Vortrag unter die Rubrik „Aufführungen umherziehender Schnur-
ranten“. Bald darauf wurde Ruelsen im Gegensatz hiezu in einem Orte Badens, in Altenheim, als „Missionär“ empfangen. Er hatte sich bei Verwandten seiner Frau bei seinem ersten Besuche als „Missionär“ vorgestellt, und die guten Leute verwechselten das „Missionär“ mit „Millionär aus Amerika“. Mit sechs großen Wagen wurde er bei seiner zweiten Ankunft mit seiner Familie am Bahnhof abgeholt. Wie er zu dieser hohen Ehre kam, konnte er erst gar nicht begreifen, bis sich dann die Verwechslung herausstellte. Um es nun recht gut zu machen, wurde jedem der sechs Wagen ein Familienglied zugeteilt. „Als wir so unterwegs waren,“ erzählt Ruelsen, „sagte ich zu Better K., der mich fuhr: Aber Herr Better, weshalb kamen denn so viele Fuhrwerke, um mich abzuholen, eins wäre ja genügend gewesen? Der Better sah mich mit lächelndem Blicke an und erwiderte: Ich weiß, was die Ursache ist, weshalb so viele gekommen sind. Wohl habe ich Sie bei Ihrem ersten Besuch recht verstanden, als Sie uns sagten, daß sie ein Missionär seien, allein

diese alle da haben verstanden, daß Sie gesagt hätten, Sie seien ein Millionär.“ Auch in Altenheim wurden später gesegnete Versammlungen gehalten.

Reich gesegnete Gottesdienste hielt Ruelsen auch in Birmasens, Pfalz, in der Heimat des Predigers Ernst Mann. Aber ohne Schwierigkeiten ging es auch hier nicht ab. Defan Wagner war zwar dem Scheine nach freundlich gegen die Methodisten; trotzdem ließ er den Polizeikommissär wissen, wie dankbar er wäre, wenn man dem „Treiben“ Einhalt thun könnte. Der Polizeikommissär, leider kein Mustermensch — er wurde später flüchtig nach Amerika — ließ Ruelsen bei einem Besuch, den er abermals in Birmasens machte, ohne weiteres einen Ausweisungsbefehl zugehen. Binnen drei Stunden sollte er die Stadt verlassen. „Mit dem Ausweisungsbefehl,“ sagt Ruelsen, „ließ er mir aber durch den Polizisten sagen, daß er in einem gewissen Bierhaus zu sprechen sei. Ich ging zu ihm hin, obgleich es mir verdächtig vorkam, daß ich ihn nicht auf seinem Bureau treffen sollte. In der Bierwirtschaft angekommen, merkte ich bald, daß, wenn ich ihm ein Zwanzigfrankenstück in die Hand gedrückt hätte, ich ruhig in Birmasens hätte bleiben können. Allein das wollte ich nicht. Ich verließ, wie mir befohlen wurde, Birmasens, blieb in Zweibrücken über Nacht und reiste des anderen Tages weiter nach München.“ Auf die Beschwerde, die Ruelsen dort mit Hilfe des amerikanischen Gesandten erhob, erhielt er später den Bescheid, daß er nur ruhig nach Birmasens gehen möge; und in der That blieb er in Zukunft unbehelligt.

Auch die verlassenen Predigtplätze im Elsaß suchte Ruelsen auf. Ernst Mann wurde, nachdem er wegen unerlaubten Versammlunghaltens 7 Wochen im Gefängnis zu Weissenburg zugebracht hatte, des Landes verwiesen. Ruelsen hatte Mut genug, die elsässischen Orte trotzdem aufzusuchen. Er gebrauchte jedoch die Klugheit, nicht eher die Versammlung zu bestellen, bis er an dem betreffenden Orte angelangt war. In der Zeit von einer Stunde waren die Zimmer gefüllt mit Zuhörern; vom Felde, wo sie beschäftigt waren, kamen die Leute herbei. Sobald dann der Gottesdienst zu Ende war, ging Ruelsen wieder fort. So predigte er oft dreimal an einem Tage und „ward nicht mehr erfunden“, wenn die Gensdarmen kamen, ihn gefangen zu nehmen.

Auch in Frankfurt a. M. wurde er einmal, mitten in der Predigt über den verlorenen Sohn, von der Polizei unterbrochen; zum Glück hatte er seinen Paß in der Tasche, und es durfte ihm weiter nichts geschehen.

Im Jahre 1858 wurde Ruelsen nach Ludwigsburg, Württemberg, versetzt. Hier hatte sich unter der Leitung eines jungen Mannes, namens Gustav Hauser, eine kleine Gemeinschaft gebildet, die bereits in 3 Erfahrungsstunden eingeteilt war. Hauser, der später ein erfolgreicher Prediger wurde, war durch einen Freund in Heilbronn mit Vater Wallon und den Methodisten bekannt und durch sie zu Gott bekehrt worden. Ruelsen mietete bald nach seiner Ankunft in Ludwigsburg ein Versammlungslokal und arbeitete mit Hilfe von Gustav Hauser mit großem Erfolg. In jener Zeit wurden die als tüchtige Arbeiter

im Reiche Gottes noch heute thätigen Männer, wie Ernst Gebhardt und Fritz Paulus, nachmals Lehrer an der Missionsanstalt der Bischöfl. Methodistenkirche in Bremen, jetzt Professor an dem College in Berea, Ohio, Nordamerika, Johannes Staiger, längere Zeit Vorst. Ältester des Württemberger Distrikts, Paul Schweikher, ein geschätzter Prediger der Wesleyanischen Gemeinschaft in Deutschland u. a. für den Herrn gewonnen. Die werthe Familie Paulus auf dem Salon bei Ludwigsburg, besonders auch Dr. Philipp Paulus, Pfarrer der Staatskirche, nahm regen Anteil an den Versammlungen.

In jener Zeit wurde auch ein Theil des Gasthofes zum Waldborn in Ludwigsburg angekauft und sein großer schöner Saal zum Gotteshaus umgewandelt, in welchem seither viele ihren Heiland fanden. Der große Saal war des Sonntags stets mit Zuhörern angefüllt.

Angeregt durch die Vorträge, die Missionar Hebach 14 Tage lang täglich in diesem Saale hielt, mieteten die pietistischen Freunde denselben für jeden Mittwoch, und abwechselnd hielten dann die Pfarrer Staud aus Kornthal, Pfarrer Blumhardt aus Bad Boll, Pfarrer Theurer von Mühlhausen, u. a. Vorträge daselbst, welche ebenfalls gut besucht waren.

Kuelsen bot alles auf, das gute Einvernehmen, in welchem er zu den Pfarrern der Staatskirche stand zu pflegen. So gelang es ihm, daß einmal Herr Prälat Kapff aus Stuttgart, und Herr Generalsuperintendent Hofmann aus Berlin, der sich zum Besuch in Württemberg

aufhielt, im Waldhornjaal predigten. Auch Herr Defan Christlieb hielt einmal eine gut aufgenommene Ansprache an die in Ludwigsburg tagende Jährliche Konferenz der Bischöfl. Methodistenfirche. Leider billigte die große Mehrzahl der staatskirchlichen Pfarrer diese Stellung ihrer Kollegen nicht.

Nach einer reichgesegneten Thätigkeit in Ludwigsburg wurde Ruelsen im Jahre 1862 nach Oldenburg, im Großherzogtum, versetzt. Hier starb seine Gattin, die bis zu ihrem Heimgang Leid und Freud eines Methodistenmissionars mit ihm treulich geteilt hatte. Auf ihren Grabstein ließ Ruelsen die wenigen aber vielfagenden Worte schreiben: „Hier ruht in Gott: Magdalena Ruelsen, eine Missionarin.“ Sie war im Triumph des Glaubens gestorben. Im Jahre 1864 finden wir Ruelsen in Giestal, Baselland, Schweiz, als Vorst. Ältester des Basler Distrikts; später zog er nach Basel. Auch hier war seine Arbeit eine reich gesegnete. In dieser Stadt trat er wieder in den Ehestand und zwar mit Rosalie, geb. Müller. Im Jahre 1866 kam Ruelsen als Prediger nach Zürich. Hier haben sich unter der Mitarbeit treuer Gehilfen viele zu Gott bekehrt. Vom Jahre 1870 bis 1874 war er wieder in Basel und von 1874 bis 1877 in Lenzburg, Kanton Aargau, thätig. Als Vorstehender Ältester wirkte er in den Jahren 1877 bis 1883 teils auf dem Frankfurter, teils auf dem Württemberger Distrikt, bis er im Herbst 1883, als Direktor des Buchverlags in Bremen, an die Stelle des nach Amerika zurückgekehrten C. H. Döring berufen wurde. Im Jahre 1889 kehrte dann auch

Muelsen nach Amerika zurück und mit ihm der letzte, der in den Jahren 1849—1851 von der Missionsgesellschaft der Bischöfl. Methodistenkirche von Amerika aus nach Deutschland gesandten Missionare. Achtunddreißig Jahre seines Lebens hat er dem Werke in Deutschland gewidmet. Der treue Gott lohne auch ihm alles Gute, das er in Deutschland und der Schweiz gewirkt hat.

Engelhardt Riemenschneider.

Engelhardt Riemenschneider stammt aus dem Kurhessischen. Er wurde geboren am 9. April 1815 zu Eubach, Amt Spangenberg. Sein Vater hieß ebenfalls Engelhardt und war ein geachteter Landwirt. Seine Mutter hieß Gertrud und war eine geborene Jakob. „Der Vater vereinigte in seiner Kinderzucht,“ wie Riemenschneider erzählt, „unbeugsame Strenge mit Liebe.“ Die Mutter war eine sanfte, gutmütige und religiöse Frau. Sie las gerne von Zeit zu Zeit in der Bibel, besonders aber auch in „Arndts wahres Christentum“. Wenn der kleine Engelhardt Abends bei ihr saß, mußte er ihr das Abendgebet vorlesen. So ist Riemenschneider unter der strengen und doch liebevollen Zucht des Vaters und unter dem Einfluß der Gebete der Mutter zum Jüngling herangewachsen.

Der Pfarrer in seinem Heimort war ein alter schwacher Mann und hatte wenig Einfluß auf die Jugend. Da Sonntags der erste Gottesdienst schon um 8 Uhr anfang, war er meist noch müde; er setzte sich dann gewöhnlich in seiner vergitterten Abtheilung neben der Kanzel nieder und schlief ein. Wenn darnach die Gemeinde das ganze Lied gesungen hatte, mußte der Kirchendiener ihn oft

wecken. Riemenschneider meint, „ein Glück war's, daß man, dieweil er nur wenige Zähne im Munde hatte, gewöhnlich nicht verstand, was er predigte, denn Evangelium war es keines.“

Als Engelhardt Riemenschneider confirmiert war, lernte er das Schneiderhandwerk. Seine Lehrzeit war eine sehr harte. Nachdem er ausgelernt hatte, zog er in die Fremde. „Ich lebte,“ sagt er, „wie meine Umgebung ohne Gott und ohne Hoffnung in der Welt, glaubte aber, wegen der Ausübung der äußeren Form der Gottesdienste, doch ein Christ zu sein, und dachte im entferntesten nicht an eine Gefahr.“ Später kehrte er aus der Fremde wieder in seine Heimat zurück.

Zu jener Zeit sprach man im Kreise seiner Bekannten viel vom Amerikagehen. Er aber wollte davon nichts wissen und riet anderen davon ab. Da, in einer Nacht wachte er auf, und eine innere Stimme sagte ihm: „Du gehst nach Amerika,“ so daß er nicht mehr einschlafen konnte. Am anderen Morgen teilte er seinen Entschluß seinen Eltern mit, die nach einigem Sträuben einwilligten und ihm die Mittel hiezu gaben.

Am dritten Ostertag des Jahres 1835 reiste er nach seiner neuen Heimat ab. Die Reise dahin war zu jener Zeit noch sehr beschwerlich. Erst nach einer 7 wöchentlichen Segelschiffahrt langte er wohlbehalten in Baltimore an. Nach kurzem Aufenthalt in dieser Stadt, wanderte er mit den anderen Einwanderern über die Berge zu Fuß nach Wheeling, welchen Ort er nach 14 tägiger Wanderschaft erreichte.

In Wheeling fand Riemenschneider bald Beschäfti-



Engelhardt Riemenschneider.

gung, und da es ihm, sowie seinen Mitgenossen, gut ging, wurden sie ziemlich leichtsinnig. So stand Riemenschneider eines Tages mit anderen Kameraden in einer Schenke, die von einem Deutschen gehalten wurde. Während sie die Gläser leerten, drängte sich ihm ganz plötzlich die Ueberzeugung auf: „Wenn ihr so fort lebet, geht ihr alle zusammen verloren.“ Die Sünden seiner Jugend traten vor seine Augen und Thränen rannen über seine Wangen herab. Diese Regungen waren wohl bald wieder erstickt. Doch ließ es ihm keine Ruhe. Er wollte ein anderes Leben anfangen und um der Verführung zu entgehen, reiste er 1838 nach Pittsburg, wo er Verwandte hatte. Leider war er auch da bald wieder in die Welt verstrickt. Doch, Gott sei gelobt, in diese Zeit fällt nun der entscheidende Wendepunkt, der seinem Leben eine andere Richtung gab, nämlich seine Befehrung zu Gott. Das Werkzeug hiezu war, wie bei Jacoby, Dr. Wilhelm Nast. Dieser hatte zu jener Zeit von Cincinnati aus auch Pittsburg besucht, um daselbst eine Mission unter den Deutschen anzufangen, was ihm auch gelang. Er predigte in einem Schulhause, welches mit der Rückwand an das Haus stieß, in dem Riemenschneider wohnte. Von seiner Wohnung aus beobachtete Riemenschneider die ersten Versammlungen der Methodisten durch die Fenster.

Als er eines Abends wieder auf seinem Beobachtungsposten stand, hörte er, wie die Leute aus dem Herzen beteten. Das hatte er bis dahin nicht gekannt. Beim darauf folgenden Gottesdienst war er einer der ersten Zuhörer im Saal. Der Prediger predigte über Naemann, den Ausfähigen, und seine Heilung. Die Predigt drang wie ein

Pfeil in Riemenschneiders Herz und es hieß in ihm: „Du bist auch ein solcher Aussätziger! Du leidest an dieser schrecklichen Sündenkrankheit!“

Nach wochenlangem Suchen nach Heilung und Erlösung, und nach vielen Thränen über die vergangenen in Sünde verlebten Tage und Jahre, fand er endlich Ruhe und Frieden mit Gott, und zwar in einer solchen Gebetsstunde, welche am Anfang einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Er ging eines Abends im Bewußtsein seines Elendes und seiner Sündenlast dahin und „in dieser Betstunde“, sagt Riemenschneider, „rang und betete ich, wie ich schon die ganze Zeit her gethan hatte, und suchte die Verheißungen Gottes zu ergreifen; ich hatte den festen Entschluß gefaßt, lieber zu den Füßen Jesu zu sterben, als es je wieder aufzugeben, Ihn zu suchen. Endlich — als die Brüder und Schwestern ein Lied sangen, in welchem die Verheißungen Gottes so recht zum Ausdruck kamen, gab der Herr Gnade, mich Ihm ganz zu übergeben, und Er half mir auch, auf Seine Verheißungen zu trauen. Die schwere Bürde wich von meinem Herzen, und ich wurde mit Friede und Freude erfüllt. Ich fiel nieder und dankte Gott aus vollem Herzen. Die Veränderung war so groß, daß ich sie mir nicht erklären konnte; ich kam mir vor wie ein Träumender.“

Die Befehrung Riemenschneiders bewährte sich in einer Verfolgung, die in Pittsburg ausbrach, und die hauptsächlich von deutschen Wirten hervorgerufen wurde. Auch brachte ihm der Besuch einer Lagerversammlung großen Segen. Bei dieser Versammlung wurde nämlich unter anderen auch ein Mörder, der auf dem Lagergrund er-

schien um den dortigen Brunnen zu vergiften, gründlich zu Gott befehrt.

Nach seiner Befehrung zu Gott verspürte Riemen-
schneider sofort einen großen Drang in sich, für die Ret-
tung seiner Mitmenschen zu arbeiten. Seinen Verwandten
in Deutschland schilderte er die große Veränderung in
einem vier große Bogen langen Brief, welcher im Hei-
matsort in vielen Familien gelesen wurde; aber auch um
die Befehrung seiner früheren Kameraden war es ihm zu
thun. Sie kamen nämlich zu ihm, um ihn zu überreden,
die Wege Gottes wieder zu verlassen und in ihre Gesell-
schaft zurückzukehren. Er aber stellte Stühle um den
Tisch in seinem Zimmer, nahm die Bibel zur Hand und
las ihnen einen Abschnitt aus derselben vor; darnach
nahm er ein Gesangbuch, las ein Lied und forderte sie
auf, mit ihm zu singen, was sie auch thaten. Dann
kniete er nieder und betete mit ihnen. Er erzählte
ihnen hierauf mit bewegtem Herzen, was Gott an sei-
ner Seele gethan hatte, und ermahnte sie, sich ebenfalls
zu Gott zu befehren. Mehrere von diesen jungen Leuten
wurden bald darauf erweckt und zu Gott befehrt; die an-
dern gaben es auf, ihren Kameraden herumzukriegen, und
kamen nicht wieder.

Im Frühjahr 1839 reiste Riemen-
schneider zurück und fand Arbeit in dem gleichen Ge-
schäft, in welchem er früher Anstellung hatte. Mittlerweile
nun hatte Prediger Swahlen von der Bischöfl. Metho-
distenkirche auch in Wheeling gepredigt und eine kleine
Gemeinde gesammelt. Riemen-
schneider wurde ihr Klaf-
führer. Obgleich mit Zittern nahm er dies Amt mit

Freuden an. Konnte er doch auf diese Weise mehr für seinen Heiland thun. Bald wurde die Klasse so groß, daß sie geteilt werden mußte. Gott bekannte sich zu seiner Arbeit. Nicht lange darnach erhielt er den Auftrag, in einem Privathause eine Betstunde zu leiten. Während nun hier Riemenschneider zum ersten Male das Wort Gottes erklärte, wurde einer der Zuhörer erweckt und bald hernach zu Gott bekehrt. Der Prediger der kleinen Gemeinde fand sich darauf veranlaßt, ihm die Erlaubnis zu erteilen, als Ermahner unter ihr zu wirken.

Am darauffolgenden Sonntag hatte Prediger Swahlen auf den Captina Bergen in Monroe Co., Ohio, zu predigen. Und nun forderte er den jungen Riemenschneider auf, ihn in Wheeling zu vertreten, d. h. für ihn zu predigen. Riemenschneider gab seine Einwilligung, ohne überlegt zu haben, was er gethan hatte. Hören wir ihn selbst, wie es ihm dabei erging: „Als Br. Swahlen mich verlassen hatte, bekam ich mächtige Kämpfe mit dem Feinde. Der Versucher wollte mich bewegen, mein Versprechen zu brechen; er flüsterte mir zu: ‚Du wirst nichts hervorbringen können, du wirst verstummen, und die Leute werden dich verspotten und verlachen.‘ Ich meinte schon die spöttisch lachenden Gesichter zu sehen, und es schien mir unmöglich, mein Versprechen zu halten. Der Feind sagte mir ferner: ‚Verlasse die Stadt, dann entgehst du dieser Schande.‘ Doch der gute Geist sagte: ‚Es ist deine Pflicht, dein Wort zu halten.‘ Der Versucher flüsterte wiederum: ‚Melde dich krank, denn es ist besser, dich auf diese Weise aus der Schlinge zu ziehen, als öffentlich zu Schanden zu werden.‘ Darnach hieß es: ‚Das wäre eine

Büße, und diese wird sich kein achtbarer Mann, noch viel weniger ein Christ, zu schulden kommen lassen.' Ich faßte hierauf trotzdem den festen Entschluß, mein Versprechen zu halten und mit der Hilfe Gottes meinen Auftrag auszuführen. Die Zeit, die ich noch vor dem Sonntag hatte, brachte ich mit Nachdenken und Gebet zu. Die innere Unruhe und Furcht wurde immer größer; es trieb mich von einem Orte zum anderen, wo ich unaufhörlich mit Gott rang, mir doch in dieser wichtigen Stunde beizustehen.

„Der Sonntag kam herbei, und ich ging voll Furcht in die Kirche. Ich kniete nieder und betete zu Gott. Als ich von meinen Knien aufstand und mich nieder setzte, fiel mein Blick auf einen Doktor der Medizin und auf einen Advokaten, die zu meinem Schrecken die Thüre herein kamen. Dies beängstigte mich noch mehr, besonders da ich wußte, daß sie eine Predigt beurteilen konnten. Doch — ich gab das Lied aus und betete, und während des Gebetes schenkte mir der Herr Glauben und Freude, so daß ich hätte vor Fürsten und Königen auftreten können.

„Meinen Text nahm ich aus Joh. 3, V. 14 u. 15. Der Herr gab mir Licht in Seinem Worte und begleitete die Predigt mit der Kraft des Heiligen Geistes, so daß die ganze Versammlung bewegt wurde. Dem Doktor rannen die Thränen über die Wangen. Er sagte mir später, er sei an die Zeit erinnert worden, wo er als junger Mann das Evangelium gepredigt habe, und als er seinen gegenwärtigen Stand mit jenem verglichen, hätte es ihn ergriffen, und es sei ihm unmöglich gewesen, seine Gefühle zu bemeistern. Die Versammelten hatten nicht

viel von mir erwartet, aber der Herr half. Ich habe in meinem langen Predigtamte immer gedacht, daß ich nie wieder mit einer solchen Kraft geredet habe. Würde vor jeder Predigt so viel gebetet, wie es vor dieser geschah, dann würde unser Erfolg größer sein."

Die erste besonders erfolgreiche, längere Arbeit im Reiche Gottes verrichtete Riemenschneider in den genannten Captina Bergen. Dort hatten sich viele Schweizer und Elsässer angesiedelt. Riemenschneider blieb einstweilen bei seinem Berufe; er arbeitete in demselben während der Woche so lange, daß er die nötigen Mittel zum Unterhalt verdiente. Die übrige Zeit brachte er in diesen Bergen zu, die 30 Meilen von Wheeling entfernt waren. Alle Wege dahin machte er zu Fuß. Einmal legte er auf einer solchen Tour zweihundert Meilen zurück. Der Erfolg, den ihm hier Gott schenkte, war groß. Er sagt hierüber: „Wenn ich in den Captina Bergen war, predigte ich jeden Abend; in jeder Versammlung hatten wir Bußfertige und in beinahe jeder auch Befehrungen. In einer an einem Wochenabend gehaltenen Versammlung, wo viele Zuhörer zugegen waren, offenbarte der Herr Seine mächtige Gnade, und vier Seelen wurden zu Gott befehrt. Einer von diesen war unser jetzt rastlos thätiger Br. Dr. L. Rippert. Er ging freudig von der Versammlung nach Hause, sein Hallelujah wiederholte in den Bergen, und als er heimkam, schlug er seinem Vater das Lied auf:

„Ich weiß es, ich weiß es und werd' es behalten:
So wahr Gottes Hände das Reich noch verwalten,
So wahr Seine Sonne am Himmel noch pranget,
So wahr hab' ich Sünder Vergebung erlanget.“

(Woltersbori.)

„Es waren schwere und anstrengende Tage, doch möchte ich dieselben nicht aus meiner Lebensgeschichte gestilgt sehen, denn sie geben mir stets schöne Erinnerungen, und ich hoffe mit vielen im Himmel mich zu freuen und Gott zu danken, daß Er uns dort zusammengeführt hat.“

Im Herbst des Jahres 1839 wurde Riemen Schneider dem Prediger Hartmann in Pittsburg als Gehilfe beigegeben und erhielt dann auch die Erlaubnis, als Lokalprediger zu wirken. Zugleich wurde er an die Pittsburger Konferenz zur Aufnahme auf Probe in den Reiseplan empfohlen. Im Frühjahr 1840 wurde er in die Konferenz aufgenommen und an die Ohio-Konferenz, die ihre Sitzung im September hielt, abgegeben.

Riemen Schneider hatte erst durchaus nicht die Absicht, seinen bisherigen Beruf zu verlassen. „Ich kämpfte gegen meine innere Ueberzeugung,“ sagt er, „sowie gegen die äußere Aufforderung, welche von der Kirche an mich erging, und es schien mir geradezu unmöglich, da ich annahm, daß mir alle Eigenschaften für dieses Amt fehlten. — Es war ein mächtiger Kampf in meinem Innern, bis ich endlich zu dem Schlusse kam: ‚Herr nimm mich und brauche mich, wie Du willst, — Du wirfst mir mit der Arbeit und mit den Pflichten auch die Gaben und die Gnade schenken, sie zu erfüllen.‘ Das Gefühl meiner Unwürdigkeit für dieses wichtige Amt hat mich aber nie verlassen.“ So stand es um ihn, als er das erste, zweite, dritte und vierte Examen gemacht hatte und als Ältester ordiniert wurde. Doch er blieb fest.

Im September 1840 wurde ihm an der Ohio-Konferenz die „Allen-Mission“ übertragen und er wählte

Germantown als Centrum, von wo aus er die verschiedenen Teile des Landes besuchte. „Das erste Geschäft, nachdem ich auf meiner Bestellung angekommen war, war das, ein Pferd zu kaufen. Ich wandte mich an Vater Finley, einen der alten Methodistenpioniere. Da ich von Pferden nichts verstand, hielt er mir eine Vorlesung über die Behandlung derselben. Unter anderem sagte er auch, das Pferd sei der beste Freund des Reisepredigers, und dieses müsse ein solcher lieb haben und gut behandeln. Er gab mir dann Anleitung, wie das Pferd zu reinigen und zu füttern sei und kaufte mir ein solches für 40 Dollars von einem Bauern, der zur Kirche gehörte. Das Geld mußte im Laufe des Jahres bezahlt werden. Damit meine Schuld nicht so groß werde, gab mir dann Br. Finley seines Vaters Satteltasche.“

Von hier aus predigte Riemenschneider in Miamisburgh, Dayton, Troy, Piqua, Neu Bremen und Newburg. Eine Erfahrung, die er hier machte, wollen wir auch folgen lassen: „Ich hatte auch einen Predigtplatz bei Neu-Bremen und Newburg. Diese Gegend war in jener Zeit noch schwer zu bereisen, bei Regenzeiten stand das Land unter Wasser, und das Pferd mußte oft bis an den Leib durch dasselbe hindurchgehen. Hier hatte ich eine Versuchung. Es war ein Gottesdienst in einem Schulsehause bei Neu-Bremen ausgegeben. Nun hatte es schon seit einigen Tagen geregnet und regnete immerfort; da dachte ich, welch' einen schrecklichen Weg ich haben würde, und daß in diesem Regen doch niemand kommen könne. Ich sagte zu mir: ‚Du kannst nicht gehen, es ist ganz unmöglich.‘ Mein Kopf fing an, mir wehe zu thun, und

es dauerte nicht lange, so hatte ich auch Leibschmerzen, ja, Weh' war überall, und ich glaubte so krank zu sein, daß, wenn ich auch wirklich auf meine Bestellung gehen wollte, es mir doch unmöglich sei. — Endlich entschloß ich mich, doch zu gehen, und sobald ich diesen Entschluß gefaßt hatte, war alles Weh und jegliches Krankheitsgefühl verschwunden. Ich setzte mich auf mein Pferd und ritt dem Schulhause zu und fand dasselbe gedrängt voll Zuhörer.“

Im Jahre 1841 wurde Riemenschneider von seiner Konferenz beauftragt, die große Nord-Ohio Mission zu gründen. Er packte seine Sachen in seine große Satteltasche und siedelte so zu Pferde nach Delaware über. Sein Arbeitsfeld erstreckte sich von hier aus nach Mount Vernon, Mansfield, Ashland, Worcester, Liverpool, Black River, Vermillion, Norwalk, Sandusky, Thompson, Woodville, Toledo, Defiance, South Ridge, Finley, Lima, Bucyrus und Marion. Um diese Runde zu machen, mußte man vier- bis fünfhundert Meilen reisen, welche Tour Riemenschneider in drei Wochen zu Pferd zurücklegte. Auf diesem Arbeitsfelde wurden besonders viele Katholiken zu Gott bekehrt, unter ihnen auch seine nachmalige Lebensgefährtin, Katharine Ruhfer. Am 9. August 1843 wurde er von seinem Vorst. Ältesten getraut.

Im Herbst 1843 wurde Riemenschneider in die Stadt Louisville versetzt. Auf einem Wagen, vor den er sein Pferd spannte, siedelte er mit seiner Frau dahin über, denn Eisenbahnen gab's zu jener Zeit dort noch nicht. Nach 8 tägiger Reise kamen sie in Cincinnati an. Nun wurde Wagen und Pferd auf ein Schiff gepackt und so

landete er in Louisville. Hier arbeitete er hauptsächlich in der Stadt und in Jeffersonville, zwei Jahre lang im reichen Segen.

Im Jahre 1845 kam Riemenschneider nach Cincinnati als Prediger der Race-Straßen-Gemeinde. Auch hier schenkte ihm Gott reichen Erfolg, so daß in beinahe jeder Klasse und Betstunde Sünder erweckt und bekehrt wurden. Auch war er an diesem Orte einmal gefährlich krank und dem Tode nahe. Er hatte das Gallenfieber; als dies vorüber war, folgte das Wechselfieber.

Im Herbst 1846 wurde er nach Pittsburg versetzt; aber schon im Jahre 1847 finden wir ihn als Vorstehenden Ältesten auf dem Nord Ohio Distrikt. Hier gabs viele beschwerliche Reisen und lange Touren. In dieser Zeit schenkte ihm auch Gott den Segen der Herzensheiligung, welcher ihm in seinem ferneren Wirken, auch in Deutschland, bewahrt blieb.

Im Herbst 1850 erhielt er dann den Ruf als Missionar nach Deutschland zu gehen. Er sträubte sich zuerst sehr dagegen; aber er wollte Gottes Willen thun und folgte.

In Deutschland war sein erstes Arbeitsfeld Frankfurt a. M. Auf seinem Wege dahin von Bremen aus besuchte er seinen Geburtsort Cubach und predigte daselbst. Als er abgereist war, wollte ein Gensdarm ihn gefangen nehmen wegen unerlaubten Versammlunghaltens. In Frankfurt a. M. angekommen, nahm er zuerst Wohnung im Hotel Drexel. Nach vielen Mühen erhielt er endlich, mit Hilfe des amerikanischen Konsuls, vom Senat die Erlaubnis sich niederzulassen. Riemenschneider hielt in Frankfurt selbst sowohl, als auf den Plätzen, die er von

hier aus besuchte, große Versammlungen. Wie er verfolgt wurde, haben wir in einem früheren Kapitel gesehen. Bleibenden Segen von seiner Arbeit hatte besonders das Städtchen Friedrichsdorf bei Bad Homburg. Die Gemeinde dort, größtenteils aus Nachkommen von Hugenotten bestehend, bewahrt ihm ein treues Andenken.

In Frankfurt selbst ging es ihm sehr wunderlich mit dem gemieteten Saale am Hirschgraben. Dieser befand sich im Hause eines Advokaten. Mehrere Monate hatte Riemenschneider in diesem Saale gepredigt. Da, als er dem Hauswirt eines Morgens die Miete brachte, sagte derselbe: „Herr Missionar, diese Versammlungen kann ich nicht länger im Hause haben. Ich dachte, als Sie mieteten, es würden bei Ihnen einige religiöse Personen wie — hier nannte er einige fromme Personen aus den höheren Ständen — zusammen kommen und ein religiöses Kränzchen halten, was ich mir hätte gefallen lassen. Aber da kommen Straßenfeger, Holzspalter, Leute die schon im Zuchthause gefessen haben und sogar Bauern!!“ Riemenschneider erwiderte ihm, daß er doch selbst einsehen müsse, wie es sich nicht der Mühe lohne, von Amerika zu kommen, um einige kleine religiöse Kränzchen zu halten. Gerade dieser von ihm erwähnten Leute halber sei er gekommen u. s. w. Doch er mußte ausziehen und ein anderes Lokal suchen.

Im Jahre darauf wurde Riemenschneider jedoch schon nach Bremen versetzt, woselbst er bis zum Jahre 1854 im Segen arbeitete. Von Bremen ging's nach Bremerhaven. Hier entwickelte er eine gesegnete Thätigkeit unter den Auswanderern; auch Schiffszimmerleute, Maler, Ma-

trofen und andere wurden erweckt und bekehrt. Im Jahre 1857 finden wir ihn in Zürich in der Schweiz. Man wollte ihn hier zuerst auch nicht wohnen, noch viel weniger wirken lassen. Endlich, nachdem sich der amerikanische Konsul in Bern, Herr Fay, ernstlich für ihn verwendet hatte, konnte er in Zürich dauernd Aufenthalt nehmen. Ein jüngerer Prediger, H. z. Jakobsmühlen, hatte das Werk in Zürich begonnen. Riemenschneider leitete es mit ganz besonderem Erfolge weiter. Die Leute kamen vier bis fünf Stunden weit über die Berge herüber um Gottes Wort zu hören. Von hier aus kam er mit seinen Gehilfen bis nach Winterthur, Affoltern, Uster, Schaffhausen, Gorgen u. s. w. In Obfelden wurde der Gemeinderatspräsident und Amann Schneebeli, der heutige werthe Vater in Christo, Prediger Joh. Schneebeli, bekehrt und bald darauf ins Predigtamt berufen. In Zürich besuchte auch Jacoby die Gemeinde. Als zu dieser Zeit im Gasthof zum Pfauen, unweit des Versammlungslokales, Tanz abgehalten wurde, sagte Jacoby zu Riemenschneider: „Diesen Tanzsaal sollten wir zu einer Kapelle haben.“ Und siehe, bald darauf wurde das Haus gekauft und der Tanzsaal in einen Betsaal verwandelt. Der „Pfauen“ war Jahre lang ein Ort des Segens für viele, bis vor einigen Jahren die neue Kapelle gebaut wurde, nicht weit vom „Pfauen“ entfernt.

In Gorgen war eine heftige Verfolgung ausgebrochen. Die Einwohner hatten beschlossen, denjenigen Methodistenprediger, der es wagen würde, wieder zu kommen, durchzuprügeln und in den See zu werfen. An jenem Abend aber hielt es Riemenschneider für geboten,

nicht dahin zu gehen. Die Aufregung sollte sich erst etwas legen. Ein Basler Missionszögling, der die bestellte Versammlung halten wollte, wurde als „verkappter Methodist“ verhöhnt und heftig geschlagen. Die Aufregung gegen die Methodisten war daselbst so groß, daß die Versammlungen zunächst eingestellt werden mußten. Aber auch hier legte sich Consul Fan ins Mittel, und erst nachdem die Angelegenheit bis vor den Bundesrat gekommen war und das Bezirksgericht sich damit beschäftigt hatte, gab es Ruhe, so daß die Versammlungen wieder gehalten werden durften. Es war Vater Isler, der den Mut hatte, die Prediger wieder in sein Haus aufzunehmen, und der ihnen Erlaubnis gab, in seinem eigenen Hause die Gottesdienste wieder zu beginnen. Br. Isler war gleich beim Beginn des Werkes zu Gott bekehrt worden. Sein Herz war erfüllt mit inniger Liebe zu seinen Mitmenschen; er besuchte die Kranken der ganzen Umgegend, redete mit ihnen über ihren Seelenzustand und betete mit ihnen.

Nach reichgesegneter Wirksamkeit in der Schweiz wurde Riemenschneider im Jahre 1862 nach Ludwigsburg, Württemberg versetzt. Es war ihm schwer, sich an den Gedanken, nach Ludwigsburg überzusiedeln, zu gewöhnen. War es vielleicht eine Ahnung davon, daß er hier das Liebste, was er auf Erden hatte, begraben sollte? Und doch, als er in Ludwigsburg angekommen war, fand er bald aus, daß auch hier ihm warme Herzen entgegen schlugen. Hier fand auch sein ältester Sohn Carl die beste Gelegenheit, sich in einer guten Schule, auf dem Salon, welcher von den Söhnen der Familie Paulus geleitet wurde, auf seinen späteren Beruf vor-

zubereiten. Vor Riemenschneiders Ankunft war ein Teil eines Gasthofes (das Waldhorn) angekauft und der geräumige Tanzsaal in ein Gotteshaus umgewandelt worden.

Riemenschneider bediente nun unter der treuen Mitarbeit eines Gehilfen den großen Bezirk von mehr als 20 Stationen und war zugleich Vorst. Ältester über den süddeutschen Distrikt, der sich bis über Frankfurt a. M. hinaus ausdehnte. Von Bedeutung für die damalige methodistische Jugend in Deutschland und der Schweiz war der selige Heimgang seiner Tochter Helene. Da zu jener Zeit alles ausführlich im Evangelist und Kinderfreund berichtet wurde, erfuhren auch die jüngeren Mitglieder der Kirche, welche Kraft zum seligen Sterben wahres Christentum bringt.

Wir lassen hier etwas über den Heimgang dieser 1. Tochter folgen: Helene Riemenschneider war, obgleich damals erst 15 Jahre alt, ein sehr verständiges Kind. Ihr Platz in der Schule war stets der erste. Die gewöhnlichen Vergnügungen der Welt waren ihr zuwider. Sie verbreitete überall Liebe und Wohlwollen, und jedermann hatte sie gern. Nachdem sie früher schon schwere Krankheiten durchgemacht hatte, wurde sie in Ludwigsburg nach und nach so leidend, daß ihr Ende heran kam. Ihr Vater schreibt hierüber wie folgt: „Ich wurde plötzlich zu der Kranken gerufen, und als ich an ihr Bett kam, lag sie in einem Starrkrampfe und sah aus wie eine Tote. Ich hob sie ein wenig auf, und bald kam sie wieder zu sich. Ihre Mutter fragte sie: ‚Wo bist du denn gewesen, mein liebes Kind?‘ — ‚Ach,‘ sagte sie, ‚ich bin beim

Heiland gewesen; nun weiß ich gewiß, daß ich selig werde, denn Er hat mich angenommen, und ich gehe jetzt gern in den Himmel.' Die Mutter sagte: 'Kind, ich möchte mit dir gehen.' Doch Helene wies auf ihre Geschwister hin und sagte: 'Mutter, du mußt noch hier bleiben, wirst mir aber bald folgen.' (Die Mutter starb zwei Jahre später auch in Ludwigsburg.) Ich sagte ihr dann: 'Wir müssen aus Gnaden selig werden.' — 'Ja, lieber Vater,' erwiderte sie, 'wie gut ist doch Gott, daß Er uns aus Gnaden selig macht, denn wenn ich die Seligkeit hätte verdienen sollen, dann wäre ich verloren gegangen.' Hierauf sagte sie: 'Lieber Vater, nun habe ich noch einen Auftrag an dich: Wenn du meine Leichenpredigt hältst, dann sage den Kindern, sie sollen sich früher bekehren als ich, sonst möchte es zu spät werden.' Nachdem sie dies gesagt hatte, leuchtete ihr Angesicht von reiner himmlischer Wonne und sie rief mit lauter Stimme: 'Hallelujah! Hallelujah! Gloria!' Dann bekam sie einen leichten Hustenanfall, legte den Kopf zurück und war tot. Ich dachte: 'Ist das Sterben? Nein, sie ist in Elias Wagen heim in den Himmel gefahren.'"

Der Einfluß Riemenschneiders auf die Gemeinde war ein äußerst wohlthuender. Durch körperliche Gebrechen später an der Arbeit auf den Außenstationen verhindert, hatte die Gemeinde an ihm einen ausgezeichneten Seelsorger.

Der schwerste Schlag, der ihn in seinem Leben getroffen hat, war der Tod seiner lieben Frau. Sie war eine ausgezeichnete Gattin, eine hervorragende Erzieherin ihrer Kinder, und durch ihre stille Thätigkeit eine wohlthuende Erschei-

nung in der Gemeinde. Riemenschneider sagt von ihr: „Ihr Sinn und Herz war schon im Jahre vor ihrem Heimgang im Himmel; sie atmete Himmelsluft ein. Wenn je ein Herz ganz ungeteilt dem Herrn geweiht war, so war es das ihrige. Kurz vor ihrem Heimgang sang sie den Vers: ‚O Jesu, wie süße bist Du‘ mit klarer, ja man kann sagen mit Engelsstimme. Ihr letztes Wort war: ‚Ich gehe jetzt heim zu meinem Heilande.‘ Dann atmete sie langsamer und langsamer, bis ihr Geist entflohen war.“

Riemenschneider schreibt später noch von ihr: „Die Erziehung meiner Kinder durch meine liebe Frau hat nach ihrem Tode noch Frucht getragen. Meine Kinder — sie hinterließ ihm 7 an der Zahl — sind jetzt alle Glieder der Kirche, und ich darf hoffen, daß wir einst im Himmel eine unzertrennliche Familie bilden.“

Im Jahre 1866 mußte Riemenschneider abermals wandern. Er wurde an die blühende Gemeinde nach Basel versetzt. Hier starb sein jüngster Sohn, Ernst, selig in Gott. Auch diese Gemeinde hatte an Vater Riemenschneider einen frommen Seelsorger, den sie nicht vergessen wird. Riemenschneider war in Basel abermals zugleich Vorst. Ältester des West Schweizer Distrikts. In der Bedienung der Gemeinde leisteten ihm treue Gehilfen gute Dienste.

Doch — nun war die Arbeit Riemenschneiders gethan. Er entschloß sich, nach Amerika zurückzukehren. Im Jahre 1870 nahm er von der Konferenz in Karlsruhe Abschied. Er hatte 19 Jahre bei erfolgreicher Arbeit in Deutschland und der Schweiz zugebracht. Sein heiligher Einfluß, den er auf die Gemeinde sowohl, als auch

auf seine jüngeren Kollegen ausübte, wird fortwirken, so lange das Werk besteht.

Sechs Stunden vor der Kriegserklärung vonseiten Frankreichs an Deutschland, im Jahre 1870, schiffte sich Riemenschneider in Havre ein. Im Amerika angekommen, hatte er zunächst eine Ruhezeit. Dann aber war er noch einmal als Prediger in Alleghany City thätig und bediente auch noch vier Jahre den Nord Ohio Distrikt als Vorst. Ältester. Im Jahre 1877 trat er in den Ruhestand, nachdem er beinahe 40 Jahre im Dienste des Herrn thätig gewesen war. In Cleveland, Ohio, predigt er hie und da noch und wartet dort als betagter Vater auf das Kommen des Herrn. *) In der Geschichte des Methodismus in Deutschland und der Schweiz wird sein Name stets mit Dankbarkeit genannt werden.

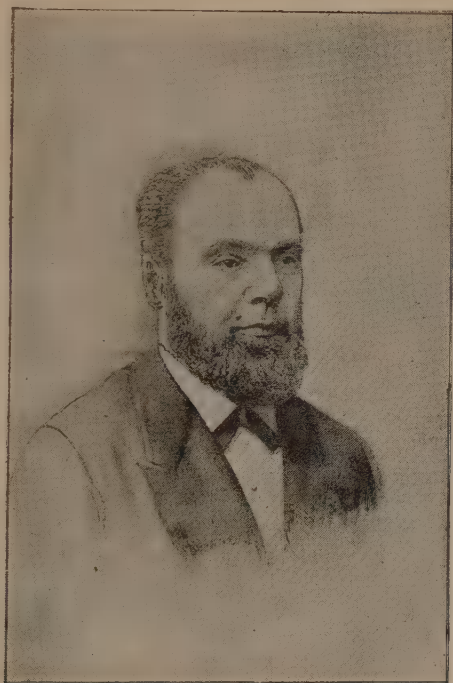
Wilhelm Schwarz.

In dem Dorfe Ober-Achern, nahe bei der Amtsstadt Achern, im Großherzogtum Baden, erblickte am 14. Februar 1826 Wilhelm Schwarz das Licht dieser Welt. Sein Vater war Maurermeister und bekannte sich zur römisch-katholischen Kirche. Schon sehr frühe verlor Wilhelm seine Mutter, wie auch die einzige Schwester. Unter seiner zweiten Mutter, auf deren Pfllege er angewiesen war, hatte er eine harte Jugend. Nachdem er etwas heran gewachsen war, besuchte er die Dorfschule; durch seine Klugheit, und

*) Während wir Obiges schrieben kam von dort die Nachricht: „Vater Riemenschneider sehe ich oft und freue mich über seine Geistesfrische. Er nimmt Sonntags nie eine Pferdebahn, wenn er zu predigen hat bei uns, sondern läuft die Stunde Wegs zu Fuß.“

mit seinem frischen Gesicht gewann er bald die Herzen vieler Leute und war der Liebling seiner streng katholischen Umgebung. Schon als Schulknabe äußerte er wiederholt den Wunsch, einmal Pfarrer werden zu dürfen. Auch war es ihm stets sehr angelegen, als Messknabe die kleinen Altardienste bei der Messe zu verrichten. Voll Lernbegier nahm der mit rascher Auffassung begabte Knabe alles, was ihm die Dorfschule bieten konnte, in sich auf. Als er etwa 12 Jahre alt war, quälte ihn der Gedanke, daß er nun bald die Schule verlassen und sich dem Beruf seines Vaters widmen solle, und so gestand er eines Tages dem erstaunten Priester seines Heimatsortes, wie gerne er eine höhere Schule besuchen möchte, um dann studieren zu können und Priester zu werden.

Der Dorfpfarrer nahm sich des Knaben an, gab ihm Unterricht, natürlich unentgeltlich, und bereitete ihn für die höhere Schule vor. Im Jahre 1841 konnte Wilhelm mit Ueberspringung der unteren Klasse in das großherzogliche Lyceum zu Rastatt aufgenommen werden. Da sein Vater nicht imstande war, ihn zu unterstützen, so wurde auf sonstige Weise für seinen Unterhalt gesorgt. Sein Betragen als Schüler des Lyceums war musterhaft und sein Fleiß außergewöhnlich, worüber ein noch vorhandenes Zeugnis aus jener Zeit Aufschluß giebt. Seinen Fleiß kennzeichnet, daß er öfters bis spät in die Nacht hinein studierte, und um sich wach zu halten, die Füße in kaltes Wasser stellte. Unter diesen Umständen hatte er auch die Freude, Privatstunden erteilen zu dürfen. So unterrichtete er unter anderen auch die Kinder eines Generals der Festung.



Wilhelm Schwarz.

Nachdem Wilhelm Schwarz das Gymnasium absolviert hatte, siedelte er, 19 Jahre alt, auf die Universität Freiburg über. Hier ging anfangs scheinbar alles gut. Er schloß sich sofort einigen römisch-katholischen Pfarrern an, machte Fußreisen mit ihnen und war gerne bei ihnen gesehen. Aber gerade dieser vertraute Umgang mit Vertretern dieser Kirche und das um so mehr, je näher er ihnen kam, weckte den Gedanken in ihm, ob er denn auch bei der Wahl seines künftigen Berufes das Richtige getroffen habe. Der Zweifel daran, samt der Unruhe darüber, wurde immer stärker, und nach schweren inneren Kämpfen, die damit endigten, daß er davon überzeugt wurde, in dem erwählten Berufe keine Befriedigung zu finden, entschloß er sich, das Studium der katholischen Theologie aufzugeben und — nach Amerika zu gehen. Waren doch gerade damals so vieler Leute Augen nach diesem Lande gerichtet.

Bald darauf erhob er sein kleines mütterliches Vermögen, stellte sich mit Hilfe dieses Geldes einen Ersatzmann beim Militär und reiste durch Frankreich über Havre nach der neuen Welt. Er landete dort am 2. Juli 1845 in New-York.

In Amerika machte er zuerst recht bittere Erfahrungen. Beim Landen war ihm im Gewühl seine ganze Barschaft gestohlen worden. Er war sofort genötigt, ein Paar gute Schuhe zu verkaufen um Geld zu bekommen, damit er wenigstens ein Nachtquartier bezahlen konnte. Und nun — was sollte er in Amerika unter diesen Umständen anfangen? Die englische Sprache, ein so guter Student er sonst auch war, hatte er leider nicht gelernt.

In dem nahen New-Jersey fand er nach vielem Suchen bei einem Farmer Arbeit auf einem Rübenfeld. Aber der junge Mann konnte diese ungewohnte Arbeit, bei der sengenden Sonnenglut nicht verrichten. Fast ohnmächtig sank er am Abend hin, und der Farmer erklärte ihm sofort, daß er kranke Leute nicht gebrauchen könne. Enttäuscht ging er wieder in seinen Gasthof zurück und klagte dem Besitzer desselben, der ein Deutscher war, seine Not. Dieser gab ihm nun Beschäftigung in seiner Wirtshaft; auf die Dauer aber war dies kein Platz für ihn, und nach einiger Zeit finden wir den vormals so fleißigen Studenten in Arbeit stehend bei einem Schmied.

In dieses Haus hatte ihn Gott geführt. War auch die Arbeit ungewohnt und schwer, so verdiente er doch sein tägliches Brot, und, was von Bedeutung war, er hatte ein Heim gefunden. Die Frau seines Brotherrn war nämlich eine fromme Frau, eine gottesfürchtige Christin. Sie gehörte als solche der Bischöfl. Methodistenkirche an. Schwarz hatte sich das Vertrauen dieser Frau dadurch erworben, daß er in seinen Freistunden ihren Kindern bei den Schulaufgaben half. Und nun lud sie ihn ein, mit ihr in die Sonntagschule zu gehen und auch die Gottesdienste für Erwachsene zu besuchen.

Wilhelm Schwarz folgte dieser Einladung, und hier hörte er zum ersten Male, durch den Mund des frommen Predigers J. C. Lyon, das teure Evangelium. Es machte einen tiefen Eindruck auf den römisch-katholischen Jüngling; nicht minder aber gefiel ihm das Gemeindeleben dieser Christen, die Liebe, welche die Mitglieder unter einander hatten. Auch lernte er in der Schmiede-

werkstatt, unter seinen Mitarbeitern einen jungen Mann, namens Rothweiler, kennen, den nachmaligen Dr. Rothweiler, welcher ihm Mut machte, sich zu Gott zu befehlen. Schwarz folgte seinem Rat, und am Gründonnerstag des Jahres 1846 fand er in dieser Gemeinde den köstlichen Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesum Christum.

Damit war Schwarz gerettet. Das Alte war vergangen, und siehe, es war alles neu geworden. Bald suchte er sich auch bei andern, die noch ferne von Gott waren, nützlich zu machen. Er lud sie zu den Gottesdiensten ein und sprach mit ihnen über ihr Seelenheil. Dem Prediger Lyon entging das nicht, und auf die Empfehlung der Gemeinde erteilte er ihm die Erlaubnis als Ermahner zu wirken. Ja, am 8. Dezember 1846 erhielt er sogar die Erlaubnis, zu predigen, und zwar als Vokalprediger.

Seine erste Predigt hielt Schwarz an einem Abend in Newark. Er war dabei so befangen, daß er ganz vergaß, den Text, auf den sich seine Predigt stützte, vorzulesen. Aber während der Rede verlor sich bald diese Beflommenheit, und aus dem Herzen heraus floss das, was er selbst erfahren hatte, in einer Weise, daß, als er mit einer Einladung an Bußfertige seine Predigt schloß, zehn Personen an den Altar hervorkamen, und um die Fürbitte der Gemeinde baten. Die Brüder Prediger aber bewillkommten ihn herzlich in ihren Reihen und ermutigten ihn mit dem Hinweis auf diesen sichtbaren Erfolg, als den besten Beweis für Seine Berufung zum Predigtamt.

Am 13. März 1848 wurde Schwarz in die New-Yorker Konferenz aufgenommen und zunächst nach Bloomingdale — jetzt 40. Straße — als seiner ersten Gemeinde gesandt. Er war hier äußerst thätig; auch nahm er regen Anteil an der Missionsarbeit in einem berücktigten Stadtteile New-Yorks, Five Points genannt. Ebenso predigte er des öfteren in dem zu einer Kapelle eingerichteten Schiffe, dem sog. Bethelschiff. Auf dem Wege dahin erlitt er einmal einen bedeutenden Unfall. Er wurde nämlich überfahren und mußte darauf 6 Wochen im Hospital zubringen. Aus dem Hospital entlassen, predigte er eine Zeit lang auf Krücken gestützt zu seiner Gemeinde.

Am 17. Juni 1849 trat Schwarz in den Ehestand mit Caroline Fröh, welche ebenfalls aus Achern, im Großherzogtum Baden, stammte. Er fand in ihr eine treue Lebensgefährtin.

Im Mai 1850 wurde er nach Baltimore versetzt. Hier ging er mit Eifer den verlassenen Deutschen nach und hielt öfters Straßenpredigten, welche reich gesegnet waren. Zwei Jahre später wurde er Prediger der 2. Straßen Gemeinde in New-York. Mit besonderer Liebe wurde er von seiner Muttergemeinde aufgenommen und arbeitete auch in ihr im Segen Gottes. Im Jahre 1854, also abermals nach zwei Jahren — nur so lange durfte nämlich damals ein Prediger an einer Gemeinde bleiben — zog er nach Albany. Während seiner Arbeit hier hielt er einige Vorträge über den Einfluß des Wortes Gottes auf das staatliche Leben der Völker, welche großes Interesse erweckten. Schon im Sommer 1855 wurde

ihm in Newark, im Staate New-Jersey, wieder ein neues Arbeitsfeld angewiesen. Während seines Aufenthaltes hier entging er mit den Seinen nur mit knapper Not dem Tode. Das Schiff, auf welchem er eines Tages mit den Seinigen eine kleine Reise machte, geriet in Brand, und mit großer Mühe wurden die Reisenden vermittelst Schleppdampfer gerettet. Sein Dienstmädchen sprang ins Wasser und ertrank.

Im Jahre 1857 wurde Schwarz zum Distrikts-Ältesten des New-Yorker Distrikts ernannt. Als solcher war er sehr thätig. Fast allabendlich predigend, Sonntags meistens zwei- bis dreimal, auch in englischer Sprache, finden wir ihn beständig unterwegs. Auch während dieser Thätigkeit war sein Leben wiederholt gefährdet. Einmal hatten Feinde der Methodisten den Wein im Abendmahlsfelch vergiftet, was zur rechten Zeit entdeckt wurde, und ein anderes Mal drang ein Raubmörder in seine Wohnung ein. Schwarz erwachte, trat dem finsternen Manne entgegen und schlug ihm die geladene Pistole aus der Hand. Diese Waffe lag in späteren Jahren beständig auf seinem Schreibtisch als Erinnerungszeichen an den Schutz und Beistand seines Gottes.

Wiederholt war an Schwarz die Anfrage ergangen, ob er nicht als Missionar nach Deutschland gehen wolle. Es fiel ihm nicht leicht, diesem Rufe zu folgen. Hatte er doch erst vor kurzem seine betagten Eltern zur Uebersiedelung nach Amerika veranlaßt, nach Morrisiana, einer Vorstadt New-Yorks, und nun sollte er sie schon auf Jahre hinaus, vielleicht für immer, verlassen?

Doch immer ernster kam der Ruf, und endlich er-

klärte er den Bischöfen Morris und Janes seine Bereitwilligkeit, nach Deutschland zu gehen. Am 12. Juni 1858 erfolgte seine Abreise von New-York, nachdem noch zuvor in der 2. Straßen Gemeinde eine herzliche Abschiedsfeier stattgefunden hatte. Auf dem Dampfer Northern Light kam er nach einer ziemlich stürmischen Fahrt am 27. Juni, an einem Sonntag, in Bremerhaven an. Schwarz begab sich sofort in die dortige Kapelle der Bischöfl. Methodistengemeinde. Hier hatte Br. C. H. Döring soeben seine Predigt beendet und war an den Altar getreten, um das heilige Abendmahl auszuteilen, als Schwarz eintrat. Ein feierliches Wiedersehen dieser Knechte Gottes in einem so ernststen Augenblick! Hatten sie sich doch acht Jahre nicht gesehen. Am Abend schon predigte Schwarz zu einer aufmerksamen Gemeinde über „das teuer werthe Wort“. 1. Tim. 1, 15.

Sein erstes Arbeitsfeld in Deutschland war Bremen. Neben der Pflege der Gemeinde beteiligte er sich an der Uebersetzung und an der Herausgabe guter Jugendschriften. Auch erteilte er für kurze Zeit theologischen Unterricht an der neu gegründeten Missionsanstalt, und nach dem Heimgang des ersten Hausvaters derselben, Th. Garnier, versah er für mehrere Monate dessen Stelle. Doch nur kurze Zeit blieb Schwarz in Bremen.

Am Mittwoch den 1. Februar 1860 erhielt er vom Superintendenten Jacoby die Weisung, nach Berlin überzusiedeln, um dort Ripperts Stelle einzunehmen, der in Basel eine Mission beginnen sollte. Am Freitag darauf reiste Schwarz dahin ab. In Berlin fand er bereits eine kleine Gemeinde von ca. 40 Besuchern des Gottes-

dienstes und eine schöne Sonntagschule von 160 Kindern. Letztere besonders hatte in Schwarz einen eifrigen Beförderer und Pfleger; die Zahl der sie besuchenden Kinder wuchs rasch auf über vierhundert. Sehr zu statten kam es der jungen Mission, daß der damalige amerikanische Gesandte am preussischen Hofe, der frühere Gouverneur des Staates Indiana, Joseph Bright, sich als treues Mitglied der Bischöfl. Methodistenkirche bewies und Br. Schwarz in jeder Hinsicht unterstützte. Schon damals wurde der Gedanke, eine eigene Kirche in Berlin zu bauen, gehegt und gepflegt.

Auch an Anfeindungen seitens eines unduldsamen Theils der Berliner Pastoren der Staatskirche fehlte es nicht. Schwarz wies in geschickter Weise die Ungerechtigkeit solcher Anfeindungen nach und gewann das Vertrauen mancher teurer Gottesmänner jener Zeit, wie des Pastor Kunze, des Dr. Hoffmann und besonders auch des später auf dem Gebiet der nach amerikanischem Muster eingeführten Sonntagschule so thätigen Brochnow.

Im Jahre 1862 wurde Schwarz nach Basel, Schweiz, versetzt und wurde so wieder Ripperts Nachfolger. Die stattliche Kapelle, welche bei Br. Schwarz Ankunft bereits im Bau begriffen war, konnte bald eingeweiht werden. Aber hier fesselte ihn ein langdauerndes Nervenfieber ans Krankenbett. Die Brüder Gisler und Mesmer wurden ihm nacheinander als Gehilfen gesandt.

Drei Jahre später, im Jahre 1865, finden wir Schwarz in Biel als Vorst. Ältester des West-Schweizer Distrikts und zugleich als Prediger der Bieler Gemeinde.

Auch hier nahm das Werk trotz vieler roher Anfeindungen zu. Von Biel aus wurden auch die Gemeinden Bern und Neuchâtel gegründet. Ein Vortrag von Schwarz über den „Methodismus“, gehalten am 28. Januar 1866 im Casino-Saal zu Bern, fand in den von Dr. Güder redigierten Hirtenstimmen eine heftige Kritik, gegen welche sich Schwarz jedoch meisterhaft verteidigte.

Doch nur ein Jahr blieb Schwarz in dieser Stellung. Im Jahre 1866 wurde eine Mission unter den Deutschen in Paris, Frankreich gegründet und Br. W. Schwarz als Missionar dahin berufen. Hier arbeitete er in großem Segen unter unsern deutschen Landsleuten, die sich zu jener Zeit zahlreich in der französischen Hauptstadt zusammen gefunden hatten. Besondere Aufmerksamkeit schenkte er den jungen Männern; sie fanden in seinem Hause eine Heimat. Schwarz führte manche von ihnen zum Herrn und bildete sie zur Mitarbeit heran. Ein Brief, den der junge Philipp M. . . damals an seinen Bruder schrieb, zeugt von dem regen geistlichen Leben, das sich entfaltet hatte. Auch dieser wurde zu jener Zeit zu Gott bekehrt und noch heute finden sich da und dort in verschiedenen Ländern zerstreut solche, welche in Paris unter Schwarz's Arbeit den Herrn fanden.

Da brach im Jahre 1870 der große Krieg zwischen Deutschland und Frankreich aus. Die Deutschen mußten Paris verlassen, und die schöne Gemeinde wurde aufgelöst. Schwarz hielt zwar auf seinem Posten so lange wie möglich aus. Aber der Haß gegen die Deutschen wurde immer größer, bis er, wie Schwarz selbst erzählt, zum völligen Fanatismus ausartete und man sogar in jeder deut-

ischen Frau, selbst in französischen Nonnen, Spione, verkleidete preussische Offiziere, vermutete. Der amerikanische Gesandte, unter dessen Schutz die Deutschen gestellt waren, riet denselben zur schleunigen Abreise. Schwarz schreibt nun: „Es war mein fester Entschluß, in der Stadt zu bleiben, so lange ich meine Gemeinde haben würde, selbst während einer Belagerung. Meine Familie suchte ich in Sicherheit zu bringen, indem ich einen Sohn auf seinen Wunsch hin nach Amerika und die übrigen Familienglieder nach der Schweiz sandte. Noch hoffte ich mit meinem ältesten Sohne in Paris bleiben zu können und versah mich mit den nötigen Lebensmitteln. Am 28. August, nachdem bereits die Schlachten bei Weißenburg, Wörth und bei Gravelotte geschlagen waren, predigte ich noch zweimal zu gut besuchten Versammlungen, als in der darauf folgenden Woche die Ausweisung aller Deutschen, die binnen drei Tagen Paris verlassen mußten, beschlossen, und das Dekret an allen Straßenecken angeschlagen wurde. Nun war meine Arbeit in Paris gethan, denn jeder deutsche Gottesdienst war aufgehoben.“

Schwarz war zwar Amerikaner; aber man kannte ihn als den Prediger der Deutschen, und das war genug, um verdächtig zu sein. Nachdem er noch den deutschen Mitgliedern seiner Gemeinde zu ihren Pässen verholfen hatte, reiste auch er mit seinem ältesten Sohne Karl am 1. September des Abends aus Paris ab der Schweiz zu.

Die Bahnhöfe waren überfüllt, und es herrschte eine grenzenlose Verwirrung. Nur mit Mühe gelang es Schwarz, zwei Plätze in Gesellschaft wilder betrunkenen Turkos im Eisenbahnwagen zu erobern. Auf der Fahrt hatte er mit

seinem Sohne stets in deutscher Sprache verkehrt. Da, um die Mitternacht, fuhr plötzlich einer der Turkos, der sich bisher schlafend gezeigt hatte, auf, „und,“ schreibt Schwarz, „seine Hände um meinen Hals drückend, schrie er: „Est-ce que vous êtes aussi une de ces canailles prussiennes? (Sie sind wohl auch eine dieser preussischen Kanaiillen?) Ich antwortete ihm sofort: „Je suis Américain, Monsieur“ (Ich bin Amerikaner, mein Herr); da ließ er ab von mir.“ Von nun an unterließen es beide wohlweislich, sich in deutscher Sprache zu unterhalten. Nach 25 stündiger Fahrt kamen sie wohlbehalten in Neuchâtel an. Bei einer angesehenen Familie in Bern fand der Flüchtling Herberge.

Bei der Jährlichen Konferenz des Jahres 1871 wurde Schwarz der Karlsruher Distrikt übertragen samt der Aufsicht über die Gemeinde daselbst.

Im Jahre 1874 jedoch hielt er es für seine Pflicht, nach Amerika zurückzukehren. Dort trat er sofort wieder in seine frühere Konferenz ein und wurde an die Gemeinde in Melrose versetzt. Und hier sollte er seine Arbeit auf Erden auf immer niederlegen.

Es geschah dies ganz rasch. Vierzehn Tage vor seinem Heimgang fing er an, über ein kleines Geschwür am Halse zu klagen, welches in wenigen Tagen in einen gefährlichen Carbunkel ausartete. Ueber seine letzten Stunden schreibt einer seiner Söhne: „Keine Klage kam über seine Lippen wegen seines nahen Hinscheidens. Sein Glaube an seinen Heiland und Erlöser gab ihm eine süße ungestörte Ruhe. In seinen schmerzvollsten Stunden war sein einziger Wunsch, daß sein Denken klar sein möchte,

damit er das Gebet der ihn besuchenden Brüder hören könnte. Einem Prediger sagte er, als über die bevorstehende Jährliche Konferenz gesprochen wurde: „Ich werde wohl noch vor der Konferenz die beste Bestellung bekommen, die mir je zu teil werden kann.“ Noch in der Nacht, in welcher er starb, schien er durch das brünstige Gebet eines Bruders viel Trost zu erhalten, obgleich er zu schwach zum Sprechen war. Um 4 Uhr morgens am 13. März 1875 starb er sanft ohne Kampf.“

Wilhelm Schwarz hat auch einen Teil seiner besten Kräfte dem Werke der Bischöfl. Methodistenkirche in Deutschland und der Schweiz geweiht. Er war insbesondere ein guter Prediger. Welchen Fleiß hat er aber auch auf die Ausarbeitung seiner Predigten verwendet! Die im Besitze seines ältesten Sohnes sich befindenden Entwürfe und sonstige wertvolle Arbeiten sind ein deutlicher Beweis hievon. Auch verstand es Schwarz meisterhaft, die zahlreichen Angriffe auf den Methodismus zurückzuweisen. All' das Gute, das Schwarz für seinen Herrn und Meister in Deutschland und der Schweiz gethan hat, wird ebenso unvergessen bleiben, wie die gesegnete Arbeit seiner Mitarbeiter.

Das Andenken des Gerechten bleibet im Segen!



Nachtrag zu Seite 110. Zu der Anerkennung, die Jacoby vonseiten der Bischöfe erhielt, fügte die Wesleyan University of Middleton, Connecticut, U. St. of Nord-America, die weitere Anerkennung, daß sie ihm im August des Jahres 1865 den Titel eines Doktors der Theologie verlieh.

Fünfzehntes Kapitel.

Der heutige Stand des von Jacoby
begonnenen Werkes.

Hat der Methodismus in Deutschland und der
Schweiz bisher Erfolg gehabt?

Schlußwort.

Man hat von verschiedenen Seiten den ersten Methodistenpredigern gar oft gesagt, daß der Methodismus keine Zukunft in Deutschland habe. Er sei ein ausländisches Gewächs und als solches für Deutschland unbrauchbar. Man ging von der falschen Voraussetzung aus, daß der Methodismus seine Hauptstärke lediglich in den ihm eigentümlichen Gebräuchen habe. Das war ein Irrtum. Der Methodismus will in erster Linie Leben wecken, und das kann man nicht durch bloße Formen.

In wie weit ihm das nun gelungen ist, soll einigermaßen in Nachstehendem gezeigt werden. Dabei wollen wir jedoch nicht vergessen, daß der Methodismus sich immer noch in seiner Gründungsperiode befindet.

Es folgen hier zunächst die statistischen Angaben aus den neuesten Berichten.

Auszug aus der Statistik der Jährlichen Konferenz von der Schweiz für 1890/91.

1. Gliederschaft:

Probeglieder	1035,	Zunahme	41
Mitglieder in voller Verbindung	5307,	"	198
Reiseprediger in voller Verbindung	29,	Abnahme	1
Probeprediger	6,	Zunahme	3
Vokalprediger	5,	"	1
Ermahner	54,	Abnahme	5
Taufen im Laufe des Jahres	163,	Zunahme	28
Kinder im Religionsunterricht	518,	"	22
Predigtplätze	203,	Abnahme	3

Ferner:

a. Probeglieder:

Auf Probe neu aufgenommen	865
Mit Schein aufgenommen	43
Gestorben	22
Weggezogen mit Schein	78
Weggezogen ohne Schein	51
Nach Amerika ausgewandert	11
Entlassen	171
In volle Verbindung aufgenommen	534

b. Mitglieder in voller Verbindung:

Es sind von verschiedenen Bezirken mit Schein zugezogen	213
Gestorben	82
Mit Schein weggezogen	234
Ohne Schein weggezogen	54
Nach Amerika ausgewandert	23
Zurückgezogen und ausgeschlossen	156

2. Sonntagschulen.

Zahl der Schulen	199,	Zunahme	7
" " Beamten und Lehrer	1063,	"	30
" " Schüler	14,127,	"	354
" " Bände in den Bibliotheken	11,225,	"	53

3. Finanzielles.

a. Beiträge für heimatliche Zwecke:

Für laufende Verwaltungsausgaben	Fr. 37,191.—
„ Unterhalt des Predigtamtes	„ 42,002.—
„ Interessen	„ 16,516.—
„ Mieten	„ 14,191.—
„ lokalen Kirchenbau und Schuldentilgung	„ 19,004.—
„ Armengelder	„ 3,645.—
„ Sonntagschule	„ 17,044.—
„ Kirchenbauhilfsgesellschaft	„ 491.—
„ Allg. Schuldentilgungskasse	„ 3,883.—
„ Predigerseminar	„ 4,429.—
„ Predigerhilfsverein	„ 1,643.—
„ Konferenzreise und Umzugskosten	„ 1,100.—
„ die Waisen	„ 2,891.—
„ heimatliche Mission	„ 1,970.—
„ sonstige wohlthätige Zwecke	„ 9,438.—

b. Beiträge für allgem. kirchl. Zwecke.

Für Missionsgesellschaft von den Sonntagschulen ..	Fr. 2,300.—
„ „ von den Gemeinden	„ 1,213.—
„ Frauengesellschaft für auswärtige Mission	„ 911.—
„ Traktatgesellschaft	„ 258.—
„ Bibelgesellschaft	„ 209.—
„ Sonntagschulunion	„ 206.—
„ Erziehungs gesellschaft	„ 275.—
„ das Bischofsamt	„ 216.—

Summa aller Beiträge pro 1890/91 Fr. 180,816, Zunahme Fr. 6208.

4. Kirchen-Eigentum.

Zahl der Kirchen oder Kapellen	11
„ „ Kapellen mit Wohnung im gleichen Gebäude	18
„ „ Wohnhäuser	6
„ „ Grundstücke	1

Ungefährer Wert der Immobilien Fr. 1,106,884, Zunahme Fr. 33,584.

Wert des Kirchenbau- und Schuldentilgungsfonds Fr. 55,170,
Zunahme Fr. 6975.

Wert des sonstigen Vermögens Fr. 37,000.

Gesamtvermögen Fr. 1,321,896, Zunahme Fr. 45,609.

Die darauf ruhenden Schulden Fr. 451,831.

Im letzten Jahre sind Fr. 33,659 an der Kirchenschuld abbezahlt worden.

5. Zeitchriften.

Abonnenten des Evangelist.....	4888,	Zunahme	41
„ des Kinderfreund	8450,	„	726
„ der Wächterstimmen	78,	Abnahme	7
„ des Sonntagschulmagazin.....	1002,	Zunahme	17
„ des Monatl. Botschafter	4815,	„	100
„ des Missionsfammler	5245,	„	135

Die schweizerische Jährliche Konferenz hat also bei 35 Reisepredigern eine Gliederzahl von 6342, in ihren Sonntagschulen 14,127 Schüler und brachte im Jahre 1890/91 für wohlthätige Zwecke die Summe von Fr. 180,816 auf. Beinahe auf allen Gebieten zeigt sich eine Zunahme. Die Gemeinden sind durchweg in einem guten Stande und ihre Prediger sind voller Mut und Gottvertrauen für die Zukunft der Sache Gottes, an der sie arbeiten.

Auszug aus der Statistik der Jährlichen Konferenz von Deutschland für 1890/91.

1. Gliederschaft.

Probeglieder.....	2475,	Zunahme	35
Mitglieder in voller Verbindung.....	8105,	„	314
Reiseprediger in voller Verbindung.....	66,	„	1
Probeprediger.....	8,	„	3
Lokalprediger.....	37,	Abnahme	1
Ermahner	184,	Zunahme	14
Taufen	274,	„	33

Kinder unter 14 Jahren	2878,	
Kinder im Religionsunterricht	598.	
Predigtplätze	531.	Zunahme 12

Ferner:

Probeglieder

wurden neu aufgenommen	1256	
Mit Schein aufgenommen	54	
Gestorben	28	
Mit Schein weggezogen	103	
Ohne Schein weggezogen	65	
Nach Amerika ausgewandert	14	
Entlassen	308	

Mitglieder in voller Verbindung

wurden aufgenommen	747	
Mit Schein zugereist	250	
Gestorben	129	
Mit Schein weggezogen	238	
Ohne Schein weggezogen	46	
Nach Amerika ausgewandert	52	
Zurückgezogen und ausgeschlossen	218	

2. Sonntagschulen.

Schulen	290,	Zunahme 4
Beamte und Lehrer	975,	" 37
Schüler	11,751,	" 429
Bände in den Bibliotheken	14,413.	

3. Finanzielles.

a. Beiträge für heimatliche Zwecke:

Für laufende Verwaltungsausgaben	M	45,049.—
" Unterhalt des Predigtamtes	"	57,814.—
" Interessen	"	8,018.—
" Mieten	"	13,794.—
" lokalen Kirchenbau und Schuldentilgung	"	35,910.—
" die Armenkasse	"	3,081.—
" Sonntagschule	"	9,297.—
" Kirchenbauhilfsgesellschaft	"	389.—
" Predigerseminar	"	4,668.—

Für Predigerhilfsverein	M	2,006.—
„ Konferenzzunterstützungs- und Reisekosten	„	2,630.—
„ Waisen	„	1,359.—
„ sonstige wohlthätige Zwecke incl Frauen-Missions-Gesellschaft	„	10,104.—

b. Für allgemeine kirchliche Zwecke:

Für Missionsgesellschaft von der Sonntagschule	M	1850.—
„ Missionsgesellschaft von den Gemeinden	„	3546.—
„ Traktatgesellschaft	„	305.—
„ Bibelgesellschaft	„	266.—
„ Sonntagschulunion	„	238.—
„ Erziehungs gesellschaft	„	352.—
„ Bischofsamt	„	294.—

Gesamtbeiträge M 200,760, Zunahme M 31,552.

4. Kircheneigenthum.

Kirchen oder Kapellen ohne Wohnung	28,	Zunahme 5
Kapellen mit Wohnung	50,	„ 1
Wohnhäuser	12,	
Häuser für wissenschaftliche oder gewerbliche Zwecke	2,	
Grundstücke	7.	
Wert der Immobilien	M	2,112,968
Wert der Mobilien	„	147,879
Bestand des Kirchenbau- und Schuldentilgungsfonds	„	51,867
Sonstiges Vermögen	„	5,086

Wert des Gesamtkircheneigenthums M 2,317,800, Zunahme M 337,967.

Darauf ruhende Schulden M 742,902

An der Kirchenschuld im letzten Jahre abbezahlt M 69,072.

5. Zeitschriften.

Abonnenten auf Evangelist	7,518,	Zunahme 169
„ „ Kinderfreund	10,948,	„ 980
„ „ Wächterstimmen	173,	Abnahme 20
„ „ Sonntagschulmagazin	942,	„ 25
„ „ Monatl. Botschafter	7,781,	Zunahme 498
„ „ Missionsammler	7,106,	„ 197

Die deutsche Jährliche Konferenz hat also bei 72 Reisepredigern eine Gliederzahl von 10,580; in ihren Sonntagschulen werden 11,751 Schüler unterrichtet in Gottes Wort. Die Mitglieder brachten im Jahre 1890/91 200,760 Mk für wohlthätige Zwecke auf. Beinahe auf allen Gebieten zeigt sich eine Zunahme. Auch hier gilt in vollem Maße, was oben von dem Werke in der Schweiz gesagt wurde.

Das von Jacoby gegründete Buchgeschäft, welches beiden Konferenzen dient, hat sich in herrlicher Weise entwickelt. Der Nettowarenumsatz im Jahre 1890 war:

Bücher	Mk 95,400.—
Zeitschriften	" 39,946.—
Hausfreund (Kalender)	" 11,109.90
Wächterstimmen	" 705.50
Sonntagschulmagazin	" 2,199.30
Bibeln und Testamente	" 19,672.—
Traktate	" 5,079.—
Summa	Mk 174,111.70

Während des Jahres 1890 wurden 6,348,972 Seiten Traktate verbreitet. Der Evangelist erscheint wöchentlich und hat eine Abonnentenzahl von 13,500; der Kinderfreund hat 19,800 Abonnenten. Außer diesen beiden Hauptzeitschriften werden noch 13,500 Missionsblätter, 14,000 Monatlicher Boten, 1200 Mäßigkeitsfreund, 2300 Sonntagschulmagazin monatlich, und 500 Wächterstimmen vierteljährlich verbreitet.

Das Buchgeschäft hatte im Jahre 1890 einen Nettogewinn von Mk 33,662.83 zu verzeichnen zum Besten des Werkes in Deutschland und der Schweiz. Der Vermögensstand beläuft sich mit den Gebäuden auf Mk 258,583.53. Das Geschäft befindet sich in einem guten Stande.

Das Predigerseminar oder, wie dasselbe immer noch gern genannt wird, die Missionsanstalt der Bischöflichen Methodistenkirche, befindet sich ebenfalls in einer geistlichen Entwicklung.

208 junge Männer erhielten hier im Laufe der Jahre ihre Ausbildung und im letzten Jahre belief sich die Zahl der Studierenden auf 28, unter welchen sich zwei junge Chinesen befinden. Noch heute wird die Anstalt durch freiwillige Gaben von den Gemeinden in Deutschland und der Schweiz unterhalten.

Der von Jacoby mit Hilfe seiner Mitarbeiter ins Leben gerufene Predigerhilfsverein unterstützt in liberaler Weise die in den Ruhestand versetzten Prediger, die Witwen und Waisen seiner heimgegangenen Mitglieder. Sein Vermögensstand beträgt in Deutschland 83,051 Mk. 35 Pf. in der Schweiz 54,888 Frs. 81 Cent.

In Verbindung mit der Bischöfl. Methodistenkirche und aus ihr hervorgegangen besteht seit 16 Jahren ein reichgesegnetes Diakonissenwerk, der Bethanien-Verein. Dieser wurde im Jahre 1874 von 4 Predigern gegründet und zählt heute über 100 Diakonissen mit einer Krankenheilanstalt und einem Mutterhaus in Frankfurt a. M., mit einem Schwesternheim in den Städten Hamburg, Berlin und St. Gallen; auch in Zürich und Lausanne hat der

Berein Diafonissen-Stationen. In letzter Zeit hat derselbe auch mit der Gemeindepflege begonnen. Zwei Schwestern pflegen in direkter Verbindung mit Gemeinden, und eine Dritte wirkt in einem Fabrikarberterviertel einer Großstadt.

Soviel über den direkten Erfolg des von Jacoby nach Deutschland und der Schweiz gebrachten Methodismus.

Von nicht geringerer Bedeutung ist sein indirekter Erfolg. Der Methodismus hierzulande hat in erster Linie wesentlich dazu beigetragen, auf kirchlichem Gebiete das Freiwilligkeitsprinzip durch Wort und That zu empfehlen; ebenso hat er durch sein Beispiel andere kirchliche Kreise, die Staatskirche nicht ausgenommen, zu größerer und freierer Thätigkeit mächtig angespornt.

Wie gering dachte man doch, als Jacoby seine Arbeit in Deutschland anfang, von freier Thätigkeit auf kirchlichem Gebiete. Alles was nicht von der Staatskirche ausging oder mit ihr verbunden war, wurde als sektierend gebrandmarkt und verschrieen. Der Methodismus, obgleich seine Anhänger nach Millionen zählen, gilt zwar heute noch in den Augen manches Staatskirchenmannes als „Sekte.“ Aber die Sehnsucht nach der von den Fesseln des Staats befreiten Kirche ist bei vielen in einer Weise erwacht, wie nie zuvor. Man erkennt eben an den evangelischen Freikirchen, besonders auch am Methodismus, wie viel frischer sich das kirchliche Leben entwickeln könnte, wenn die Kirche frei wäre. Ja, in gewissen Kreisen gesteht man sich, daß das Staatskirchentum eigentlich keine Kirche nach Gottes Wort ist und sehnt sich nach der freien

Kirche. Daß man zu dieser Erkenntnis gekommen ist, dazu hat der Methodismus in Deutschland wesentlich beigetragen.

Im Segen hat der Methodismus auch dadurch gewirkt, daß durch seine Wirksamkeit ein schöner Wettstreit auf kirchlichem Gebiete hervorgerufen worden ist. Eine Schrift, „Die methodistische Frage“ von Prof. Dr. Theodor Christlieb in Bonn hat nach dieser Seite hin Aufsehen erregt. Die Beantwortung dieser „Frage“ gipfelt darin: Man mache es doch ebenso wie die Methodisten, dann werden sie entbehrlich. Die Methodisten selbst waren wohl am meisten darüber erstaunt, daß ihre Wirksamkeit so gespürt wird. Eine „Methodistische Frage,“ bei der im Verhältnis geringen Zahl methodistischer Arbeiter?

Der Methodismus hat ferner auch hierzulande eine Werkarbeit verrichten dürfen, die sehr erfolgreich ist. Nach einer Seite hin wirkt oft schon der bloße Name zum Wecken der schlummernden Kräfte in der Staatskirche. Sobald es nur bekannt wird, daß die Methodisten dieses oder jenes Arbeitsfeld aufnehmen werden, da regen sich die Pfarrer, da arbeiten die Vereine wie nie zuvor. Man hat den Methodismus auch als Zuchtrute, als Geißel betrachtet für das träge Staatskirchentum. So unschön und völlig unpassend dieser Vergleich ist — darüber können die Methodisten sich doch nur freuen, daß neben ihrer direkten Arbeit in der Seelenrettung sie andere in der Arbeit Gutes zu thun anspornen dürfen. Hunderte von Beispielen können als Beweise für das Gesagte erbracht werden. Wo sie mit ihrer Arbeit beginnen, wachen auch

andere auf und bemühen sich in irgend einer Weise, dem Volke Gutes zu thun. Die Methodisten danken Gott dafür.

Merkwürdig und bezeichnend ist es, daß ernstes Christentum überhaupt, wie in England und Amerika, auch schon bei uns kurzweg als „Methodismus“ bezeichnet wird, selbst dann, wenn dasselbe in keiner Weise von Methodisten ausgeht. Hier predigt ein Pfarrer „ganz methodistisch“, wenn er z. B. auf Befehrung dringt; dort wirkt ein Evangelist „in methodistischer Weise“, wenn er Abend für Abend Gottesdienst und dazu sogenannte Nachverjammlungen hält; und erzählt einmal einer seine Befehrung, wie der Apostel Paulus es gethan hat, so heißt es gar oft, „der ist ein Methodist“. Es kann das sicherlich die Methodisten in ihrer Arbeit nur ermutigen und ihrem Werk zur Ehre gereichen.

Man empfiehlt ferner, nicht mehr wie früher die Polizei gegen den Methodismus zur Hilfe zu rufen, sondern von ihm zu lernen, um ihn desto besser bekämpfen zu können, und erwähnt namentlich „ihren unermüdlichen Eifer, ihre Bibelfestigkeit, das Auskaufen der Zeit, den praktischen Sinn, der sich an Unwesentliches in der Form nicht bindet, das Erwärmende und Lebendige seiner Gottesdienste, die Zucht, die er (der Methodismus) rücksichtslos, trotz der Opfer, die er fordert, an seinen Mitglie dern übt und nicht zum mindesten das möglichste Hineinziehen aller in die kirchliche Thätigkeit“.*)

*) Siehe Vortrag des Herrn Prof. Kolde in Erlangen über: „Der Methodismus und seine Bekämpfung.“

Diese Anerkennung, die dem Methodismus bei seiner „Bekämpfung“ gezollt wird, sollte genügen, um zu zeigen, welcher Segen auf der Gründungsarbeit unserer Väter ruht, und kann uns nur in der Annahme befestigen, daß Gott es war, der in Seiner weisen Leitung den Methodismus nach Deutschland gebracht hat. Doch wir heben ferner hervor: Durch die Einführung der „Sonntagschulen“ in Deutschland hat der Methodismus die Sonntagschulsache, dieses gesegnete Institut, wesentlich gefördert. Es ist hier nicht am Platze, zu untersuchen, wer die erste wirkliche Sonntagschule auf deutschen Boden verpflanzt hat, ob es Dnken (Baptist) in Hamburg oder Dr. L. S. Jacoby (Methodist) in Bremen war. Aber das ist gewiß, Sonntagschulen gab's bei den Methodisten schon viele, als man in der protestantischen Staatskirche damit anfang, solche einzuführen, und in wie vielen Gegenden der Methodismus den Anstoß zu deren Einführung gegeben hat, wer könnte das sagen?

Auf dem Gebiet des Kirchengesanges hat der Methodismus in unseren Ländern vorherrschend mitgewirkt, einen frischen fröhlichen Gesang einzuführen. Man kann es ihr sicher nicht als Ueberhebung auslegen, wenn die Methodistenkirche behauptet, daß sie hierin wie kaum eine andere Kirchengemeinschaft vorangehe. Es war damit auch die höchste Zeit, denn der alte schleppende, ermüdende, geisttötende Gesang, wie er früher in der Kirche üblich war und teilweise noch ist, dient nicht dazu, die frohe Botschaft von dem Heil in Christo zu verkündigen und unser Volk glücklich zu machen. Es vollzieht sich auf

diesem Gebiet eine Umwandlung, die sehr bemerkenswert ist. *)

Und was sollen wir von der methodistischen Lehre, d. i. von den Lehren der heiligen Schrift, wie sie in der Methodistenkirche gelehrt werden, sagen? Und von der methodistischen Predigtweise? Von den kirchlichen Gebräuchen des Methodismus? Es ist Thatsache, daß die Hauptlehren des Methodismus da und dort in andern kirchlichen Kreisen Eingang finden, und, wenn auch bedauernd, spricht man es bereits aus, „daß methodistische Art in neuerer Zeit in die deutsche evangelische Kirche eingedrungen ist.“ **)

Lassen wir hier noch folgen, was in jüngster Zeit in der nichtmethodistischen Schrift „Christliche Bedenken eines Sorgenvollen“ (von R. Rübel?) vom Methodismus gesagt wird: „Bald ist der Methodismus in der evangelischen Christenheit gerade so faktisch, wenn auch vielen unbewußt, die herrschende Macht geworden, wie der Jesuitismus in der katholischen.

Was er Gutes in sich hat, und was er auch uns in Deutschland für Segen gebracht hat, sei offen anerkannt. Vollends vielen seiner Glieder, vielen Methodisten reichen wir gerne die Bruderhand, wenn wir auch dem Me-

*) Siehe die Schrift von Dr. W. Bode: „Das Kirchenlied der Zukunft.“ Auch hat die von dem Prediger der Bischöfl. Methodistenkirche, E. Gebhardt, herausgegebene „Trobe Botschaft in Liedern“ schon die 40. Auflage erlebt und wird in besonderer Weise auch in nichtmethodistischen Kreisen benützt.

**) Siehe Frankfurter Evangel. Gemeindeblatt.

thodismus in manchem entgegen treten müssen. — Je-
ner Segen des Methodismus aber, von welchem wir re-
deten, ist einfach schon damit gegeben, daß seine gefähr-
liche Konkurrenz unsere Kirchen, unsere Pfarrer in kaum
je vorher dagewesener Weise gezwungen hat, den Schlaf,
der viele gefangen hielt, abzuschütteln und sich zu tum-
meln (!). Respekt vor allem Eifer um das Gute, um
das Heil der Mitmenschen; und daß solcher gegen-
wärtig herrscht, verdanken wir größtentheils dem
Methodismus.“

Eine weitere Bemerkung hiezu erscheint als über-
flüssig. Am geratensten ist es, die Methodisten lassen sich
durch diese Anerkennung mehr als zuvor anspornen, zu
wirken, so lange es Tag ist, da die Nacht kommt, in der
niemand wirken kann.

Wir sind am Schluß. Werden die Mitglieder der
Bischöfl. Methodistenkirche in Deutschland und der Schweiz
die von ihren Vätern überkommenen herrlichen Güter zu
wahren wissen? Wird die Bischöfl. Methodistenkirche auch
in den Ländern diesseits des Oceans ihren hohen Beruf
erfüllen, wie es von ihr jenseits des Oceans geschieht?

Sie wird es thun, wenn sie sich allezeit be-
wußt bleibt: Gefahren drohen auch mir, trotz
meiner Lebenskraft. „Sei nicht stolz, sondern
fürchte dich.“ Sie wird es thun, wenn sie sich
in keiner Weise durch den Heiligenschein bloßen
Kirchentums blenden läßt, wenn sie sich hütet,
in die ausgefahrenen Geleise des toten Staats-
kirchentums zu geraten. Sie wird es thun,

wenn sie die ihr anvertrauten Gnadenmittel, besonders auch die Klaisen, wertschätzt, wenn sie Kirchengucht übt und von sich hinaus thut, wer böse ist. Sie wird es thun, wenn sie festhält an dem einen hohen Berufe, „Seelen zu retten“, wenn Prediger und Gemeindeglieder eins bleiben, durch Wort und Wandel Heiligkeit zu verbreiten. Sie wird es thun, wenn Gott mit ihr ist! „Siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende!“ Matth. 28, 20.



THEOLOGY LIBRARY
SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT
CALIFORNIA

A 5274

Druck vom Verlag des Traktathauses, A. Rodemeyer, Bremen.



BX Mann, Heinrich.
8495 Ludwig S. Jacoby, der erste Prediger der
J3 Methodistenkirche von Deutschland und der S
M3 Sein Leben und Wirken, nebst einem kurzen L
abriss seiner Mitarbeiter. Bremen, A. Rode
er [1892]
x, 274p. port. 19cm.

1. Jacoby, Ludwig Sigismund, 1813-1874.
2. Methodist Episcopal Church in Germany.

A 5274

CCSC/mmb

